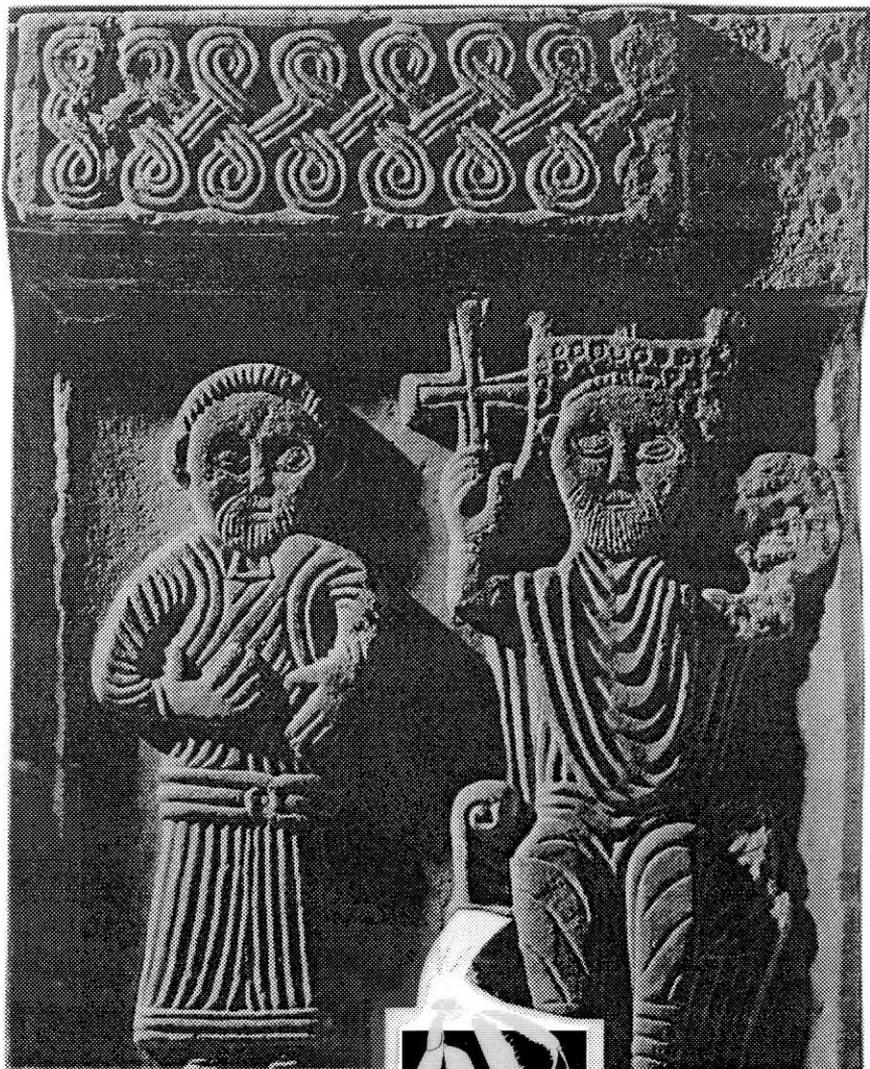


Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

1/2003



Jahrg. 15, Heft 1, April 2003

ISSN 0947-7233



Titelbild: Christus oder ein kroatischer König; Flechtwerkplatte aus dem Baptisterium in Split, 11. Jh. (s. S. 161 [Jelovina 41])

Impressum:

Zeitensprünge *Interdisziplinäres Bulletin*

(*vormals ‚Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart‘*)

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig
D-82166 Gräfelfing, Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06
Fax: / 87 139 139
mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Contributing Editor: Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn
Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung
28344 Bremen, Universität FB 11, Postfach 330440

Tel. 0421/2183154 Fax: 0421/2182089 gheins@uni-bremen.de

Home-page, eingerichtet von Günter Lelarge

www.mantis-verlag.de

dort auch das **Gesamtregister** der *Zeitensprünge*

Druckerei: Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:

Nach Einzahlung von 32,- € auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 35,- € bar oder als Scheck senden) werden bei Erscheinen die vier Hefte des Jahresabonnements 2002 verschickt.

Alle früheren Hefte können einzeln nachgeliefert werden (€-Preise je nach Umfang zwischen 5,- und 10,-). **Jahrgänge:** 1989 = 17,50; 1990-1991 je 20,- ; 1992-1994 je 22,50,- ; 1995 = 27,50; 1996 = 30,- ; 1997-1998 = 32,50; 1999-2000 = 35,- ; 2001-2002 = 37,50. Porto im Preis enthalten.

Copyright ©: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: Heribert Illig Verlag 137 238-809 (zwingende Kontobezeichnung), Postbank München (BLZ 700 100 80)

Früher oder später: Amerikas Besiedlung

Eine Buchbesprechung von Andreas Birken

Thomas D. Dillehay (2000): *The Settlement of the Americas. A new Prehistory*, New York, 371 Seiten

Bis vor wenigen Jahren war alles klar: Während der letzten Eiszeit war der Meeresspiegel um 100 bis 150 m niedriger als heute, die Kontinentalschelfs lagen trocken und an Stelle des Beringmeers gab es eine Landbrücke zwischen Asien und Nordamerika, über die vor 12–15.000 Jahren die ersten Menschen nach Amerika einwanderten. Sie lebten von der Großwildjagd (paläo-indianische Kulturstufe). Die erste Kultur in der neuen Welt war die Clovis-Kultur, die vor 11.200 bis 10.800 Jahren am Rande des heutigen Llano Estacado blühte und durch die hervorragende Clovis-Speerspitze gekennzeichnet war, die sich von Nordamerika aus ausbreitete wie in unseren Tagen Coca-Cola und die Baseball-Kappe. Die Großwildjäger waren so erfolgreich, dass sie die eiszeitliche Großfauna schließlich ausrotteten und zur gemischten Lebensweise von Jägern und Sammlern übergehen und Körner und Würmer essen mussten (archaische Kulturstufe).

Als man dann herausfand, dass der Mensch schon um 11.000 Feuerland erreicht hatte, wurde von Paul S. Martin die Blitzkriegstheorie entwickelt, nach der der Mensch binnen 200 bis 500 Jahren den ganzen Doppelkontinent durchquerte und die Großtiere ausrottete.

Die Priorität der Clovis-Kultur war ein Dogma, das mit allen Mitteln verteidigt wurde. Abweichler wurden diffamiert. Funde, die mit C-14 auf eine Zeit vor Clovis datiert wurden, betrachtete man als kontaminiert, die Fundstätten als in ihrer Stratigrafie gestört. Südamerikanische Forscher wurden von den Nordamerikaner nicht ernst genommen. Die Problematik der C-14-Methode braucht uns hier nicht zu beschäftigen, da es hier zunächst nur um die relative Datierung der verschiedenen steinzeitlichen Funde geht.

Aber die Clovis-Doktrin war nicht mehr zu halten, als der Anthropologe Thomas D. Dillehay von der Universität von Kentucky ab 1976 die Stätte Monte Verde in Chile ausgrub und ihr Alter auf mindestens 12.000 Jahre bestimmte. Zudem handelte es sich hier um eine feuchte Fundstätte, wo sich unter Ausschluss von Sauerstoff auch viele organische Stoffe erhalten hatten. Man fand neben Holz und Lederresten auch Nahrungsreste. Das alles machte deutlich, dass Monte Verde nicht nur älter war als Clovis, sondern auch, dass dort (vor Clovis) keine Großwildjäger gelebt hatten, was den Ablauf der amerikanischen Kulturentwicklung auf den Kopf stellte. Für Dillehay war das nur

logisch, denn es war ja keineswegs nahe liegend, dass der Mensch sich jahrtausendlang ausschließlich von eiszeitlichen Großtieren ernährt haben könnte, denn das Jagdglück war notorisch unsicher, wogegen man „eine Kartoffel nicht zu überlisten brauchte“. Die Clovis-Anhänger mauerten. Denn:

„Wie andere Wissenschaftler leben Archäologen in einer akademischen Gemeinschaft. Sie denken und arbeiten innerhalb eines gemeinsamen und vorgegebenen Bildes – einer Theorie oder einem Paradigma – und stellen etablierte Theorien gewöhnlich nicht in Frage. Tatsächlich ist die Mitgliedschaft in einer Gemeinschaft von Forschern oft durch die Loyalität gegenüber der herrschenden Lehre bestimmt, und ein Großteil des Streits über die Clovis-Dominanz in den Amerikas ging in Wirklichkeit darum, dass einzelne Wissenschaftler nicht bereit oder fähig waren, Fakten zu akzeptieren, die die herrschende Lehre untergruben“ [Dillehay, S. 18; Übersetzung Birken].

Schließlich wurde im Jahre 1997 eine Wissenschaftlerkommission gebildet, die Monte Verde begutachtete und Dillehays Ergebnisse bestätigte. Für Illigs Mittelalterthese steht eine solche Kommission noch aus.

Natürlich bewegt sich Dillehay ganz im Rahmen der konventionellen Chronologie. Überlegungen wie die Heinsohns [2000] über das Alter des Menschengeschlechts oder die Mentings [2002] über die nacheiszeitliche Waldausbreitung liegen ihm fern. Aber bei seinen Überlegungen über die Rolle der Klimaveränderung für das Aussterben der Großtiere kommt er katastrophischen Theorien doch nahe, indem er feststellt, dass eine langsame Erwärmung um 7 bis 12 Grad keineswegs zum Tod dieser Fauna führen muss. Entscheidend könne aber gewesen sein, dass dieser Klimawechsel kein allmählicher war, sondern mit heftigen Klimaschwankungen einherging, die für einzelne Tierarten durchaus verderblich gewesen sein konnten.

Dillehay stellt uns kein fertiges neues Bild der Besiedlung Amerikas vor, aber er diskutiert ausführlich alle Aspekte. Zwei davon sind besonders interessant. Zum einen haben Anthropologen und Philologen festgestellt, dass die Unterschiede von Sprache und Körperbau der amerikanischen Ureinwohner so unterschiedliche sind, dass sie sich unmöglich in der kurzen Zeit von 12.000 Jahren aus einer einzigen kleinen Einwandergruppe entwickelt haben können. Es muss also mehrere Schübe gegeben haben. Man hat auch viel mehr Gemeinsamkeiten mit Südasiaten als mit Nordostasiaten festgestellt. Eine der neuen Theorien nimmt deshalb an, dass die ersten Einwanderer aus Südasien gekommen sein könnten und die Ostsibirier möglicherweise von Rückwanderern aus Amerika abstammen. Sogar sprachliche und anthropologische Bezüge zu Westeuropa und Afrika meint man festmachen zu können. Das führt zur Frage des Wanderweges.

Das Bering-Land war zwar nicht vergletschert, lag aber während der Eiszeit trotzdem die meiste Zeit des Jahres unter Eis und Schnee. Es gab auch keine Passage entlang der kanadischen Westküste. Der einzige Weg war die Nordwestpassage im Inland, die sich in der Endphase der Eiszeit zwischen dem Kordilleren-Eisschild und dem großen Laurentischen Eisschild öffnete [Haywood 1998, Karte 1.02], also im Gebiet der heutigen Staaten Alberta und Montana. Auch dieses Gebiet muss sehr unwirtlich gewesen sein. Da im Hinblick auf die Besiedlung Australiens ohnehin eine steinzeitliche Seefahrt angenommen werden muss, hält es Dillehay für möglich, dass die ersten Menschen mit Booten entlang der Küste gekommen sind. Sie müssten sich wie die heutigen Eskimos durch Fisch- und Robbenfang ernährt haben. Funde an der Küste gibt es allerdings nicht, weil diese Küste heute tief unter dem Meeresspiegel liegt. Er schließt deshalb auch nicht völlig aus, dass einzelne Gruppen auf dieselbe Weise von Europa entlang des atlantischen Packeises vorgedrungen sein könnten. Was Dillehay nicht sieht, und wegen seiner C-14-Gläubigkeit nicht sehen kann, ist, dass der Vorgang der Besiedlung Amerikas nun vom Bestehen der Bering-Landbrücke völlig abgekoppelt ist. Die Besiedlung hätte irgendwann stattgefunden haben können, auch lange nach der Eiszeit. Sicher ist ja nur, dass die Amerikaner ihre ganz eigenständige neolithische Revolution gehabt haben, mit anderen Nutzpflanzen, anderen Haustieren und anderen Kulturtechniken als die Europäer und Asiaten.

Literatur

- Haywood, John (1998): Völker, Staaten und Kulturen. Ein universalhistorischer Atlas, aus dem Englischen; Braunschweig
Heinsohn, Gunnar (?2000): Wie alt ist das Menschengeschlecht?; Gräfelting
Martin, Paul S. (1967): Prehistoric Overkill; in: *Prehistoric Extinctions*, New Haven
Menting, Georg (2002): Die kurze Geschichte des Waldes; Gräfelting

Dr. Andreas Birken, 22399 Hamburg, Kreienkoppel 3

Chufu-Kartusche wohl doch gefälscht

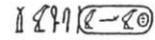
Ein Nachtrag zur „Nacht der Pyramiden“

Otto Ernst · Jürgen Zimmermann

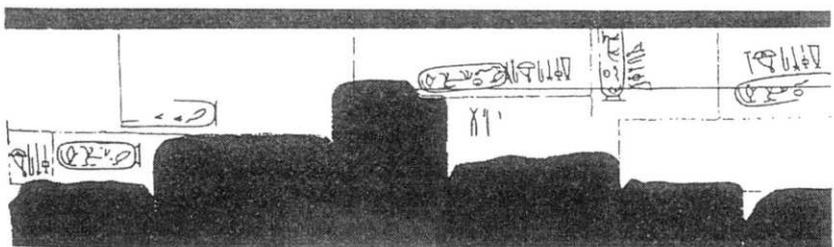
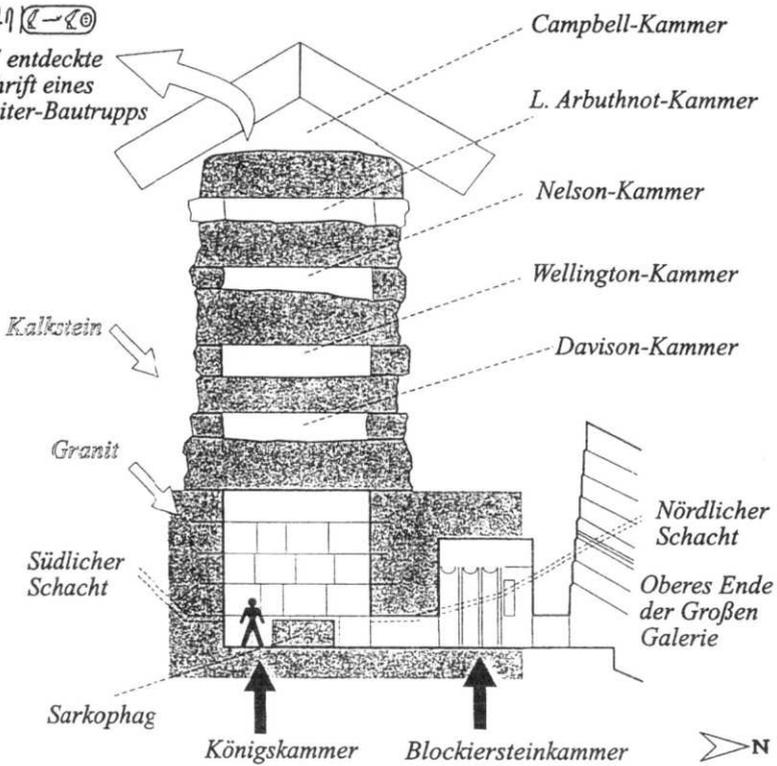
Eine Detail-Problem aus dem großen Fragenkreis um die Cheops-Pyramide ist die Echtheit der Graffiti, die sich in den so genannten Entlastungskammern befinden. 'Entdeckt' wurden sie von dem britischen Oberst Howard Vyse, der seit 1835 etliche Jahre im Bereich der Pyramiden forschte, wobei sein 'Hauptgrabungs-Instrument' Schießpulver war. So sprengte er sich u.a. einen Zugang in die Mykerinos-Pyramide, so ist auf ihn bzw. seine Sprengungen das in der Südwand der Cheops-Pyramide befindliche Loch zurückzuführen, und auch in die Entlastungskammern oberhalb der Königskammer sprengte er sich hinein. Die einzelnen Kammern benannte er dann nach prominenten Engländern wie Wellington, Nelson u. a.

Einige Tage nach dem Durchstoß in die oberste der Kammern, die er nach dem britischen Konsul in Kairo, Oberst Campbell, benannt hatte, wurde dann von ihm berichtet, dass er dort auf einem der Blöcke, die das Satteldach dieser letzten Kammer bildeten, eine Kartusche mit dem Herrschernamen des Cheops: »Chufu« entdeckt hätte.

Die Entdeckung der Cheops-Kartusche war natürlich eine Sensation, weil bisher noch kein bauarchäologischer Hinweis auf den Erbauer der größten aller Pyramiden bekannt war. Von Anfang an wurden aber auch **Zweifel** laut. So äußerten schon manche der ersten Besucher, dass die Schriftzüge merkwürdig frisch wirkten. Spätere Analysen sollen ergeben haben, dass eine Farbe verwendet wurde, die damals (1837) noch auf dem Bazar von Kairo zu erhalten war. Lepsius, der zu dieser Zeit bedeutendste deutsche Ägyptologe, wunderte sich u. a. darüber, dass die Schriftzeichen der später entstandenen hieratischen Schrift ähnelten und teilweise ungewöhnliche Formen aufweisen würden. Besonders merkwürdig war, dass man in anderen Kammern auch Kartuschen mit dem Namen »Chnum-Chufu« fand, was schließlich als ein weiterer Name des Cheops interpretiert wurde, aber auch nicht als gesichert betrachtet werden kann. Zumindest haben etliche frühere Ägyptologen erhebliche Zweifel an dieser Gleichsetzung vorgebracht. So schrieb Petrie in seinem 1883 erschienenen Buch: *Die Pyramiden und Tempel von Gizeh*: „Es ist als eine verheerende Theorie zu betrachten, dass Chnum-Chufu und Chufu identisch sein sollen.“ Ein weiteres Problem der Chnum-Chufu-Kartuschen war, dass eine Schreibweise verwendet wurde, die eigentlich erst seit dem Mittleren Reich üblich gewesen sein soll.



1837 entdeckte
Inchrift eines
Arbeiter-Bauntrups



Oben: Ort der 'Hawass-Kartusche' nach einer Skizze von Maragliolo und Rinaldi [Haase 146] Unten: Übersriebene Fugen und dem Umfeld der Kammern angepasste Kartuschen [Ercivan 1997, Abb. 33]

Bis heute ist insbesondere der Streit um die Echtheit der *Chufu-Kartusche* nicht verstummt. Während man innerhalb der offiziellen Ägyptologie meist die Inschrift anerkennt, wird in der Außenseiter-Literatur über Ägypten eher von einer Fälschung ausgegangen. Hierfür werden verschiedene, teilweise schon angeführte Argumente vorgebracht. Mitunter ist auch in letzterer Literatur z.B. zu finden, dass die Chufu-Kartusche auch deshalb gefälscht sein müsse, weil der Herrscher-Name *falsch geschrieben* worden wäre: Anstelle des »ch« (⊖) würde das Ra-Zeichen (⊙) stehen. Dies behauptete vor allem Sitchin, der die Auffassung vertritt, die Cheops-Pyramide sei von Außerirdischen erbaut worden.

Die offizielle Lehrmeinung zum Entstehen der Graffiti ist, dass sie von Bautrupps, so genannten Phylen, schon *in den Steinbrüchen* angebracht worden seien, weil sie miteinander in Wettbewerb standen und mit ihren Texten darauf hinweisen wollten, dass gerade sie es waren, die diesen Stein behauen oder fertiggestellt hätten. Leider war bisher in der Literatur kein eindeutiges Foto der Kartusche zu finden, meist nur Nachzeichnungen oder Bilder, die den Anfang der angeblichen Cheops-Kartusche nicht deutlich wiedergaben. Diese endet nämlich an einer Stelle, wo der schräge Deckenbalken des Giebeldaches in einen anderen Stein übergeht bzw. von diesem abgedeckt wird.

Eine einigermaßen deutliche Wiedergabe der Kartusche wurde nun zum ersten Mal in der so genannten "Nacht der Pyramiden" gezeigt, in der das ZDF in der Nacht vom 16./17. September 2002 eine vom amerikanischen *National Geographic Channel* übernommene Sendung ausstrahlte, in der nach vorausgegangener Durchbohrung das Hindurchführen einer Kamera durch die 1993 von dem deutschen Ingenieur Gantenbrink entdeckte Verschlussplatte am Ende eines von der so genannten Königinnen-Kammer der Cheops-Pyramide ausgehenden Schachtes gezeigt wurde. Star dieser Sendung war Ägyptens Chef-Archäologe Hawass, der in den verschiedenen, meist sehr interessanten Vorspann-Filmen auch die bewusste Kartusche vorführte und dazu erklärte, dass der komplette Schriftzug die Tätigkeit einer altägyptischen Phyle zur Zeit des Cheops belegen würde, einer Arbeitergruppe, die sich „Freunde des Cheops“ nannte.

Eindeutig war zu sehen, dass der Chufu-Name richtig geschrieben war, wirklich mit »ch« anstatt des »ra«-Zeichen, womit Sitchin widerlegt ist. Trotzdem spricht einiges dafür, dass die Inschrift erst in der Kammer selbst angebracht worden und dass dies auch nicht durch einen altägyptischen Schreiber geschehen ist.

Der Schriftzug beginnt mit der Chufu-Kartusche, der dann der Hinweis auf die Phyle folgt. Da der Stein schräg von oben nach unten verläuft und die Kartusche sich am *unteren* Ende des Steines befindet, hätte der Schreiber



Oben: Hawass vor der bewussten Inschrift. Man achte auf den Anfang der Kartusche beim Übergang beider Steine.

Unten: Der um 90 Grad gedrehte Anfang der Kartusche. Deutlich ist zu sehen, dass der links begonnene Kreis, das Zeichen für »ch«, rechts mit kleinerem Radius beendet wurde [Fotos: Ernst vom TV-Film].

dort beginnen müssen. Das Fernsehbild bzw. das davon angefertigte Dia sprechen jedoch dafür, dass die Gesamt-Schrift in der falschen Reihenfolge begonnen wurde, nämlich von *hinten*, und dass dann der Schreiber nicht mehr genügend Platz hatte für den eigentlichen *Anfang* des Textes, nämlich die Kartusche selbst, so dass er diese, die eigentlich am Anfang geschrieben werden sollte, schließlich *stauchen* musste. Und diese Stauchung erfolgte an der Stelle der Kartusche, an der er eigentlich *beginnen* musste. Genau so merkwürdig ist, dass die Rundung der eigentlichen Kartusche auch genau dort endet, wo der schräg aufsetzende Dachstein auf den Auflagestein trifft, und dass auch diese Rundung unregelmäßig verläuft.

Der Schreiber übertrug also höchstwahrscheinlich einen vorgefundenen, möglicherweise für ihn sogar fremden Text, und zwar – weil es für ihn praktischer war – von oben nach unten, wobei er sich mit dem unten noch benötigten Platz etwas verschätzt hatte. Besonders deutlich sieht man das, wenn man die Schrift um neunzig Grad dreht, so dass sie waagrecht und nicht senkrecht verläuft. Dass sie bei dieser gedrehten Form rechts anfängt und dort auch eigentlich begonnen werden musste, erkennt man daran, dass die Wachtelkücken, die Hieroglyphe für den Laut »ch«, nach rechts schauen. (Bei der Hieroglyphenschrift schauen Lebewesen immer zum Anfang des Schriftzuges).

Ein ägyptischer Schreiber hätte natürlich mit den Hieroglyphen der Kartusche, speziell mit dem Kreis des »ch«-Zeichen, begonnen und so dieses auch richtig rund malen können, genauso wie anschließend die Wölbung der umschließenden Kartusche. Und auch der Fälscher hätte letzteres noch tun können, wenn der Stein noch freigelegen hätte und nicht schon eingebaut gewesen wäre.

Als Fälscher oder zumindest Auftraggeber dafür kommt natürlich nur Vyse selbst in Frage, denn dieser hat die Entlastungskammern ja freigesprengt. Er wollte mit seiner Fälschung Ruhm ernten, was ihm zunächst auch gelungen ist. Auch weitere angebliche Funde von Vyse müssen jetzt noch skeptischer als bisher gesehen werden, so z.B. der angeblich in der Mykerinos-Pyramide gefundene Sargdeckel mit der Kartusche des Mykerinos. Vermutlich wurde auch hier lediglich etwas vorgetäuscht.

Nachtrag: Diese Arbeit haben wir zunächst einem Ägyptologen, dem auch in den *Zeitensprüngen* 3/2002 erwähnten Prof. Graefe, zugeschiedt. Dieser hielt unsere obige Folgerungen nicht für berechtigt. Er wandte ein, dass die Chufu-Inschrift richtig geschrieben wäre, der unregelmäßig gemalte Kreis lediglich darauf zurückzuführen sein könnte, dass mit einem Binsen-Pinsel geschrieben worden wäre. Weiter wies er darauf hin, dass Chufu eine regelmäßige Kurzfassung des Vollnamens Chnum-Chufu wäre.

Laut den uns vorliegenden Bildern der Graffiti befinden sich zwar andere Kartuschen – darunter viermal die bewusste Chnum-Chufu-Kartusche – in den übrigen Kammern, aber auch diese bzw. die Umstände ihrer Entdeckung sind nicht unumstritten; auch diese könnten eventuell später zu anderen schon vorhandenen Graffiti hinzugefügt worden sein, wie insbesondere Sitchin und Ercivan erläutern.

Bei der bewussten Chufu-Kartusche scheint uns jedoch trotz der Einwände von Graefe das Erscheinungsbild dafür zu sprechen, dass diese erst in der Kammer selbst angebracht wurde. Neben der unregelmäßigen Form des »ch«-Zeichen, die zumindest am wahrscheinlichsten durch Platzmangel zu erklären ist, wäre es zusätzlich ein schon mehr als unwahrscheinlicher Zufall, dass die Kartusche, speziell die Umrandung des Königsnamens, genau dort beginnt, wo der Giebelstein aufliegt bzw. nicht mehr durch den darunter befindlichen Stein abgedeckt wird. Auch zwei der Chnum-Chufu-Kartuschen sind, wie auf dem Bild (s. S. 8) – entnommen aus *Das Sternentor der Pyramiden* – zu erkennen ist, genau dem Umfeld der Kammern, nämlich den angrenzenden Granitblöcken angepasst.

Verwendete Literatur

Hierbei sind zunächst die Bücher angeführt, deren Autoren sich kritisch über die Echtheit der Kartusche äußern.

Ercivan, Erdogan (1997): *Das Sternentor der Pyramiden*; München, 68-73

- (2001): *Verbotene Ägyptologie*; Rottenburg, 293-295

- (2002): *Fälscher und Gelehrte*; Rottenburg, 189-202

Sitchin, Zecharia (1990): *Götter, Mythen, Kulturen, Pyramiden*; München, 291 ff.

Das Buch erschien ein weiteres Mal (1999) unter dem Titel: *Geheime Orte der Unsterblichkeit / Jenseitsvorstellungen antiker Hochkulturen*; Augsburg

Haase, Michael (1998): *Das Rätsel des Cheops*; München, 146, 156 f.

Lehner, Mark (1997): *Das erste Weltwunder. Die Geheimnisse der ägyptischen Pyramiden*; Düsseldorf, 50-53

Siliotti, Alberto (1995): *Götter, Tempel, Pyramiden*; Erlangen, 50

Stadelmann, Rainer (1997): *Die ägyptischen Pyramiden*; Mainz, 117-120

Dr. Otto Ernst, 51373 Leverkusen, Georg-von-Vollmar-Str. 23

Jürgen Zimmermann, 51467 Bergisch-Gladbach, Haferbusch 8

Sargon Sanherib und Esarhaddon

Ralf Radke

Herodot ist von Illig [1989] längst rehabilitiert worden. Dies gelang, indem er unterstellte, er bringe dieselbe Folge der Pharaonen zweimal. Er demonstrierte dies an einer Reihe von ähnlichen Ereignissen. Ist eine Gleichsetzung Altes Reich (insbesondere Cheops und Chephren) mit der Amarna-Zeit (insbesondere Amenophis und Echnaton) möglich? Anhaltspunkte dafür sind gegeben [vgl. bereits Heinsohn 1988b; Illig 1989, 24]

Gleichwohl sind Bedenken angebracht. Von den modernen Ägyptologen wurden und werden immer noch dem "Vater der Geschichte" grobe Irrtümer und absolute Unkenntnis vorgeworfen. Ähnlich ergeht es Manetho bzw. seinen vielen Bearbeitern. Josephus, noch bis in die Neuzeit hinein hoch geachtet, wird heute so gut wie gar nicht erwähnt. Kann sich Herodot tatsächlich so geirrt haben?

Namen sind Schall und Rauch. Erinnerungen an große Ereignisse bleiben viel länger im Gedächtnis der Menschen erhalten. Leider Gottes erinnern wir uns vor allem an traurige Geschehnisse: Katastrophen, Kriege, Schlachten und andere Unglücke. Obwohl die wenigsten von uns dabei gewesen sind, erinnern wir uns alle noch an Stalingrad. Eine Schlacht ist immer traurig, denn selbst auf Seiten des Siegers sind Tausende von Menschenleben zu beklagen. „Noch so ein Sieg, und ich bin verloren!“ soll Pyrrhus geklagt haben.

Eine der größten Schlachten der Weltgeschichte soll sich unter (einem) Sanherib zugetragen haben. Herodot berichtet uns, dass zur Zeit des „Sethos, ein Priester des Hephaistos“ (Ptah = Hephaistos wird uns später beschäftigen) Sanherib/Sanacheribos Ägypten bedrängte [Illig 1987, 11]. Diese Schlacht ist insofern einzigartig, da sich hier Wundersames ereignet haben soll.

Beschäftigen wir uns darum eingehender mit *Sanherib*. Die gesamten assyrischen Annalen sind durchzogen mit eintönigen Äußerungen: „Ich zerstörte. Ich verwüstete. Ich verbrannte mit Feuer.“ Waren alle assyrischen Herrscher so überaus brutal? Wie lange dauerte diese grausame Zeit? Können Herrscher zusammen geherrscht haben?

Mitregierungszeiten werden von der herrschenden Lehre nur ungern anerkannt. Dies gilt sowohl für Ägypten [vgl. hierzu Ernst 1997; Völker 1999] als auch für Assyrien (obwohl Inschriften "nachfolgender" Herrscher sich auffallend ähneln [vgl. z.B. Heinsohn 1996, 93]). In den Limmu-Listen schrieben die Assyrer die jährlichen Ereignisse in der Geschichte ihres Landes auf. Dabei gaben sie

jedem Jahr den Namen eines Herrschers. Die Assyriologen stellten eine ununterbrochene Linie fest, die von -648 bis -893 zurückreichen sollte, mit zusätzlichen Urkunden sogar bis -1103 [Aitchison bei Mackey].

Neben diesen Limmu-Listen werden die Babylonischen Urkundstafeln zur Datierung herangezogen. Die originale Quelle soll aus dem 22. Jahr des Persers Darius I. stammen, wir müssen uns aber (wie bei zahlreichen anderen Urkunden auch) erneut mit einer 'Kopie' begnügen. Eine weitere Quelle, der Kanon der Ptolemaier, kam nach der herrschenden Lehre "Jahrhunderte" später. Wie ähnlich die so genannten Ptolemaier der 22. und 23. libyschen Dynastie sind, hat bereits Zeller aufgezeigt [zuletzt 2002]. Diese Dynastien sind jedoch eng mit den "Nechoiden" verankert, was noch zu beweisen sein wird.

Aus den Quellen gewinnt die herrschende Lehre die Regierungszeiten der "assyrischen" Großkönige, so z.B. Sanherib (704–681), Esarhaddon (680–669) und Assurbanipal (668–626). Dies stieß besonders bei Heinsohn auf Kritik, erkannte er doch in den Assyrerkönigen die Perserherrscher [Heinsohn 1996; dagegen Weissgerber 1997, 482]. Es fällt auf, dass Darius im Alten Testament als König von Assur bezeichnet wird [Heinsohn 1996, 9]. Bei Josephus wird ein „Darius der Meder“ erwähnt [Illig 1993, 53]. Kopfzerbrechen bereitete mir von Anfang an die Ähnlichkeiten mit Darius Xerxes. Insbesondere Winzeler [1993, 35] erkannte Ähnlichkeiten: Sanherib~Xerxes~Salmanassar~Nebukadnezar~Tukulti-Ninurta.

Bemerkenswerterweise wird der alttestamentarische Darius, König von Assur, „mittlerweile nicht mehr mit Darius I. [...], sondern mit Darius II. gleichgesetzt“ [Heinsohn 1996, 9, Fn. 1]. Offenbar sprechen Argumente sowohl für die eine als auch für die andere Identität. Deswegen habe ich schon früher versucht, Darius I. mit Darius II. gleichzusetzen.

Sanherib = Sargon

Zumindest ein Darius ist auch als Sanherib in Erscheinung getreten. Was wissen wir über Sanherib? Und vor allem, welche historische Personen sind unter dem Namen Sanherib aufgetreten? Wie wohl jeder König der Könige haben auch die "assyrischen" Herrscher mehrere Namen geführt. So hatte Sanherib in der jüdischen Überlieferung auch die Beinamen "Tiglat-Pileser, Schalmeser, Sargon" [Gutmann/Guttmann bei Günther, 14].

Mackey hat bereits früher vermutet, dass „Sargon II. und Sanherib für 7 Jahre die Regierung des Landes versahen“. Er kam insbesondere deswegen zu dem Schluss, weil

„Sargons Feldzüge in seinem 12. und 15. Jahr dem Kriegsbericht der ersten zwei Feldzügen Sanheribs inhaltsmäßig und im Wortgebrauch sehr ähnlich sind“ [Mackey].

Sowohl Sargon als auch Sanherib bauten einen „Palast ohne Vergleich“. Ihre Berichte darüber benutzen fast dieselben Wörter. Auch Mackey erkannte, dass Sargon nur der Titel eines Königs ist [hierzu Riemer 44]. Ihm kam allmählich der Gedanke, dass „die gleiche Person diese Worte sprach“, kurz gesagt: „Sargon ist Sanherib“.

Ich stellte bereits fest: Gegen diese Identifizierung „hat Zeller eingewandt, daß bei Sanherib ein weiterentwickelter Kunststil festzustellen sei“ [Radke 1997, 445]. Das von Zeller aufgeworfene Problem bedarf noch der Lösung. In Ninive fand sich „wenig Beweismaterial für die Taten Sargons“ [Russell bei Mackey]. Sanherib vermißt vollständig die ganz neue Stadt Dur-Sharrukin. Ist der Kunststil regionalen Besonderheiten geschuldet? Vor allem: Wie sollen wir einen „Palast ohne Vergleich“ (Sargon) mit einem „Palast ohne Vergleich“ (Sanherib) vergleichen, wenn es nur einen „Palast ohne Vergleich“ geben kann?

Zu seinem eigenen Erstaunen gelang es Mackey, „alle acht Feldzüge Sanheribs mit den Regierungszahlen Sargons zu verweben“. Wie ist ihm dies gelungen?

Betrachten wir das Alte Testament als Geschichtsbuch: „Das Jahr, in dem der Tharthan nach Ashdod kam, als ihn gesandt hatte Sargon, der König von Assyrien“ [Jesaja 20,1, nach Mackey]. Dies war „für lange Jahre [...] die einzige Quelle seiner Existenz“ [Boutflower, bei Mackey]. Sargon war

„wohl der geschickteste Herrscher; tatsächlich beschreiben ihn einige als den größten aller Assyrischen Könige, jedoch denken andere dabei mehr an Tiglath-Pileser“ [ebd.; zur Namensähnlichkeit mit Tukulti-Ninurta und Bezüge zu Darius vgl. Radke 1997, 443 f.].

Während der Ausgrabungen im Jahre 1842 bei Khorsabad wurde Sargons „Palast ohne Vergleich“ gefunden. Fortan gilt Sargon als ein Nachfolger Salamanassers und unmittelbarer Vorgänger Sanheribs [gegen Berossos, s. Weissgerber 1997, 467]. Es ist das Zeugnis des Esarhaddon, der sich mehrfach so vorstellt:

„Ich bin Esarhaddon, allmächtiger König, König über Assyrien [...] Sohn Sanheribs, des Königs über Assyrien; Enkelsohn Sargons, allmächtiger König, König über Assyrien.“

Mackey ist nun aufgefallen, dass die Übersetzungen der originären Quellen viele Quadratklammern aufweisen; so soll etwa [Enkel]Sohn gelesen werden. Dieser Einschub wurde von den Gelehrten gemacht; die Frage ist, ob in den Originalen tatsächlich eine Lücke ist, die diesen Einschub rechtfertigt: die hebräische Wurzel ben ‘Sohn’ kann sowohl ‘Sohn’ als auch ‘Enkelsohn’ bedeuten.

Zweifel sind auch deswegen angebracht, weil Sanherib weder seinen Vater noch seinen Großvater nennt. Gerade damit verstößt er gegen die

Gewohnheit der assyrischen Könige, ihre Titel bis zurück zu ihrem Vater und Großvater zu erwähnen. Dass Sargon seinen Vater nicht erwähnt, ist bei seinem Titel „rechtmäßiger König“ erklärbar: er ist ein Usurpator. Aber warum blickt Sanherib nicht voller Stolz auf seinen „Vater“ zurück? Die Antwort liegt auf der Hand: Niemand kann sein eigener Vater sein! Sanherib ist ein Sargon, ein „rechtmäßiger König“.

Die Regierungszeiten sind nach der herrschenden Lehre unterschiedlich. Sanherib soll mehr als 20 Jahre regiert haben, Sargon hingegen nur 17. In den „fast als heilig angesehenen Limmu Listen“ beträgt Sargons Regierungszeit aber 32 Jahre, Konventionalisten rechnen daher mit der Möglichkeit, „daß es in den Listen Lücken gibt“ [Jonsson zit. nach Mackey]. Wir sehen: Man muss die Listen ‘richtig’ lesen, wobei ‘richtig’ sich nicht an der gerade herrschenden Meinung orientieren sollte, sondern an den Tatsachen.

Aus Platzgründen kann ich hier nicht im Einzelnen wiedergeben, wie es Mackey gelungen ist, die Feldzüge Sanheribs mit den Regierungszahlen Sargons zu verweben. Seine Beweisführung ist für mich schlüssig und in sich widerspruchsfrei. Auch ihm fallen „beunruhigende Duplikationen“ auf, was nicht nur Personennamen, sondern auch die geschilderten Ereignisse betrifft. Wie allgemein in Ägypten, scheint auch hier die Geschichte im Kreis zu laufen. So erscheint Merodach-baladan als Gegner Tiglath-Pileasers, Sargons und Sanheribs. Seine Hauptstadt Dur-Yakin wurde im 13. Jahr Sargons und im ersten Feldzug Sanheribs zerstört.

Sargon eroberte nach eigenem Bericht Samaria im ersten Regierungsjahr, und das Alte Testament bestätigt dies „im sechsten Jahr Hiskias“ [2. Kön. 18: 10], genannt wird aber „Salmanassar, der König zu Assyrien“ [2. Kön. 18:9; von Mackey nicht berücksichtigt]. Acht Jahre später, „im vierzehnten Jahr [...] des Königs Hiskia zog herauf Sanherib, der König zu Assyrien“ [2. Kön. 18:13]. Hier konnte offensichtlich die jüdische Chronologie nicht mit der heute herrschenden in Einklang gebracht werden. Thiele konstatiert „Überraschung und Verzweiflung“ [bei Mackey; Heinsohns Fälschungsvorwurf sicherlich zu hart, s.u.]. Erkennt man Sargon = Sanherib = Salmanassar, ist man vor Überraschungen dieser Art gefeit (ein Salmanassar soll auch Vater des Sanherib gewesen sein [Tobias 1:18]). Sargons Feldzug im ersten Jahr ist Sanheribs erster Feldzug. „Nach den Äußerungen Gunnar Heinsohns von der Universität von Bremen“ „(im Internet)“ sieht auch Mackey die hebräischen Schriften als brauchbare geschichtliche Quelle an. Wie wahr – aber warum vergisst auch er Salmanassar? Halbwahrheiten sind nicht ganz richtig und damit falsch.

Auch Jesaja berichtet über dieses Ereignis, doch erinnern wir uns: „Das Jahr, in dem der Tharthan nach Ashdod kam, als ihn gesandt hatte Sargon, der König von Assyrien“ [Jesaja 20,1]. Laut der herrschenden Lehre hat Sanherib

nach dem Tode Sargons den Thron bestiegen, und im Buch der Könige wird Sanherib, eben „der König zu Assyrien“, erwähnt. Wer ist der Tharthan? Dies wird uns noch beschäftigen.

In seinem 8. Jahr wandte sich Sargon gegen die Länder der Meder. Als Ergebnis seines zweiten Feldzuges hielt Sanherib fest, dass er den schweren Tribut der entfernten Meder empfing. Sargons westlicher Feldzug im 9. bis 11. Jahr fand in Palästina statt und richtete sich gegen die Ägypter. Er ist der dritte Feldzug Sanheribs.

Mackey identifiziert Sargons Asdod (Ashdod) mit Sanheribs Lachisch (Lachis). Mit dieser Stadt beschäftigte sich auch Heinsohn [1996, 159 ff.]. Die Datierung der Ereignisse ist verworren. Zwei bibelfundamentalistische Schulen streiten sich, ob Nebukadnezar oder Sanherib die Stadt eroberte. In der von Heinsohn wiedergegebenen Stratigraphie erscheint nur eine „militärisch[e]“ Zerstörungsschicht [1996, 160]. Dies sollte ein deutlicher Hinweis darauf sein, dass Sanherib, König von Assyrien, auch Nebukadnezar, König von Babylon, war.

König von Asdod war zunächst Aziru. Ein Aziru taucht auch in der Amarnakorrespondenz auf [eingehend zu den Amarna-Briefen und möglichen Identifizierungen Velikovskiy, 233 ff.]. Heinsohn setzte ihn mit Kyrus d. Gr. gleich [1996, 108 ff.]. Mackey stellt die Vokale um und identifiziert „Azuri mit dem Hohen Priester Uria, bemerkenswerter Weise von der Zeit Hiskias Vater Ahas“. Wie weit König Asarja eine Rolle spielt, kann hier nicht geprüft werden. Heinsohn verzichtete 1988 „auf die sich geradezu aufdrängende Identität Salomo = Asarja = Ussia“ [1988a, 13; zu Salomo Salem-Ezar Winzeler 1995]. Aus der Amarnakorrespondenz geht hervor, dass die Treue des Aziru zu Ägypten zweifelhaft war. Auch Uria schwankte. Als er zum Schluss auf die Seite Ägyptens wechselte, wurde er von Sargon abgesetzt. Sein Amt wurde seinem Bruder Akhi-Miti (Eliakim, Joakim) übertragen.

Sargon und sein Tharthan mussten ca. drei Jahre kämpfen, waren aber wohl auf der ganzen Linie schließlich erfolgreich. Sanherib legte dem Hiskia einen schweren Tribut auf und zog triumphierend ab.

In Sargons zwölftem Jahr, Sanheribs 4. Feldzug, wandte er sich gegen den eibrüchigen Merodach-baladan. Dieser wurde von Humbanigas, König von Elam, unterstützt. Sargon Sanherib vernichtete, ruinierte seine Gegner. Auf den Thron Babylons setzte er seinen ältesten Sohn Assur-nadin-shumi. Dies sei nun nach Mackey „genau die Stelle, wo das Buch Judith anfängt“, doch merkwürdig genug wird Sargon/Sanherib Nebukadnezar, Merodach-baladan Arphaxad, seine Untertanen Meder und Babylon Ekbatana genannt. Mackey belässt es bei einem „fälschlicherweise“, uns sollte es – jedoch nicht hier – zu weiterem Nachdenken Anlass geben.

Das Buch Judith gehört zu den Apokryphen. Die Übersetzungen sind sehr unterschiedlich und die von Mackey vorgetragene Argumente deshalb diskussionswürdig. Die evangelische Kirche erachtet den Wert der Apokryphen eher gering, wurden sie sogar bei einer kürzlich angelegten Aktion „Das gesamte Testament in Handschrift“ glatt vergessen. Die mir vorliegende Ausgabe der Heiligen Schrift definiert die Apokryphen so: „Das sind Bücher, so der heiligen Schrift nicht gleich gehalten, und doch nützlich und gut zu lesen sind“ – wie nützlich, wird sich gleich erweisen.

Sanheribs 5. Feldzug gilt als so unwichtig, dass er ihn nicht einmal bildlich darstellen wollte. Sargon erwähnt ihn gar nicht. In seinem 13. Jahr, Sanheribs 6. Feldzug, ging es dann aber richtig zur Sache. Er zog gegen die Festungen der Chaldäer, eroberte deren Hauptstadt Dur-Iakin und schlug die Elamiter. Überall zerstörte, vernichtete, verbrannte er. Sippar, Nippur, Babylon, Borsippa – waren sie doch in seinen Augen selbst schuld! Sanherib erwähnt Shuzubu, den Babylonier, der während eines Aufruhrs die Macht übernahm und dem er eine vernichtende Niederlage bereitete. Offensichtlich konnte sich Assur-nadin-shumi in Babylon nicht lange halten.

Die Macht Elams war noch nicht gebrochen, Sargon Sanherib musste in seiner nächsten Kampagne erneut gegen das Land ziehen. Er blieb siegreich. Sanheribs 8. Feldzug ist berühmt-berüchtigt. Babylon wurde dem Erdboden gleich gemacht und erbarmungslos geplündert. Sargon erwähnt nichts davon. Im Buch Judith befindet sich die grausame Bestätigung, wenn auch mit den „falschen Namen“.

Babylon war am Boden zerstört, aber der Rachedurst des assyrischen Königs noch längst nicht gestillt. Jetzt ging es abermals gegen Westen. Doch Sanherib, der Rechtsmäßige, überließ es seinem Tharthan. Sargons Tharthan hieß Ashur-isqa-danin, die Namensähnlichkeit mit Esarhaddon dürfte kaum ein Zufall sein. Im Buch Judith hieß der Tharthan Holofernes. Und sein Schicksal war grauenhaft. Die Schlacht wird im Alten Testament mehrfach erwähnt [z.B. 2. Kön. 19:35; Jesaja 37, 36]. Besonders ausführlich beschäftigte sich Velikovsky mit ihr [1983, 207 ff.]. Ihm fiel auf, dass Herodot ausgerechnet an dieser Stelle seine Aufzählung der Pharaonen unterbricht und über Änderungen des Sonnenlaufes in der Vergangenheit berichtet [1983, 212]. Dies erinnert an Atlantis. Nicht 'nur' Atlantis, sondern auch das Heer der Griechen verschwand innerhalb eines Tages und einer schrecklichen Nacht. Wie profan ist hingegen die Erklärung der modernen Wissenschaft! Eine Seuche soll es gewesen sein, die auf die Schnelle 185.000 Mann dahinraffte.

Obwohl Sanherib als König genannt wird, heißt dies nicht, dass er auch auf dem Schlachtfeld anwesend war. Gehen wir daher davon aus, dass das Buch Judith die Ereignisse insoweit richtig schildert und der Feldzug von

einem Tharthan geführt worden ist. Ein Tharthan war der ranghöchste General der assyrischen Armee, hinter dem König der Nächste [Buch Judith], es kann aber auch mehrere 'Feldmarschälle' gegeben haben. Das sollte doch wohl ein Vizekönig oder der Kronprinz sein. Wir erinnern uns an Esarhaddon.

Die Armee, die der Tharthan aufstellte, war gewaltig und wuchs auf dem Zug:

„120.000 zu Fuß und 12.000 zu Roß, ohne den Haufen, den [...] (Holofernes) gewählt hatte an jedem Ort, wo er ein Land eingenommen hatte“ [Judith 7:2].

und ohne den Tross. Mackey stellt fest: „Die totalen Zahlen dieser Armee kommen denen der 185.000 starken und geschlagenen Armee Sanheribs sehr nahe.“ In einer Fußnote erwähnt er: „Der Assyrische König Salmanassar benutzte eine gleichgroße Armee gegen die Syrer in der Schlacht von Karkar (Qarqar)“ – dass Salmanassar auch im Alten Testament dort erwähnt wird, wo Sanherib stehen müsste [2. Kön. 18:9] scheint ihn nicht zu kümmern.

Ein „Beispiel von verschiedenen, unwillkommenen [sic] Geschichten der Perserzeit, die ihren Weg in das Buch Judith fanden“ ist für Mackey, dass „während der Zeit des Artaxerxes III. 'Ochus' [...] (ein) Prinz von Kappadozien mit dem Namen 'Holofernes'“ gegen die Ägypter gekämpft haben sollte (auch ein Bagoas taucht auf [Judith 13:2]). Mackey scheint die Werke Heinsohns nicht zu kennen, ganz zu schweigen die Gleichsetzungen Darius II. Ochus mit Artaxerxes III. Ochus [Völker 1997, 421] und Darius II. mit Sanherib [ausführlich hierzu Radke 1997, 445 ff.]. Dass dann auch noch „Xerxes' Kommandant, Mardonius; und/oder sogar Hannibals unschlaue[r] Bruder Hasdrubal“ gewisse Ähnlichkeiten mit dem doch assyrisch sein sollenden Tharthan aufweisen, ist Mackey nur eine Fußnote wert – wohl eine weitere „unwillkommene“ Geschichte, denn er erkennt in der übernächsten Fußnote: „Der Name AsARhadDON bietet genügend Ähnlichkeit zu MARDONius“, und fußnotenweise später: „Der Tod Kambyses im Syrischen Ekbatana erinnert uns etwas an den Tod Holofernes“ (NB: Diese Fußnoterei erinnert mich doch sehr an die herrschende Lehre. Sich auf diese Weise mit Heinsohns Thesen auseinanderzusetzen, empfinde ich unwürdig, weshalb ich Mackey nur mit Widerwillen zitiere).

Ungeachtet der „unwillkommenen Geschichten der Perserzeit“ erkennt Mackey für Esarhaddon zahlreiche Identitäten. Er erinnert vor allem an den ältesten Sohn Sanheribs, Assur-nadin-shumi. Dieser wurde in Sargons 12. Jahr zum König von Babylon ernannt, wohl die assyrische Variante für den „Prince of Wales“. Er blieb nicht lange dort. Esarhaddon, der sich als „ältesten Sohn“ bezeichnet, musste nordwärts gegen einen rebellischen Bruder marschieren. (Ist dies der so „unwichtige“ 5. Feldzug Sanheribs: unwichtig, weil vom Tharthan geleitet?) Dies soll nach dem Tod seines Vaters geschehen

sein, doch in den assyrischen Quellen ist der Vaternord nicht erwähnt [so Roux bei Mackey, auch Heinsohn 1996, 84; dagegen Weissgerber 1997, 493 – was steht im Originaltext?]. Wiederum eine für Mackey „unwillkommene Geschichte“ ist, dass Asarkes-Esarhaddon gegen seinen thronräuberischen Bruder Kyrus d. J. marschieren musste [Heinsohn 1996, 85].

Mackeys Argumente sind schlüssig, doch bleibt es dabei: Die Originalquellen müssen genau studiert werden, von den späteren Autoren gemachte Einschübe sind ebenso genau zu kennzeichnen. Jede Quelle ist so gut wie ihre Übersetzung, auch hier sind Fehler denkbar. Überzeugt hat mich Mackey, weil er eine Erklärung für das 17. Jahr “Sargons” gefunden hat. In den Originalen wird der König nicht namentlich erwähnt, das 17. Jahr, in dem ein König auf dem Schlachtfeld getötet wurde, ist das letzte Jahr Esarhaddons. Sanherib musste sich erneut „auf den Thron“ (Babylons?!) setzen.

Wohl einmalig in der assyrischen Geschichte war, dass ein König nicht in seinem Hause beerdigt werden konnte. Sein Leichnam blieb auf dem Schlachtfeld. Eine Erklärung findet sich im Buch Judith: Der Tharthan wurde enthauptet und sein Haupt in Bethulia von der Höhe der Stadtmauer hinuntergehängt [Judith 13; 14]. Eine 185.000 Mann starke Armee – „zerschlagen durch das fromme Fräulein Judith“ [Mackey]. Für Mackey ist dies die Erklärung, keine Mäuse wie bei Herodot oder Kometen wie bei Velikovsky. Mackeys Glauben in allen Ehren, aber dass ein einziges “Fräulein” einen mächtigen Tharthan enthaupten und 185.000 Mann (etwa durch ihr Aussehen?) in die Flucht schlagen kann, halte ich für ziemlich weit hergeholt. Wer sollte dieses “Fräulein” sein?

Für Mackey wohl eine weitere unwillkommene Geschichte ist, dass auch die Griechen den Stoff in ihrer Volkskunst aufnahmen, wie „unsere Fußnoten [sic] zeigen“. Die Geschichte spielt zur Zeit Darius, König der Perser. Und wer steht auf Seiten der Belagerten? „Die Göttin Athena [lies Judith]“, so steht es im Original bei Mackey. Athena, die Jungfräuliche, von Velikovsky mit der Venus gleichgesetzt, Venus, der Komet – benötigt es noch weitere Hinweise?

Anders als Mackey sollten wir zunächst jede Geschichte willkommen heißen und ihren Wahrheitsgehalt prüfen. Dabei ist die Schichtenfolge maßgeblich (zu der Möglichkeit parthische = persische Schichten s. Weissgerber [1998, 200 f.]; zu möglichen Kürzungen der Perserzeit und des Hellenismus ausführlich Radke [1997, 452 f.]). Begrüßen wir ausdrücklich einen Herrn, für den Mackey wenig mehr als Fußnoten übrig hat: Salmanassar “III.”, ein „König von Hatti“. Dies ist die typische Bezeichnung der großen chaldäischen Könige. Nebukadnezar hat sich selbst oft so tituliert. Er war auch König von Babylon und Assur; Nebukadnezar baute in Assur. In der Schicht,

die man ihm zugestehen müsste, wurde aber der große Palast des Salmanassar ausgegraben [nach Heinsohn 1987, 6; hierzu Radke 1997, 446 f.]. Es entspricht nicht den Quellen, einen Salmanassar zwischen Tiglat-Pileser und Sargon einzuschleiben, doch der von Heinsohn erhobene Vorwurf der Quellenfälschung war und ist für mich zu hart [Radke 1997, 444]. Sein 1987 vorsichtig geäußelter Verdacht Nebukadnezar = Salmanassar dürfte richtig sein (Mackey sieht getreu der herrschenden Lehre einen Salmanassar als Vorgänger Sanheribs, so auch das Buch des Tobias; zum Problem "Salman-Ezar" Salem-Ezar s. Winzeler [1995]).

Für mich ist klar: Sanherib trat auch als Salmanassar auf. Doch sind auch andere Gleichsetzungen möglich. So erkannte Völker in Sanherib Suppiluliuma [vgl. Völker 1997, 409, Anm. 14; Radke 1997, 462]. Dies ist problematisch, weil das Ende dieser Herrscher unterschiedlich überliefert worden ist. Über die Taten und das Ende Suppiluliumas wissen wir aber nur aus Mursilis Bericht. Er gewann demnach die Schlacht, doch die mitgeführten ägyptischen Gefangenen schleppten eine Seuche ins Land. Der König wurde krank und starb. Von einer Ermordung durch die eigenen Söhne ist nicht die Rede. Glaubte Herodot dieser Überlieferung, und wurde eine Niederlage von den Chatti geschönt? Was berichtet Telipinu wirklich?

Sanherib ist für Weissgerber Tusratta [1998, 200; „Darius der Meder“, die „falschen Bezeichnungen“ im Buch Judith, s.o.]. Mitanni herrschte zu der Zeit auch in Ninive. Wer die Hauptstadt kontrolliert, kontrolliert auch das Reich. Es bestanden gute Beziehungen zu den Pharaonen, die als Amenophis III. und IV. (Echnaton) identifiziert werden. Wie die "Zannanza-Affäre" belegt, bestanden aber nach dem Tod des Pharaos in Ägypten widerstreitende Interessen [Völker 1997, 409]. Waren die einen für Äthiopien, die anderen für Assyrien (Chatti, Medien)?

Viele Fragen sind noch offen. Halten wir zunächst fest: Die jüdische Überlieferung irrt sich nicht. Sanherib ist auch als Sargon, Salmanassar (Schalmaneser) und Tukulti-Ninurta (Tiglat-Pileser) aufgetreten. Er ist Darius, ein König der Meder, der Perser, der Assyrer, kurzum aller Länder von Hatti. Er ist ein Nebukadnezar, Xerxes, Artaxerxes [vgl. Radke 1997, 442 ff.; die Einschränkung in der Tabelle auf S. 461 "(z.T.)" kann somit entfallen]. Salmanassar – wie weit ist es da noch bis zu einem Sal/itis Sal/omo? Schon 1995 fragte Winzeler: „War David Salem-Ezar = Nebukadnezar?“

Die Mitregentschaft von Kyrus mit Kambyses oder Xerxes mit Darius erklärt auch, warum Zeller und Heinsohn zu zum Teil voneinander abweichenden Identifikationen gelangten [Radke 1993, 6 f.; 1997, 441]. Es gab keine vier aufeinander folgenden Herrscher. Xerxes ist Tukulti-Ninurta [Zeller], aber auch ein Darius. Die Herrschernamen sind zu einem gordischen Knoten

zusammen gebunden worden. Hüten wir uns aber davor, einem Alexander gleich das Schwert zu nehmen, gebrauchen wir auch nicht den Zirkel der Historiker, sondern fügen wir fein säuberlich zusammen, was zusammen gehört!

Literatur

- Ernst, Otto (1997): „Als Diplomatin in Amarna. Eine neue Deutung der Teje-Reliefs des Huja-Grabes“; in *Zeitensprünge* IX (4) 544
- Günther, Karl (1993): „Widerspricht die Gleichsetzung Assyrerkönige = Perserkönige dem Befund der Bibel?“; in *VFG* V (2) 12
- Heinsöhn, Gunnar (1987): „Appendix zum Amarna-Datum“; in *GRMNG-Bulletin* 6/87, 5
- (1988a): „Auswirkungen der mesopotamischen Evidenzdaten auf die ägyptische Chronologie und die Lösung des Hyksos-Problems“; in *GRMNG-Bulletin* 1/88, 9
 - (1988b): „Eteokles und Tutanchamun“; in *GRMNG-Bulletin* 1/88, 13
 - (1996): *Assyrerkönige gleich Perserherrscher!*; Grärfelting
- Illig, Heribert (1987): „Ägyptische Geschichte aus der Sicht von Herodot“; in *GRMNG-Bulletin* 1/87, 9
- (1989): „Die verachtete Dynastie oder Herodots Rehabilitierung“; in *VFG* I (4) 8
 - (1993): „Juda und seine persischen Großkönige“; in *VFG* V (1) 52
- Mackey, Damien (2001): „Sargon ist Sanherib“; im Internet
- Radke, Ralf (1993): „Die frühen persischen Großkönige. Ein weiterer Identifizierungsversuch“; in *VFG* V (1) 6
- (1997): „Achämeniden und die jüdische Chronologie“; in *Zeitensprünge* IX (3) 434
- Riemer, Thomas (1989): „Djoser - Nur ein Titel für Herrscher“; in *VFG* I (4) 37
- Velikovskiy, Immanuel (1981): *Vom Exodus zu König Echnaton*; Frankfurt/M. · Berlin · Wien
- (1983): *Welten im Zusammenstoß*; Frankfurt/M. · Berlin · Wien
- Völker, Thomas (1997): „Grundrisse zur Rekonstruktion der Antike (1)“; in *Zeitensprünge* IX (3) 402
- (1999): „Mitregentschaft Amenophis III. - IV. (Echnaton)“; in *Zeitensprünge* XI (2) 175
- Weissgerber, Klaus (1997): „Fremde Herrscher über Ägypten II“; in *ZS* IX (3) 466
- (1998): „Die Vorsargoniden I (Asiatica III)“; in *Zeitensprünge* X (2) 198
- Winzler, Peter (1993): „Die Neuerfindung der Geschichte Israels und ihrer Schichten“; in *Zeitensprünge* V (3-4) 22
- (1995): „War David Salem-Ezar = Nebukadnezar? Ein Experiment der multikulturellen Bibellektüre“; in *Zeitensprünge* VII (2) 122
- Zeller, Manfred (2002): „Alles immer jünger?“; in *Zeitensprünge* XIV (4) 608

Ralf Radke, 99084 Erfurt, Domplatz 35
E-mail: RaRa.2002@gmx.net

Alles reiner Zufall? Replik auf Zeller

Ralf Radke

Zeller bezweifelt, „dass die 26. Dyn. älter als die Ramessiden wäre“ [Zeller 2002, 619; Seitenzahlen mit „Z.“ beziehen sich im Folgenden auf diesen Artikel], „Völkervorschläge zur 18. und 26. Dyn. sind archäologisch widerlegt“ [Z. 621]. Hierzu möchte ich einige Anmerkungen machen.

Die Archäologie gilt (so leid es mir auch tut) lediglich als Hilfswissenschaft. Um die gemachten Funde in die als bereits für alle Zeiten feststehend geglaubte absolute Chronologie einzuordnen, werden sie entsprechend 'interpretiert'. Aus verschiedenen Gründen haben wir alle unsere Zweifel an der Richtigkeit der herrschenden Lehre. Wenn also von Zeller vorgetragen wird, dass insbesondere die 22. und 23. libyschen „Dynastien *nach* der 20. anzuordnen sind, wie es in den Lehrbüchern steht, benötigt keine besondere Begründung“ [Z. 619], sollte uns dies stutzig machen. Gerade Velikovskij hat sich in seinem umfangreichen Werk darum verdient gemacht, auf unzählige Ungereimtheiten der herrschenden Lehre hinzuweisen. In seiner „Revision der ägyptischen Chronologie“ ordnet er die „20. Ramessiden“ („Sebennytsche Dynastie“) eben gerade mehrere Dynastien *nach* der „22. 23. Libyer“ ein [Velikovskij 1983a, Zeittafel auf Seite 224].

Es ist hier nicht der Ort, auf die vielen Argumente einzugehen, die auch andere Personen dazu bewogen haben, die libyschen Dynastien gerade dort einzuordnen, wo Zeller sie nicht haben möchte. Ich möchte daher nur kurz auf die von Zeller vorgetragene Begründung eingehen. Die Keramikfunde belegen lediglich die auch von uns nicht bestrittene Abfolge Hyksos > Amarna > 19. Dynastie. Dass „in Karthago zahlreiche Siegel mit Abbildungen der Königskartusche von Tuthmosis III. gefunden“ worden sind, und zwar in den Resten „eines punischen Tempels, der im späten -6. Jh. errichtet wurde“ [Illig 1997, 540], berücksichtigt Zeller dabei nicht. Tuthmosis III. wird vor Amarna eingeordnet und sollte doch wenigstens einmal erwähnt werden.

Bei den Schiffsfunden ist zunächst einmal die ca. 600-jährige „Lücke“ interessant. Sie gibt uns einen deutlichen Hinweis darauf, dass die Funde erst 'interpretiert' werden müssen, um sie in die herrschende Chronologie einzuordnen. Dass derartige „Lücken“ ohne archäologischen Nachweis überall auftauchen, ist den ZeitenspringerInnen wohlbekannt. Dass aber dann auch die athenische rotfigurige Keramik jünger datiert werden muss, scheint Zeller heute zu erschrecken. Dies verwundert, hat er doch noch 1998 in Bezug auf die türkische Schwarzmeerküste festgestellt:

„Damit verjüngt sich natürlich [sic] auch die griechische Keramik, wobei selbst spätmykenische und geometrische Ware noch um -400 anzutreffen ist“ [Zeller 1998, 219].

„Olympias Uhren gingen falsch“ [Buchtitel Heidrich, 1987]; es wurde bereits bewiesen, dass die Olympiadenrechnung zu lang ist [zuletzt Völker, 414 ff.]. Wegen Illigs und weiterer Forschungen entfallen einige Achämeniden (und wohl auch Ptolemaier, dazu später). Dadurch werden die älteren, wohlbelegten Achämeniden automatisch jünger. Dies führt zu einer glaubhaften, nachvollziehbaren Chronologie. Ist dies „nichts“ [Z. 619]?

Immerhin mit der Einschränkung „soweit ich die Tempelbauten überprüfen konnte“, sieht Zeller „nicht die geringsten Anhaltspunkte für eine Veränderung der Dynastienfolge“ von der 17. bis zur 23. Dynastie [Z. 620]. Die Tempelbauten werden wohl überwiegend anhand der Biographien und Genealogien von Würdenträgern datiert. Die „Memphitische Priestergenealogie“ aus der 22. Dyn. ist dabei die ausführlichste. Gerade deren Datierungswert wird bezweifelt, weil die gesamte 20. Dyn. übergangen worden sei [vgl. v. Bekkerath; bei Illig 1998, 18]. Gibt uns das nicht wenigstens einen klitzekleinen Anhaltspunkt, dass die 20. Dyn. nach der 22. gelegen haben kann?

Über den Wert von Mumien, die quasi in Sammelagern gefunden worden sind, lässt sich streiten. Der Laie staunt darüber, dass die Forscher manchmal nicht einmal eine männliche von einer weiblichen Mumie unterscheiden können. „Also eine klassische Verwechslungskomödie?“ fragte Illig, und Meinhard Hoffmann antwortete: „Solche Verwechslungen sind in der Ägyptologie kein Novum, sondern eigentlich gängige Praxis“ [Hoffmann 608]. Sollten die Untersuchungen des (nun denn) „Mumienspezialisten“ Dr. med. Pahl nicht völlig willkürlich sein, bleibt festzuhalten, dass er die Mumie „zu einem Zeitgenossen der Ptolemäer“ gemacht hat [Hoffmann 609]. Offensichtlich sind die Mumien aus der Ramessidenzeit von denen der Ptolemäer selbst für wirkliche Spezialisten nur schwer zu unterscheiden.

Mumien werden im Übrigen nicht dazu herangezogen, die Richtigkeit der Chronologie zu überprüfen. Man 'weiß' ja, wann welcher Pharao regiert hat. Wenn führende Anatomen bei ihren Untersuchungen feststellen, dass die dem Ramses II. zugeschriebene Mumie unmöglich die eines überaus alten Mannes sein kann, berührt das die Ägyptologen nicht [Velikovskiy 1983b, 237 ff.]. Sie glauben ihren emendierten Listen.

„Seti-Ptah-Maat der Monumente ist Psammetich in Herodots Darstellung“, so Velikovskiy [1983a, 118]. Zeller erkennt: „Gleichsetzungen sind eher der vorgegebenen Chronologie als dem archäologischen Befund geschuldet“ [Z. 621]. Mit Psammetich, Nitokris und Pije erwähnt er Personen, die es wert sind, näher betrachtet zu werden.

Ich kenne die Gründe nicht, welche die Ägyptologen dazu bewogen haben, die ägyptischen Herrscher so zu benennen, wie sie heute in den Lehrbüchern stehen. Abgesehen davon, dass selbst im deutschen Sprachraum die Namen unterschiedlich wiedergegeben werden, ist auch keine einheitliche Richtlinie zu erkennen. Dies wird deutlich am Lebenszeichen (Henkelkreuz) *Anch*. Besagter Pije tauchte auch schon als Pi'anchi in den Lehrbüchern auf (und hat eine Reihe von Namensvettern [s. Riemer 1989, 40 ff.]). Bei Tutanchamun blieb es bisher bei dem *Anch* [hierzu Illig 1998, 30].

Dass die ägyptischen Könige verschiedene Namen geführt haben, wissen nicht nur die Spezialisten. Bei ihnen aber sehe ich in der Tat „einen Mangel an Bereitschaft, auch nur Nachbarwissenschaftler an den eigenen Erkenntnissen teilhaben zu lassen, einen Mangel an Bemühen um Verständlichkeit und Vermittlung“ [Jostmann nach Illig 2002b, 741].

So haben die Ägyptologen bei der Wiedergabe der Hieroglyphen eine Schrift entwickelt, die ohne weitere Erklärung nicht lesbar ist. Dies erinnert mich an die Schrift der Chaldäer, die auf diese Weise ihre Geheimnisse nicht verbreiten wollten. Daraus kann sich ein „hochnäsiges Spezialistentum“ [ebd.] entwickeln, insbesondere wenn angesehenen Autoren wie Manetho und Herodot Fehler und Irrtümer vorgeworfen werden, weil man es ja besser weiß.

Herodot wurde bereits von Illig [1989] rehabilitiert. Daher fühle ich mich in bester Gesellschaft, wenn ich hier die Königsnamen, wie sie die Ägyptologen entziffert haben, in einer zumindest lesbaren Schrift wiedergebe. Grobe Unkenntnis soll Herodot gehabt haben, als er bei der Aufzählung der Pharaonen von der 4. nahtlos in die 25. Dynastie sprang. Wie werden die Namen der Herrscher denn 'richtig' gelesen?

In seiner Rehabilitierung Herodots hat Illig [1989] zunächst einmal die 4., 5. und 6. Dynastie (das Alte Reich) zusammengeführt. Dautzenberg erkennt bei der 5. Dynastie eine

„Reihenfolge bei der Bildung der königlichen Titel, die sich ziemlich exakt an dem historischen Vorbild der großen Pyramidenbauerkönige der 4. Dynastie orientiert“ [Dautzenberg 16].

Dies sei ein „Kreislauf der Geschichte“ [Dautzenberg 19]. Aber die Geschichte läuft danach weiter im Kreis. Die Namen der 6. Dyn. seien „attraktive Vorbilder“ für die 7./8. Dyn., „so wie es ja auch in der 19./20. Dynastie mit Ramses II. der Fall war“ [Dautzenberg 25, Fn. 24]. Meiner Ansicht nach wird für diese Dynastie nur ein Name abgewandelt: derjenige Pepi's II., der 94 Jahre geherrscht haben soll. Von den 18 Königen der 9./10. Dynastie sind kaum die Namen erkennbar, auch sie stehen aber in der „Tradition der 6. Dynastie“ [Dautzenberg 27]. Erneut ist vor allem Pepi II. der Namensgeber.

Wie ein Wurfhammer im Kreis herum gedreht, kommt jetzt richtig Schwung in die Geschichte. Oben erwähnter Pije, also der aus der 25. Dyn., orientiert sich an eben diesen „traditionellen Vorbilder“, „entscheidet sich aber offenbar nicht für eine einzige, einheitliche Titulatur“ [Dautzenberg 127]. Drei Horusnamen sind von ihm belegt, einer davon

„in Anlehnung an König Teti; man beachte, dass Pije in Theben nicht allzu lange nach Takelot III. einrückte, der sich mit Unas, dem Vorgänger des Teti, identifiziert hatte“ [ebd.]

(also König Takelot selbst, nicht etwa einer aus unseren Kreisen!).

Ein zweiter Horusname soll, weil er „von den thebanischen ‘Königen’ häufig benutzt worden war, von der Tradition geheiligt gewesen sein“ [ebd.]. Sein Thronname [ich lese:] Usermaat-Re ist

„bei einem König kaum überraschend, [...] der [...] diesen Thronnamen fast seit Generationen als den angemessenen Thronnamen eines ägyptischen Herrschers ansehen musste. Verblüffend ist dagegen die Nebenform [ich lese:] Snofru-Re“ [Dautzenberg 127.].

Wir haben also (wohlgemerkt im -1. Jtsd.) diese Reihenfolge:

- Unas Takelot
- (Teti)
- Snofru-Re UsermaatRe Pi(anch)je

Es folgen ein NeferkaRe (Thronname Schabaqos, auch der von Pepi II.) und ein DjedkaRe (Asosi) – für einen aufgeklärten Ägyptologen ist selbstverständlich eine ähnliche Folge in der 1. Zwischenzeit „reiner Zufall“ [Dautzenberg 128; nicht aber wohl für Illig 1989, 10; und ich glaube auch nicht daran]. Und auch dass der Nebti-Name in der ersten Hälfte aus dem Nebti-Namen Sesostris' III. besteht, „dürfte eher Zufall“ [Dautzenberg 128] sein. In meinen Augen wird der Zufall aber eindeutig überstrapaziert, wenn zeitnah ein Nechepso und ein ChepsesRe als Vorgänger des unglücklichen Bokchoris auftauchen [ausführlich Illig 1989].

Um es klar auszudrücken: Der „ach so unbedarfte Ägyptenkenner Herodot“ [Illig 1989, 14] gibt die Namen der Pharaonen in einer zumindest ähnlichen Reihenfolge wieder, wie sie auch die modernen Wissenschaftler kennen. Aber die Pharaonen sind nicht irgendwelche Hinterbänkler, sondern mit die berühmtesten, die die Geschichte überhaupt kennt. Da nicht sein kann, was nicht sein darf, muss der Zufall oder die geheiligte Tradition bemüht werden. Die Namensähnlichkeiten sind den Spezialisten wohlbekannt. In einem anderen Zusammenhang erklärt uns Dautzenberg: In der 13. Dyn. sei die Wahl der Thronnamen

„von einem sehr starken ‘geschichtlichen’ Bewusstsein geprägt. Die Rolle des amtierenden Königs in *einer sich immer wiederholenden Abfolge*

von Zeitepochen wird betont, indem ganze Herrscherfolgen der Vergangenheit in der Gegenwart durch ähnliche Namen quasi 'reproduziert' werden, und so wird die oft wohl fehlende erbrechtliche Tradition der Dynastie ersetzt durch eine künstliche, durch die Wahl der Namen geschaffene 'Tradition', die die Stellung des Herrschers *in dem sich wiederholenden Geschichtsablauf* herausarbeitet" [Dautzenberg 61; Hvhg. R.R.].

So ist das also: Da schaffen unzählige Gelehrte mehr oder weniger frei nach Manetho – den man ja nur 'richtig' lesen muss – ganze Herrscherfolgen und wundern sich dann, dass die Vergangenheit quasi reproduziert wird. Die Tradition soll die Herrscher zwingen, selbst die Namen von kurzlebigen, unbeliebten oder blassen Persönlichkeiten anzunehmen. Aber nicht nur die Namen wiederholen sich, sondern auch die Zeitepochen. Wenn der Zirkel das Werkzeug ist, verläuft die Geschichte im Kreis.

„Ägypten läßt seine Dynastien gerne von Frauen zu Grabe tragen“, bemerkte Illig [1998, 36]. Hier scheint sich der Kreis zu schließen. Die von Zeller erwähnte Nitokris hat selbstverständlich wieder rein zufällig eine Namensvetterin, die Königin Nitokris am Ende des Alten Reiches. Ihr Name NetjerkaRe ist eine Ableitung aus NeferkaRe (Pepi II.). Das Mittlere Reich endet mit Königin Sobeknofru. Ihr Name folgt dem einmaligen Muster der Nitokris, nur wird der in ihrer Zeit besonders populäre Gott Sobek explizit genannt [Dautzenberg 40 f.]. An diesem Namen orientiert sich auch Hatschepsut. Sie ersetzt lediglich Gott Sobek durch die Maat [Dautzenberg 83 f.].

Hatten die beiden letztgenannten Damen eine Art zweites Gesicht, dass sie ihr Schicksal voraussahen? Eine Art Fatalismus nach dem Motto: Wenn eh' alles schief geht, kann ich mich auch gleich nach Nitokris benennen? Oder ist es in Ägypten ein Naturgesetz, dass Frauen dieses Reich nicht ordentlich regieren können? Wohl kaum! Es ist der Zirkel der Ägyptologen, der uns diese Gedanken aufzwingt.

Die Zirkelschlüsse der modernen Historiker bewirken auch das häufige Auftauchen von Dubletten, ja, Vervielfachungen. Unsere Aufgabe muss es sein, die Epizyklen in der Geschichte zu erkennen und den Faden der Geschichte gradlinig zu entwickeln. Zellers Gleichsetzungen der 22. und 23. Dynastie mit den Ptolemaiern, vor allem aber ihre damit verbundene Einreihung nach den Ramessiden sind für mich nicht nachvollziehbar.

Für mich ist Ramses „geliebt von Amun, ein starker Stier“ der eigentliche Titel des ägyptischen Großkönigs. Pharao konnte mehr oder weniger jeder werden, aber einen Sohn der Sonne konnte es immer nur einen geben. So geht denn auch der bei den Ptolemaiern „mit -Re gebildete Thronname [...] im gesamten Kontext des Königsnamens immer stärker unter“; es ist eine „inhaltslose Routineangelegenheit“ geworden [Dautzenberg 136 f.]. Wieder ein-

mal wird die Tradition bemüht; Dautzenberg vermutet eine gewisse "Bosheit", wenn dem König ein Thronname gegeben wird, den ein glückloser Herrscher vormals schon getragen hatte – und prompt, natürlich rein zufällig, erfüllt sich sein Schicksal auch.

Am Beispiel Theoderichs d. Gr. hat uns Illig deutlich gemacht, wie Geschichte erschaffen wird. Er diene als Vorlage für einen geschichtsleeren Raum: „Theoderich ist real, während Karl fiktiv ist“ [Illig 2002a, 661]. Genauso verhält es sich mit den Ptolemaiern. Die 22. und 23. Dyn. sind in dieser Folge und vor allem in dieser Länge nicht bei Manetho zu finden. Sie wurden vermutlich stark gestreckt, um sie mit dem Alten Testament und anderen Überlieferungen stimmig zu machen. Am Beispiel Takelot, Pije und Nitokris wurde deutlich, dass sich zumindest die Führungsschicht (aber auch die Kunstschaffenden) „in der alten Tradition“ der Pyramidenbauer sah (ob mit Recht und wo die Identitäten liegen können, muss einem späteren Beitrag vorbehalten bleiben). Niemand wird den Pyramiden ihre Existenz abstreiten können. Genauso berichten vorwiegend für den Amtsgebrauch bestimmte (und damit aus meiner Sicht echte) Urkunden historische Tatsachen und wurden in Amarna archiviert. Nicht nur die Ägypter, die diese Urkunden aufbewahrten, sondern auch ihre Zeitgenossen müssen existent gewesen sein.

Am Beispiel von Beth-Shean (Beth-Shan) wird dies deutlich. Wir wissen bereits, dass nicht die Dicke der Schichten, sondern die 'felsene' Chronologie der Maßstab ist. Der Laie staunt und wundert sich, dass zwei etwa gleich dünne Schichten einmal für etwa ein Jahrzehnt, ein anderes Mal für viele Jahrhunderte gut sein sollen [vgl. Velikovsky 2001, 276 f.]. Dennoch soll die Abfolge hier lückenlos sein – was angesichts der vielen anderen Ausgrabungsstätten durchaus bemerkenswert ist. Die Abfolge der Schichten belegt, dass Funde aus der Amarna-Zeit mehrere Schichten unter denen der „Ptolemäer und Hasmonäer“ liegen [vgl. Winzeler 2001, 283]. Ptolemäer und "Amarnäer" passen stratigraphisch nicht zusammen. Es dreht sich nicht das Rad der Geschichte, sondern der Zirkel der Historiker.

Literatur

- Dautzenberg, Norbert (2000): *Die Wahl der königlichen Namen im Verlauf der ägyptischen Geschichte - Ein Beitrag zur Rolle des ägyptischen Herrschers als "geschichtliche" Person und zu diversen Einzelproblemen der pharaonischen Chronologie*; o.O.
- Heidrich, Specht K. (1987): *Olympias Uhren gingen falsch*; Berlin
- Hoffmann, Meinhard (2002): "Ein Irrtum gebiert eine Wahrheit und findet einen Pharaon"; in *ZS XIV* (4) 608
- Illig, Heribert (1989): „Die verachtete Dynastie oder Herodots Rehabilitierung“; in *VFG I* (4) 8

- (1997): „Tuthmosis III. in Karthago?"; in *ZS* IX (4) 540
- (1998): „Die Königslisten für das 'Neue Reich'"; in *ZS* X (1) 16
- (2002a): „Theoderich d. Gr. - Vorlage für Karl d. Gr."; in *ZS* XIV (4) 656
- (2002b): „Von lesenswert bis ungelesen. Ein Florilegium"; in *ZS* XIV (4) 736
- Riemer, Thomas (1989): „Wer war Joseph?"; in *VFG* I (5) 36
- Velikovskiy, Immanuel (1983a): *Die Seevölker*; Frankfurt/M. · Berlin · Wien
- (1983b): *Ramses II. und seine Zeit*; Frankfurt/M. · Berlin · Wien
- (2001): „Beth-Shan"; in *ZS* XIII (2) 276 (aus dem Nachlass übersetzt von Birgit Liesching)
- Völker, Thomas (1997): „Grundrisse zur Rekonstruktion der Antike (I)"; in *ZS* IX (3) 402
- Winzeler, Peter (2001): „Beth-Shean - eine Antwort"; in *ZS* XIII (2) 279
- Zeller, Manfred (1998): „Assyrica V"; in *ZS* X (2) 203
- (2002): „Alles immer jünger?"; in *ZS* XIV (4) 619

Ralf Radke, 99084 Erfurt, Domplatz 35
 E-mail: RaRa.2002@gmx.net

Wann ist die Bibel entstanden ?

Zusammenfassung bisheriger und neuer Überlegungen

Karl Günther

Die Autoren, die sich in dieser Zeitschrift mit der Datierung der Ereignisse in der Bibel und der Entstehung der Bibel beschäftigt haben, sind Heinsohn, Illig, Thoböll und Winzeler, daneben der Autor gewesen. Als Hauptfragen stellen sich immer wieder:

- „Welchen Stellenwert kommt der jüdischen Überlieferung als Geschichtsschreibung zu?
- Welche verlässlichen Informationen lassen sich aus der biblischen Überlieferung gewinnen?“ [Günther 1993, 12]
- Was kann die Archäologie zur Frage der Verlässlichkeit der jüdischen Überlieferung beitragen?

Nun möchte ich mich erneut mit dem Thema meiner Aufsätze von 1990 und 1993 auseinandersetzen, mit der jüdischen Überlieferung, wonach die Tora mehrmals „wiederaufgefunden“ worden ist, und versuche daraus, die wahrscheinliche Entstehungszeit der jüdischen Bibel abzuleiten. Zunächst werden zum Verständnis meine Positionen von 1990 und 1993 referiert.

Wann entstand die Tora? – Bestandsaufnahme

Unter dem jüdischen Begriff Tora versteht man die ersten 5 Bücher der Bibel, im Christlichen auch Pentateuch genannt. Die Meinungen darüber, wann die Texte der Tora geschrieben worden sind, divergieren von der Auffassung, sie stammten aus der Zeit des vereinten Königsreichs von Israel und Juda, bis zur Meinung, die Texte seien im babylonischen Exil und nach der Rückkehr, also im -6./5. Jh. oder sogar erst in hellenistischer Zeit (4.-2. Jh.) entstanden [FS 14]. Einigkeit herrscht lediglich darüber, dass in nachexilischer Zeit eine Überarbeitung erfolgt ist. Strittig ist ihr Ausmaß. Heinsohn hatte 1988 auf John Van Seters und Thomas Thompson verwiesen, die 1975 bzw. 1976

„die Ansicht [vertraten], daß, selbst wenn die jüngeren Texte einige ältere Traditionen enthielten, Auswahl und Anordnung der Erzählungen doch eher die Botschaft der biblischen Redaktoren zur Zeit der Kompilation als einen zuverlässigen historischen Bericht wiedergäben“ [FS 49; vgl. Heinsohn 1988, 21-24].

Julius Wellhausen verfrachtete „1878 die mosaische Thora vom Anfang an das Ende der ‘Geschichte Israels’ bzw. in das Judentum der Perserzeit“ [Win-

zeler 1991, 4]. Thomas Thompson hat 1975 die biblischen Geschichtswerke in die nachexilische oder hellenistische Zeit datiert, sie seien „nicht mehr als aufwendige, geschickte ideologische Konstrukte, produziert von Priesterkreisen in Jerusalem“ [FS 145].

Meine Position 1990: möglicherweise Esra, wahrscheinlicher die Makkabäerzeit

1990 bin ich in „Abraham und Genesis – die Problematik von 'Oral History'“ und 1993 in „Widerspricht die Gleichsetzung Assyrerkönige = Perserkönige dem Befund der Bibel?“ u.a. auf die Frage der Entstehung der Bibel eingegangen. Ich habe damals die Abfassung bzw. entscheidende Redaktion bzw. des Pentateuchs zumindest in die Zeit Esras, wahrscheinlicher in die makkabäische Zeit angesiedelt. Die wichtigsten Gedanken von damals nochmals zusammengefasst:

1. Die Vätererzählungen reflektieren allein die Zeit ihrer Niederschrift; nur über diese Zeit können wir zuverlässige und historisch verwertbare Aussagen treffen [vgl. Wellhausen 1899, 322; Thompson 1987, 200].

„Die Abrahamerzählungen sind das bewusst gestaltete Endprodukt eines Verfassers mit einer primär zeitgenössischen Aussage“ [Günther 1990b, 35; vgl. Schedl 1986, 15].

Und das ist die Zeit der Niederschrift des Pentateuch.

2. „Als Datum der Endredaktion bieten sich an: vorexilische Zeit; exilische Zeit; die nachexilische Zeit Esras; die makkabäische Zeit – als Parallele zur Auffindung des Buchs im Tempel zur Zeit Josias“ [Günther 1990b, 34].

3. Für die Datierung in die exilisch-nachexilische Zeit spricht u.a., dass Neuansätze im theologischen Denken, wie das Bundesdenken, in Umbruchs- und Krisenzeiten aufkommen [Günther 1990b, 35; vgl. Schedl 1986].

4. Nach dem Vierten Buch Esra ist Esra der Schöpfer der Tora:

“Denn dein Gesetz ist verbrannt. Daher weiß niemand, was vor Werk von Dir gemacht seynd, oder noch sollen gemacht werden. [...] ich will beschreiben alles, was von Anfang der Welt geschehen ist, wie es in Deinem Gesetz vorhin geschrieben war.“ [4Esra 21 f; nach Friedman 1989, 266]

5. Doch die Tora scheint mehrmals „erneuert“ worden zu sein: Als „die Tora zum ersten Mal in Israel in Vergessenheit geraten war, zog Esra aus Babel herauf und begründete sie neu, als sie wieder in Vergessenheit geriet, zog der Babylonier Hillel herauf und begründete sie neu, als sie wieder in Vergessenheit geriet, zogen Rabbi Chijja und seine Söhne herauf und begründeten sie neu“ [Talmudtraktat Sukka 20 a, nach Rendtorff 165].

6. „Da die Präzession nicht vor dem -2. Jh. bekannt gewesen sein kann [Illig 1990, 75] und der Leningrader Kodex sie in die Textstruktur eingearbeitet enthält [Schedl 1986; vgl. Günther 1990a, 82-84], so ist die (End-)Redaktion des Pentateuch erst in **makkabäischer Zeit** erfolgt“ [Günther 1990b, 36 f.].

7. Ob Esra der erste Herausgeber der Tora war und die entscheidende Redaktion vorgenommen hat, ist eine offene Frage:

„aufgrund der Quellenlage [ist] Inhalt und zeitliche Ansetzung von Esras Tätigkeit nicht mehr mit Sicherheit zu bestimmen“, auf jeden Fall „muß eine weitere Redaktion [...] in makkabäischer Zeit erfolgt sein – wenn nicht letztere mit der ‘Zeit Esras’ zusammenfällt“ [Günther 1990b, 37].

8. „Schon Otto Neugebauer hatte eindringlich darauf aufmerksam gemacht, dass es im Altertum durchaus üblich war, wissenschaftliche Errungenschaften weit in die Vergangenheit zu projizieren“ [Peiser 1990, 93]

Das wiederholte „**Wiederauffinden**“ der Schrift lässt eine Projektion der jeweiligen Redakteure in die Vergangenheit vermuten, um Autorität für ihre „Schrift“ zu gewinnen [vgl. Günther 1990b, 37], zumal von einer Vertrautheit der jüdischen Oberschicht mit der hellenistischen Kultur ausgegangen werden darf.

Meine Position 1993: Die Zeit des 1. Tempels fällt

1993 bin ich noch einen Schritt weiter gegangen. Mein Anliegen galt primär der Frage:

„Welche Konsequenzen ergeben sich aus den ernstgenommenen Identitätssetzungen von Assyrer- mit Perser-Herrschern [wie sie Heinsohn 1992 vorgeschlagen hatte] für die biblische Geschichtsschreibung?“ [Günther 1993, 13; vgl. Heinsohn 1992].

Ich neigte damals der These des schon oft behaupteten programmatischen Charakters biblischer Geschichtsschreibung gerade für die Darstellung der vorexilischen Zeit zu.

„Die der Perserzeit - aller Wahrscheinlichkeit nach korrekterweise - zugeschriebenen Ereignisse müssen auch als Modell für die ‘vorexilische’ und ‘vorperserliche’ Zeit der Königsbücher gedient haben“ [Günther 1993, 13].

Ich unterstellte den biblischen Kompilatoren, dass sie die Perserkönige unter assyrischen Namen ein zweites Mal auftreten lassen, wobei dabei durchaus Fehler auftraten, wenn der Perserkönig in Esra 6,22 als König von Assur bezeichnet wird [Levy-Torczyner 552] oder im Buch Judith die Namen Assyrien und Assyrer zur Bezeichnung des Neubabylonischen Reichs Nebukadnezars verwendet werden. [ebd.]

Als Ergebnis, damals nicht *expressis verbis* formuliert: Die Bibel kennt die Identität von Assyryrherrschern mit Perserkönigen und Assyryrreich mit Neubabylonischem Reich.

Unter der Annahme der Verdoppelung der Geschichte identifizierte ich König David, der den ersten Tempelbau initiiert hat, mit dem Perserkönig Kyros, und Salomo, der den Tempelbau ausführt, mit Dareios I.,

„der das Dekret seines Vorgängers ‘wiederauffindet’ [sic! s. o.] und den Bau ausführen läßt, so dass erster und zweiter Tempel identisch würden“ [Günther 1993, 14].

Der archäologische Beweis

Eine mir damals fehlende Stütze für die Identität von erstem und zweitem Tempel liefert nun die Archäologie. Sie hat ergeben, dass der Erste Tempel nie existiert hat:

„es existieren keinerlei archäologische Belege in Jerusalem für Salomos berühmte Bauvorhaben. Bei Ausgrabungen im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts um den Tempelberg in Jerusalem wurde nicht einmal eine Spur von Salomos sagenhaftem Tempel oder Palastkomplex identifiziert“ [FS 145].

Der Zweite Tempel ist der Erste Tempel!

Das wiederholte Wiederauffinden der Tora – wann ist sie entstanden?

Die Tora ist nach talmudischer wie biblischer Überlieferung mehrmals in Vergessenheit geraten und „wieder aufgefunden“ worden [vgl. Günther 1990b, 36 f.]. Dieses „Wiederauffinden“ scheint als Stilmittel oder Kunstgriff von den biblischen Kompilatoren benutzt worden zu sein. Als Datum der Endredaktion bietet sich nach dieser Überlieferung an [Günther 1993, 14]:

1. Die Tora wird im Tempel zur Zeit Josias wieder aufgefunden, also unmittelbar vor dem Exil.
2. Esra bringt sie als Gesetz des Königs Artaxerxes mit.
3. Sie wird im Tempel aufgefunden in makkabäischer Zeit [2 Makk 2,13 f.].
4. Rabbi Hillel.
5. Rabbi Chijja.

Hierbei fällt auf: Dreimal wird die Tora aus dem babylonischen Exil in das unter fremder Herrschaft stehende Palästina gebracht:

„R. Simeon b. Lakisch stellte Chija mit Hillel und Esra in Parallele, die alle drei aus Babylonien nach Palästina gekommen seien und **die in Vergessenheit geratene Tora** erneuert hätten“ [Bomstein 453; siehe auch oben, Talmudtraktat Sukka 20 a; nach Rendtorff 165].

Im folgenden gehe ich nochmals auf die verschiedenen „Begründer“ und „Wiederauffinder“ der Tora ein.

Die Auffindung der Tora zur Zeit Josias

„In seinem 18. Regierungsjahr – 622 v. Chr. – befiehlt Josia dem Hohenpriester Hilkia, die öffentlichen Gelder für die Renovierung des Tempels des Gottes Israels zu verwenden“ [FS 298].

Bei der Auslieferung des im Tempel aufbewahrten Geldes fand (C)Hilkija ein „Buch der Tora“ auf, das der Schreiber Schaphan dem König vorliest. „Hinsichtlich der Verlesung ist allerdings nur vom ‘Buch des Bundes’ die Rede“ [Soloweitschik/Bernfeld 954].

Dieser Text enthält einen Vertrag zwischen Volk und JHWH. Schon Wellhausen ging von einer Unterschiebung aus, der Lang beipflichtet:

„Als die Buchrolle König Joschijas vorgelesen wird, ist die Tinte kaum trocken“ [Lang 71].

Auch Rendtorff sieht die Frage, ob der Bericht historisch ist, umstritten. Nach 2 Chron 34,3 ff. 8 ff beginnt die Kultreform bereits sechs Jahre vor Auffindung des Buches! Es gibt jedenfalls Differenzen zwischen der Kultreform, wie sie uns überliefert ist, und dem Deuteronomium [vgl. Rendtorff 54].

Der Umfang der Kultreform, die monotheistische Absicht, ist ebenfalls fraglich; denn, so Morton Smith:

„Die Liste der Reformen 2 Kön 23 zeigt kein Interesse an Assyrien und kaum solches an Kulturen, die auf assyrischen Einfluß zurückgehen könnten. [...] Es fällt auf, dass Assur in der Liste der Reformen Joschijas nicht erwähnt wird“ [M. Smith 125, Fn. 180; vgl. auch J. McKay, nach Rendtorff 54].

Bei unserer Fragestellung interessiert eine wichtige Bestimmung des Deuteronomiums, die sich sonst nicht im Pentateuch findet. Alle Opfer werden verboten außer an der „Stätte, die der Herr, euer Gott, aus all euren Stämmen erwählen wird“ [Dtn 12,5].

Im Zusammenhang mit Josias Aktion gegen den Altar in Beth-El, dem früheren Staatsheiligtum des Nordreichs, zeigt sich als Ziel Josias die Ausweitung seiner Herrschaft auf Israel.

Was nun den Inhalt des Dokuments angeht: Auf jeden Fall wird es die Interessen und die Meinung seines „Finders“ widerspiegeln, des Oberpriesters Chilkija, was auch die Reformen bestätigen; die levitische Priesterschaft des Umlandes ist seitdem zweitrangig.

Die im Bericht über Josias Reform genannten Ziele ähneln in vielem dem Buch Deuteronomium. Daher wird das aufgefundene „Buch des Bundes“ meist als das Buch Deuteronomium identifiziert oder es enthält zumindest Teile davon.

„Als einziges Buch im Pentateuch erhebt das Deuteronomium den Anspruch, die ‘Worte des Bundes’ zu enthalten, die ganz Israel befolgen muß“ [Dtn 29,9; FS 301].

Allerdings spricht das Deuteronomium

„nie von Jerusalem als dem einzigen Jahweheiligtum, und es erlaubte schon gar nicht eine derartige Degradierung der levitischen Landpriester“ [Maier 97].

„Da die Angabe, daß damals das ‘Buch der Tora’ aufgefunden worden sei, nicht den geschichtlichen Tatsachen entspricht, erklärt es sich auch, warum das Gesetzbuch, auf dessen Inhalt das Volk damals verpflichtet wurde, in den Berichten der Königsbücher und der Chronik als ‘Bundesbuch’ bezeichnet wird“ [Soloweitschik/Bernfeld 954 f.].

Wie weit Josias Reform tatsächlich durchgeführt worden ist, wissen wir nicht. Beim Volk scheint sie wenig Anklang gefunden zu haben und sie war spätestens mit seinem Tod im Jahr -609 zu Ende, wie die Klagen Jeremias und Ezechiels gegen die in Juda übliche Verehrung anderer Götter zeigen [s. Ez 8].

Josia als ein biblischer König ohnegleichen

„Die Herrschaft des Königs Josia von Juda kennzeichnet den Höhepunkt der Geschichte des israelitischen Königtums“ [FS 196]. So heißt es [Kön 23, 25]:

„Seinesgleichen war vor ihm kein König gewesen, der so von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften sich zum Herrn bekehrte, ganz nach dem Gesetz des Mose, und nach ihm kam seinesgleichen nicht.“

Josia wird der frömmste unter allen jüdischen Königen genannt.

„[...] viele im Deuteronomistischen Geschichtswerk beschriebene(n) Personen, so der fromme Josua, David und Hiskia sowie die Apostaten Ahas und Manasse, [sind] als – positive wie negative – Spiegelbilder Josias dargestellt“ [FS 395].

„Der Name Josias wurde lange vor seiner Geburt voraus verkündigt (I. Kön 13,2), ebenso wie der des Salomo, der des Messias usw.“ [Guttman 300].

Die Bibelstelle 2 Kön 23

„ist ein sorgfältig formulierter Text, der Anspielungen auf alle großen Persönlichkeiten und Ereignisse in Israels Geschichte enthält. Josia wird indirekt mit Mose verglichen, dem großen Befreier und dem Initiator des Passa-Festes. Ebenso ist er Josua und David, den großen Eroberern, nachempfunden; und er folgt Salomos Beispiel, dem Schimherrn des Tempels in Jerusalem“ [FS 300].

Der Bibelwissenschaftler Moshe Weinfeld verweist darauf, dass das Deuteronomium

„sowohl in bezug auf die Ideologie, die in den programmatischen Reden ausgedrückt wird, als auch auf die Gattung von Segen und Fluch sowie in bezug auf die Zeremonien bei der Gründung neuer Ortschaften Ähnlichkeiten mit der frühgriechischen Literatur auf [weist]“ [FS 302].

Mit anderen Worten, das Deuteronomium setzt die Kenntnis griechischer Kultur voraus. Dafür ist es im -7. Jh. eindeutig zu früh. Wir werden in die hellenistische Zeit verwiesen.

Das Buch Josua belegt, dass es gleichfalls nicht vor die Zeit Josias datiert werden kann. Es schildert die Geschichte einer militärischen Blitzkampagne. Die archäologischen Belege für eine derartige historische Einnahme Kanaans in der Spätbronzezeit durch die Israeliten sind schwach [FS 86]. In Jos 15, 21-62 findet sich eine Liste von Städten auf dem Gebiet des Stammes Juda:

„Die Liste stimmt genau mit den Grenzen des Königreichs Juda unter Josias Herrschaft überein. [...] Und einige der Orte waren *nur* in den letzten Jahrzehnten des 7. Jahrhunderts v. Chr. bewohnt [...] Die ersten zwei Schlachten im Buch Josua, in Jericho und Ai (das heißt in der Gegend von Bethel), wurden auf Gebieten ausgetragen, die zum ersten Ziel von Josias Expansion gehörten, nachdem Assur sich aus der Provinz Samaria zurückgezogen hatte“ [FS 108].

Josia agiert als ein neuer Josua.

„Die alles überragende Gestalt Josuas dient dazu, ein metaphorisches Porträt Josias heraufzubeschwören, des zukünftigen Erlösers des ganzen Volkes Israel“ [FS 110].

Die Parallelen zwischen Josua und Josia gehen bis zur direkten Übereinstimmung in Diktion und Ideologie „Hinter Josuas Maske [...] verbirgt sich König Josia“ [FS 111].

Ergebnis: Möglicherweise sind Teile des Deuteronomiums in der Zeit Josias entstanden, einiges spricht dafür, dass das Buch Josua in diese Zeit passt, doch der griechische Einfluss im Deuteronomium selbst spricht für eine spätere Entstehungszeit dieses Buches. Das Deuteronomium enthält einige Widersprüche zu den Berichten in Exodus und Numeri, Dtn 11,6 kennt beispielsweise noch nicht die Erzählung vom Aufstand und Untergang der Korachiden [Numeri 16], auch Ort und Inhalt des Dekalogs [Dtn 5] sind im Vergleich zu Exodus 19 verschieden. Wenn die Königsbücher [II,14, 6] aus dem „Buch der Lehren Moses“ zitieren, dann handelt es sich um Dtn 24,16; wenn Nehemiah [13,1-2] aus dem „Buch Mose“ zitiert, dann zitiert er Dtn 23,4-5. [Solowitschik/Bernfeld 955 f.]. Das Deuteronomium ist vor den Büchern Exodus und Numeri entstanden, und die Tora ist keinesfalls in der Zeit Josias entstanden.

Zudem scheint auch Josia näher an den Hellenismus heranzurücken, wenn das Buch Esther ihn in die Nähe von Xerxes und Artaxerxes rückt. So heißt es

[Esther 2,5], Mordechai, der spätere Wesir des Perserkönigs, sei mit König Jojachin, dem Enkel Josias, aus Jerusalem in die Verbannung gezogen. Aus -597 würde zumindest -485, der Regierungsbeginn Xerxes' [Soloweitschik 703].

Esra bringt die Tora

Nach Esra 1, 2-3 erlässt Kyros im ersten Jahr seiner Regierung, also -539, ein Edikt, Gott in Jerusalem in Juda ein Haus zu bauen. Unter Darius werden die Arbeiten -516 vollendet [FS 321]. Nach Vollendung des „Zweiten“ Tempels -516 folgt eine dunkle Zeit, bis Esra im Auftrag des Perserkönigs Artaxerxes aus Babylon nach Jerusalem kommt, vermutlich im Jahr -458. Neh 8 und Esr 7:6 werden so interpretiert, dass erstmals Esra die Thora dem erstaunten Volk von Jerusalem bekannt gemacht hat [vgl. Friedman 1989, 265].

„Esra ruft sofort alle Heimkehrer zu einer Versammlung nach Jerusalem. [s. Esr 10,9-16; ...] Danach verschwindet Esra [...] von der Bühne“ [FS 321].

Nach dem Vierten Buch Esra ist Esra der Schöpfer der Thora:

„Denn dein Gesetz ist verbrannt. Daher weiß niemand, was vor Werk von Dir gemacht seynd, oder noch sollen gemacht werden. [...] ich will beschreiben alles, was von Anfang der Welt geschehen ist, wie es in Deinem Gesetz vorhin geschrieben war“ [4Esra 21 f.; nach Friedman 1989, 266].

„In späterer Zeit wurde Esra als der Wiederhersteller der Tora rühmlich gefeiert. Allerdings erwähnt ihn auffallenderweise Ben Sira nicht, während er seinen Zeitgenossen Nehemia preist“ [Soloweitschik/Bernfeld 782].

Für die Durchführung seiner neuen Rechtsordnung fehlt Esra der exekutive Arm; Nehemiah kommt erst -446/45, unterstützt von persischer Reiterei, nach Jerusalem [Maier 123 f.]. Eisenman stellt hinsichtlich Esra und Nehemia fest:

„Inwieweit wir diese beiden Männer voneinander unterscheiden können, ist unklar, da sich die sie betreffenden Berichte überschneiden. Nehemia ist mit Sicherheit eine historische Gestalt, aber ob Esra lediglich eine priesterliche Glosse über den weltlicheren und profaneren Charakter ist, den Nehemia verkörpert, läßt sich nicht beantworten.

Welche Rolle er auf dem Tempelberg spielt, wenn er etwas anderes als ein Hoherpriester ist, bleibt unklar. Er wird zwar wie ein zweiter Moses dargestellt, der das Gesetz wiederherstellt und den versammelten Heimkehrern vorliest, aber sie scheinen es noch nie zuvor gehört zu haben (Buch Esra 9,10 und Nehemia 9,3)“ [Eisenman 53].

Auch wenn das talmudische Judentum Esra hoch schätzt, ihn sogar an die Seite von Moses stellt [vgl. Sanh. 20 a], bleibt er auffallend blass, nicht greifbar. Und was gegen die Bekanntmachung der Tora in der heutigen Gestalt spricht: Im Jahr -410 und noch einmal -407 wenden sich die Verantwortlichen der jüdischen Militärkolonie in Elephantine u.a. an den Oberpriester Jochanan in

Jerusalem. Gleichzeitig ist es dort am Nil selbstverständlich, dass neben Jahwe auch andere Götter verehrt werden, darunter zwei weibliche Gottheiten [Maier 128.131].

Die Auffindung der Tora in der Makkabäerzeit

„Im 2. Jahrhundert v. Chr. kam es zu einem dramatischen Wandel, als sich die Priester Judäas mit hellenistischer Kultur und Religion auseinandersetzen mußten“ [FS 337].

-167 brach ein Krieg gegen die seleukidische Hellenisierungspolitik aus, angeführt von Judas Makkabäus.

„Judas hatte (gleich Jesus) vier Brüder, deren Namen – wie im übrigen auch der des Judas selbst – größtenteils vom Neuen Testament her vertraut klingen: Johannes, Eleazar (Lazarus) und Simon“ [Eisenman 57].

Judas Makkabäus besaß

„für seine Heerführung keinerlei Legitimation: Er bekämpfte die syrische Besatzungsmacht [...], er trat an gegen die oberste religiöse Instanz, den amtierenden Hohenpriester, und fast die gesamte Oberschicht seines Landes“ [Thoböll 193].

Im Jahre -164 konnte Judas den Tempel „reinigen“; wie Nehemiah hat auch Judas verloren gegangene Tora-Rollen neu beschafft. Es fällt auf, dass in 2 Makk 2, 13 f. auf Nehemiah und nicht auf Esra, den angeblichen Wiederbegründer der Tora verwiesen wird, so dass Esra als historische Persönlichkeit immer phantomhafter wird.

Unter seinem Sohn und Nachfolger Jochanan Hyrkan gewann das jüdische Reich „einen Umfang, den es seit der Zeit Salomos nicht mehr besessen hatte“ [Cassuto 1931a, 302]. Hyrkan tritt wie ein zweiter Josia auf, wenn er gegen die Samaritaner zieht, Sichem erobert und den Tempel auf dem Berg Gerisim zerstört [ebd. 301].

Reinheit des Judentums und gleichzeitige Hellenisierung – Widersprüchliches bei den Makkabäern

Unter Simon, Judas' Bruder wurde Juda ein souveräner Staat und umfasste „ein geschlossenes Herrschaftsgebiet, das mit dem Küstenstreifen sogar über die Grenzen Altisraels hinausreichte“ [Maier 203].

„Trotz seiner Hohepriesterwürde zeigte Hyrkan eine gewisse Neigung zu griechischer Kultur und griechischem Wesen. Darauf weisen schon sein griechischer Name Hyrkan sowie die griechischen Namen seiner Kinder hin“ [Cassuto 1931a, 302].

Alexander Jannai, der Sohn des Jochanan Hyrkan, war Eroberer und zugleich Hoherpriester. Er führte mit fremden Söldnern Kampf gegen sein eigenes

Volk; 50.000 Juden sollen gefallen sein, etwa 8.000 Pharisäer flohen „heimlich aus Judäa und blieben bis zu Alexanders Tode an verschiedenen Orten Syriens und Ägyptens im Exil.“ Er eroberte Moab und Gilead.

„Die Grenzen Judäas reichten von der Wüste im Osten bis zur Meeresküste im Westen, vom Meromsee im Norden bis nach Edom und zur arabischen Wüste im Süden. [...] A. war der erste, der seine Münzen doppelsprachig, griechisch und hebräisch prägen ließ und seinen Königstitel darauf setzte“ [Elbogen 211 f.].

Sein Sohn Hyrkan II. wird -40, wie der letzte judäische König -586, gefangen nach Babylonien geführt, diesmal von den Parthern [vgl. Cassuto 1931b, 306].

Ergebnis: „[...] in vieler Hinsicht erinnert [die Makkabäerbewegung] ideologisch an die deuteronomistische Bewegung zur Zeit Josias“ [FS 337]. Hier finden wir im Reich Jochanans nochmals (?) das Reich Salomos, und sein Sohn Alexander ist nach Strabo [XVI, 2, 40] der erste Hasmonäer, der sich König nannte [Elbogen 213].

Gleichzeitig kontrastiert der Anspruch der Makkabäer, Juda vom Hellenismus zu befreien, mit der Tatsache, dass in der Hasmonäerfamilie griechische Namen üblich waren; der Sohn Simons, Bruder des Judas, heißt Johannes Hyrkanos, dessen Kinder: Aristobulus, Alexander Jannai, Antigonos I. Und bis auf Mariamne, die Frau des Herodes, tragen alle weiteren Nachkommen von Alexander Jannai jüdische Namen [vgl. Eisenman 821]. Alexander J. lässt seine Münzen doppelsprachig prägen, griechisch („Basileios“) und hebräisch [Elbogen 212 f.].

Ogleich das Zweite Makkabäerbuch ursprünglich in Griechisch geschrieben worden ist, stellt es das Judentum in Gegensatz zum Hellenismus und präsentiert die Griechen als Barbaren [EJ 1971, 658.660].

Hillel als Erneuerer der Tora

Hillel ist in Babylonien geboren und er hat um Christi Geburt in Jerusalem gewirkt. Er ist der Begründer einer Dynastie,

„die rund 450 Jahre das jüdische Volk führte, bis die Römer den letzten ‘Patriarchen’ absetzten“ [Elbogen 45]. „Von seinem Leben sind nur wenige Einzelheiten bezeugt“ [ebd. 42].

Damit kollidiert die Tatsache: „Die Überlieferung hat von ihm mehr persönliche Züge bewahrt als von irgendeinem anderen jüdischen Weisen“ [ebd. 48]

Seine Lebenszeit wird von der Überlieferung [Sifre, Deut. § 357], ebenso wie die Moses, mit 120 Jahren angegeben und in drei Perioden von je 40 Jahren eingeteilt. „[...] der bis dahin unbekannte (Hillel erlangte) in Jerusalem hohes Ansehen“ [ebd. 42]. Hillel hat in einer Zeit Einfluß gewonnen, als Herodes die religiöse Führung des Judentums kontrollierte [vgl. Elbogen 43 f.].

Nach der jüdischen Tradition wurde Hillel als „Nassi“ eingesetzt, er hatte also das Präsidium im Synedrion inne. Nach den Berichten des Josephus und des NT führte jedoch der Hohepriester dort den Vorsitz [Elbogen 45].

„Die jüdische Tradition hat Hillels Wirksamkeit die höchste Bedeutung beigemessen, sie hat ihn neben Esra als einen Wiederhersteller der Tora bezeichnet“ [ebd. 45; vgl. Suk. 20a].

„Hillel als Lehrer erinnert in vielem an Sokrates, an dessen einfache, natürliche Art, die Wirklichkeit zu sehen, volkstümliche Lehren und Beispiele aus der Natur und dem Leben heranzuziehen; er mischt sich unter die Leute, vertieft sich in ihre Berufstätigkeit, Lebens- und Anschauungsweise und sucht, sie aus ihren eigenen Erfahrungen heraus zu belehren“ [Elbogen 47].

Es gibt noch weitere griechische Einflüsse:

„So werden Hillel in der Tradition sieben hermeneutische Regeln (*middot*) zugeschrieben, die zum Teil eindeutige Berührungspunkte zur hellenistischen Rhetorik aufweisen“ [Maier 219].

Merkmale und Parallelen bei Hillel zu Esra:

- Hillel hat **die in Vergessenheit geratene Tora** erneuert;
- Hillel kommt aus dem babylonischen Exil;
- Palästina war unter fremder, römischer bzw. persischer Herrschaft.

Ergebnis: Hillel ist als Lehrer dem Sokrates nachempfunden, wird Moses und Esra an die Seite gestellt; er bleibt, was sein persönliches Leben angeht und was ihn als Erneuerer der Tora angeht, auffallend blass. Bemerkenswert ist die Behauptung, dass die Tora vor der Zeit Hillels unbekannt gewesen sei, und das nach der Erneuerung durch die Makkabäer!

Chijja als Erneuerer der Tora

Chijja „wirkte in der 2. Hälfte des 2. Jhts. in Palästina. [...] C. entstammte einer babylon. Familie, die ihren Ursprung auf Schimi, den Bruder des Königs David, zurückführte [...], oder auch, nach einer anderen Quelle [...], auf David selbst, u. zw. auf dessen fünften Sohn Schefatja, von seiner Frau Abital (s. II Sam. 3,4), was in der genannten Quelle im bab. Talmud von Rabbi berichtet wird [...] C. gehörte zu den Einwanderern [...], die von dem Ruf des Patriarchen Rabbi angelockt waren, und von denen es hieß, dass mit ihrer Ankunft in Palästina die Erdbeben und Zufälle aufgehört hätten (Chul. 86a)“ [Bornstein 453].

(Als er starb, fielen feurige Felsen vom Himmel [ebd. 457] – handelt es sich hier um katastrophische Hinweise?)

Chijja wurde Rabbis Schüler. Rabbi stand einem der zwei herrschenden Häuser in Israel vor, dem palästinensischen Patriarchat (das andere war das

babylonische Exilarchat). Chijjas Schüler und Neffe Rab wurde mit Samuel der Begründer des babylonischen Talmud [ebd.]

„Über die (besonders in Palästina) drückende römische Herrschaft äußerte er: Gott wußte, daß Israel die römische Unterdrückung nicht würde ertragen können, deshalb vertrieb er sie nach Babylonien (Pes. 87a).“ [ebd.]

Merkmale und Parallelen bei Chijja zu Esra:

- Chijja hat *die in Vergessenheit geratene Tora* erneuert [vgl. Talmudtraktat Sukka 20 a];
- Chijja kommt aus dem babylonischen Exil;
- Palästina war unter fremder, römischer bzw. persischer Herrschaft;
- Die Römer haben die Juden nach Babylonien vertrieben.

Ergebnis: Chijja, in der 2. Hälfte des +2. Jhs. angesiedelt, wirkt bei meinem derzeitigen Wissensstand eindeutig zu spät als Erneuerer der Tora. Nach der Synode von Jabne wirkt die erneut vergessene Tora wenig glaubwürdig. (Allerdings existieren auch keine direkten Quellen über die Ereignisse von Jabne; vielleicht hat sich die Kanonisierung doch später abgespielt?)

Warum das Exodusthema nachexilisch angesiedelt werden kann

Eine nachexilische Datierung der Bibelentstehung müsste auch erklären, warum das Thema des Exodus, der sich ja Jahrhunderte zuvor ereignet haben soll, einen solchen Umfang im Pentateucheinnimmt.

„Die Geschichte von der Befreiung der Israeliten aus der Sklaverei ist so wichtig, daß die Bücher Exodus, Leviticus, Numeri und Deuteronomium – vier Fünftel der zentralen Schriften Israels – diesen bedeutenden Ereignissen gewidmet sind, die eine einzige Generation in etwas mehr als vierzig Jahren erlebt hat“ [FS 61].

„Zur historischen Verschwommenheit der Geschichte vom Auszug aus Ägypten gehört auch die Tatsache, daß kein einziger ägyptischer Monarch des Neuen Reichs *namentlich* erwähnt wird (wogegen spätere biblische Texte Pharaonen beim Namen nennen, so Schischakund Necho)“ [FS 79].

Aus neueren archäologischen Untersuchungen der traditionellen Gebiete der Stämme Juda, Benjamin, Ephraim und Manasse ergibt sich

„genau das Gegenteil von dem, was in der Bibel steht: Der Aufstieg des frühen Israels war ein Ergebnis des Zusammenbruchs der kanaanäischen Kultur, nicht ihre Ursache. Und die meisten Israeliten kamen nicht von außen nach Kanaan – sondern aus seiner Mitte heraus. Es gab keinen Massenzug aus Ägypten, ebenso wenig wie eine gewaltsame Einnahme Kanaans. [...] Die frühen Israeliten waren – ein Gipfel der Ironie – selbst ursprünglich Kanaanäer“ [FS 135].

Die Bedeutung des Exodus für das Exil

Ob sich der Exodus ereignet hat und wann immer er gewesen ist:

„es dürfte klar sein, daß die biblische Geschichte vom Auszug ihre damalige Bedeutung nicht nur aus alten Traditionen und zeitgenössischen geographischen und demographischen Details schöpfte, sondern viel direkter aus den zeitgenössischen politischen Gegebenheiten“. [FS 83]

„In der Zeit des Exils und in nachexilischer Zeit nahm die Geschichte vom Auszug aus Ägypten eine besondere Bedeutung an.“ [FS 333]

Der Bibelwissenschaftler David Clines stellt fest:

„Die Knechtschaft in Ägypten ist ihre eigene Knechtschaft in Babylonien, und der Exodus der Vergangenheit wird der zukünftige Exodus“. [FS 333]

Für Yair Hoffmann, einen Bibelwissenschaftler der Universität Tel Aviv, schildern die Geschichte vom Auszug aus Ägypten und die Berichte über die Rückkehr aus dem Exil,

„wie die Israeliten ihr Land für ein fremdes Land verließen; wie das Land Israel als zu jenen gehörig betrachtet wurde, die fortgingen und aufgrund einer göttlichen Verheißung zurückkehren sollten; wie die Menschen nach einer schweren Zeit im Exil zurück in ihre Heimat kehrten; wie die Heimkehrer unterwegs eine gefährliche Wüste durchqueren mußten, wie die Heimkehr zu Konflikten mit der einheimischen Bevölkerung führte; wie die Heimkehrer sich nur in einem Teil der ihnen verheißenen Heimat niederlassen konnten; und welche Maßnahmen die führenden Köpfe der Heimkehrer ergriffen, damit eine Assimilation der Israeliten an die Landesbevölkerung verhindert wurde. Ebenso dürfte die Saga von Abraham, der aus Mesopotamien ins verheißene Kanaan zog, dort ein großer Mann wurde und eine wohlhabende Nation gründete, sicher Gefallen bei den Menschen im Exil und in nachexilischer Zeit gefunden haben“ [FS 333]

Wann jedoch war dieses Exil?

Heinsohn hat 1991 darauf hin gewiesen, dass das Exil wesentlich später datiert werden kann. So führt der Perserkönig Artaxerxes III. (358–338) nach der Zerstörung Jerichos eine Verschleppung von Juden ins Exil durch [Stem 1982, 282; nach Heinsohn 1991, 40].

Es gäbe auch noch eine weitere Datierungsmöglichkeit des Exils:

„Von Josephus wird *Antiquitates* 12, 3 ff. eine listige Eroberung Jerusalems am Sabbat durch Ptolemaios I. sowie eine Massendeportation von Juden und Samaritanern nach Ägypten erwähnt, offenbar im Jahr 312. [...] Die Exilierten wurden in Militärkolonien oder hellenistischen Städten, vor allem in Alexandria, angesiedelt und erhielten weitgehende Privilegien.

Die Deportierten sollen dann unter Ptolemaios II. Philadelphos (285–247) freigelassen worden sein (*Antiquitates* 12, 17 ff.; *Aristeasbrief*) “[Maier 161].

Haben wir hier das eigentliche Exil vor uns, statt babylonischer 50 Jahre ägyptischer Gefangenschaft? Oder fallen Exodus und Exil zusammen?

„Das Buch Daniel stammt aus dem späten -3. oder frühen -2. Jh., gilt aber als bestes Zeugnis für das babylonische Exil, das ins -6. Jh. datiert wird“ [Heinsohn ebd.].

Zu weit gegriffen wäre wohl eine Datierung in das +2. Jh., wo Chijja den Römern das babylonische Exil anlastet (s. o.).

Schlussfolgerungen und Ausblick

Aufgrund des griechischen Einflusses in der Tora wie auch aufgrund der Spätdatierung des Exils kann die Tora nicht vor dem Zeitalter des Hellenismus entstanden sein, zumal die beiden ‘Wiederauffinder’ Josia und Esra als Urheber der Tora wenig wahrscheinlich sind. Eine Entstehung in makkabäischer Zeit ist möglich, auch Qumran belegt, dass selbst in unruhigen Zeiten große literarische Schöpfungen möglich sind. Dennoch: Warum kommen nicht die großen jüdischen Gemeinden in Babylonien, Antiochia oder die im -1. Jh. einhunderttausend Juden umfassende Gemeinde in Alexandrien in Betracht, die „im letzten Jahrhundert vor dem Untergang des jüdischen Staates auf einige Hunderttausende gestiegen [war]“ [Simchoni 230].

Bei letzterer Lösung: Könnte die jüdische Bibel nicht als Reaktion auf die griechische Kultur entstanden sein, der griechischen Geschichte eine jüdische entgegen zu setzen? Für Johannes Neumann entstand die Urtora in griechischer Sprache in Alexandrien, das „im 3. Jahrhundert v. Chr. das Zentrum des Judentums war und nicht Jerusalem“ [Neumann 23].

Würde sich damit erst erklären, warum der Tag, an dem die Septuaginta vollendet wurde, „den alexandrinischen Juden als ein Festtag [galt], während die palästinensischen Juden darin einen Anlaß zu nationaler Trauer sahen“ [Simchoni 232] und warum die Synode von Jamna (Jabne) die apokryphischen Schriften der Septuaginta verworfen hat?

Ranken sich deshalb um die Entstehung der Septuaginta entsprechende Legenden? Die alexandrinischen Juden sprachen untereinander griechisch, gleichzeitig hingen sie

„mit großer Verehrung an Jerusalem und dem dortigen Tempel und [sahen] in den Juden Palästinas ihre Brüder. [...] Der alexandrinische Gerichtshof galt auch den Tannaiten als autoritativ [...]; die alexandrinischen Aaronidenfamilien waren ihrer einwandfreien priesterlichen Abstammung wegen so angesehen, dass aus ihrer Mitte sogar ein Hohepriester hervorgehen konnte (Simon b. Beothos, Jos., Ant XV, 9, 3)“ [Simchoni 231 f.].

„Die hellenische Kultur galt auch den Juden [Alexandriens] als die Kultur schlechthin, und die um jene Zeit bereits zum Gemeingut der gebildeten Welt gewordenen alten griechischen Dichter und Denker wurden von ihnen ebenfalls verehrt und in ihren Schöpfungen vielfach nachgeahmt“ [Simchoni 242].

In den Auseinandersetzungen zwischen Judentum und dem hellenistischen Heidentum wurde

„häufig die Frage nach dem Alter des jüdischen Volkes und seiner Lehre aufgeworfen. Die Ägypter und Griechen beanspruchten für sich das höhere Alter und schlossen daraus, daß ihre Kulturen die größere Legitimität besäßen. Als Beweis führten sie an, daß die Juden in älteren schriftlichen Denkmälern fremder Völker gar nicht erwähnt seien; woraus zu schließen sei, daß sie in früheren Zeiten nicht existiert hätten oder wenigstens völlig unbekannt geblieben seien. Demgegenüber waren die Juden bemüht, das hohe Alter ihrer Nation und ihres eigenen Schrifttums nachzuweisen. [...] Die meisten jüdischen Schriftsteller waren nicht nur von dem höheren Alter des Judentums überzeugt, sondern auch davon, daß alles Lobenswerte im Leben und Schaffen anderer Völker jüdischen Quellen entsprungen sei. Manche gingen so weit, sämtliche Kulturformen der heidnischen Völker auf jüdischen Ursprung zurückzuführen“ [Simchoni 244].

Auch wenn eine Lösung der Tora-Entstehung noch aussteht, eine spätere Entstehung um die Zeitenwende oder ins +1. Jh. ist auch nicht auszuschließen [vgl. Neumann 2000]. Bei aller Diskussion um die Frage der Entstehung der Urbibel sollten wir nicht vergessen: Die Lösung dieser Frage tangiert nicht diese einzigartige Schöpfung jüdischen Geistes, die Quelle der Kraft, der Inspiration und der Spiritualität von Judentum und Christentum, der mein Respekt, meine Wertschätzung, Hochachtung und Dankbarkeit gilt.

Literatur

- Bornstein, D. J. (1930): Chija, in *EJ*, Bd. 5, Sp 453-458
Calwer Bibellexikon (1989); Stuttgart
Cassuto, U. (1931a): Hyrkan (I.), Jochanan, in *EJ*, Bd. 8, Sp 301-304
- (1931b): Hyrkan II., in *EJ*, Bd. 8, Sp 304-306
Eisenman, Robert (1998): Jakobus, der Bruder von Jesus, München
EJ = Encyclopaedia Judaica (1928-34), Berlin
Elbogen, I. (1928): Alexander Jannai, in *EJ*, Bd. 2, Sp 209-213
- (1931): Hillel, in *EJ*, Bd. 8, Sp 42-51
Encyclopedia Judaica Vol. 11 (1971), Jerusalem
Friedman, Richard Elliott (1989): Wer schrieb die Bibel?, Wien u. a.
FS = Finkelstein, Israel / Silberman Neil A. (2002): Keine Posaunen vor Jericho. Die archäologische Wahrheit über die Bibel, München

- Günther, Karl (1990a): „Dürfen die chronologischen Angaben der Bibel historisch genommen werden?“, in *VFG* 2 (2/3) 82-84
- (1990b): „Abraham und Genesis – die Problematik von ‘Oral History’“, in *VFG* 2 (4) 27-38
- (1993): „Widerspricht die Gleichsetzung Assyrerkönige = Perserkönige dem Befund der Bibel?“, in *VFG* 5 (2) 12-17
- Gutmann, J. (1928): Artaxerxes III. (Ochus), in *EJ*, Bd. 2, Sp 407
- Guttmann, Michael (1932): Joschija, in *EJ*, Bd. 9, Sp 297-300.
- Heinsohn, Gunnar (1988): Die Sumerer gab es nicht, Frankfurt/M.
- (1991): „Stratigraphische Chronologie Israels. Ein Kurzabriss zur Rehabilitation historischer Informationen aus den biblischen Legenden“, in *VFG* 3 (5) 37-52.
- (1992): Perserherrscher gleich Assyrerkönige, Gräfelting
- Illig, Heribert (1990): „Papkes Fund – Gilgamesch ist Merkur“, in *VFG* 2 (2-3) 70-75
- Lang, Bernhard (1981): Die Jahwe-allein-Bewegung, in *ders.* (Hrsg.), *Der einzige Gott. Die Geburt des biblischen Monotheismus*, München, 47-83
- Levy, Julius / Torczyner, Harry (1929): Assyrien, in *EJ*, Bd. 3, Sp 552-569
- Maier, Johann (1988): Das Judentum, Bindlach
- Neumann, Johannes (2000): Historischer Jesus und Altes Testament, Radebeul
- Peiser, Benny (1990): „Der Thales-Mythos“, in *VFG* 2 (2-3) 85-99
- Rendtorff, Rolf (1985): Das Alte Testament, Neukirchen-Vluyn
- Schedl, Claus (1986): Zur Theologie des Alten Testaments, Wien
- Simchoni, J.N. (1928): Alexandrien, in *EJ*, Bd 2, Sp 229-250
- Smith, Morton (1981): „Religiöse Parteien bei den Israeliten vor 587“, in Lang, Bernhard, ebd., 9-46
- Soloweitschik, Max (1928): Achaschweresch, in *EJ*, Bd. 1, Sp 702-705
- Soloweitschik, Max / Bernfeld, Simon (1930): Deuteronomium, in *EJ*, Bd. 5, Sp 951-956
- / - (1930): Esra, in *EJ*, Bd. 6, Sp 781-789
- Thoböll, Jens (1997): „Zur Datierung der Genesis“, in *VFG* 9 (2) 186-204
- Thompson, T. L. (1974): *The Historicity of the Patriarchal Narratives*, Berlin
- VanSeters, John (1975): *Abraham in History and Tradition*, New Haven
- Winzeler, Peter (1991): „Kamele, Rosse und Streitwagen. Gesammelte Ratlosigkeit zum Exodus der Hebräer“, in *VFG* 3 (5) 4-20

Karl Joseph Günther, 76829 Landau karlmarga@aol.com

Das Alte Testament - jüdische Literatur aus der Zeit des Herodes und seiner Nachfolger

von Johannes Neumann

Obwohl ich von der Richtigkeit der [...] in diesem Werke mitgeteilten Ansichten durchaus überzeugt bin, erwarte ich keineswegs auch die Zustimmung solcher Naturforscher, deren Geist von Tatsachen erfüllt ist, die sie jahrzehntlang von einem entgegengesetzten Standpunkt aus ansahen [...] Aber ich sehe mit großem Vertrauen in die Zukunft. Junge, aufstrebende Naturforscher werden unparteiisch die beiden Seiten der Frage prüfen können. [Charles Darwin, *The Origin of Species*]

Die Chronologie Alt-Israels muss komplett neu geschrieben werden. Das hat der SPIEGEL in seiner Titelgeschichte Nr. 52/2002 einer breiteren Öffentlichkeit bewusst gemacht. Schon am 20. Oktober 2000 [Nr. 20/2000] hatte die links-katholische Zeitschrift Publik-Forum über die Zweifel der Archäologen am Großreich Davids und Salomos berichtet. Hier soll ein *neues Paradigma* zur Erklärung des Alten Testaments vorgestellt und unter Hinweis auf bereits vorliegende Arbeiten an Hand von ausgewählten Beispielen begründet werden.

1. Paradigma und Paradigmenwechsel in der Geschichte der Wissenschaft

Der amerikanische Wissenschaftshistoriker Thomas S. Kuhn hat 1962 in einem immer wieder aufgelegten Buch *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* beschrieben. Kuhn führte den Begriff des *Paradigmenwechsels* in die Theoriegeschichte ein. Als *Paradigma* bezeichnet er die Gesamtheit der Grundüberzeugungen, die von den Wissenschaftlern einer Zeit geteilt werden. Ein herrschendes Paradigma liefert den Wissenschaftlern die Möglichkeit, ein Wissenschaftsgebäude zu errichten, das die gängigen Fragen dieser Wissenschaft befriedigend lösen kann. So verhalf das geozentrische Weltbild des Ptolemäus den Astronomen des Altertums und des Mittelalters dazu, die gängigen Fragen ihrer Wissenschaft befriedigend zu lösen. Im Laufe der Zeit, so Kuhn, nehmen die empirischen Erkenntnisse der Wissenschaft zu und damit die Fragen, die durch das alte Paradigma nicht mehr gelöst werden können. Ein Paradigmenwechsel, die Ersetzung des alten durch ein neues Paradigma, ist erforderlich. Kopernikus formulierte das neue Paradigma, das heliozentrische Weltbild, das die neuen Fragen beantworten konnte.

Wie und warum sich ein neues Paradigma durchsetzt, ist Gegenstand von Kuhns Analyse. Das neue Paradigma ist am Anfang noch nicht perfekt und liefert deshalb nicht überall sofort die besseren Ergebnisse. Oft reicht es aus, dass das neue Paradigma punktuell bessere Erklärungen bieten kann, mit weniger Voraussetzungen auskommt, allgemeiner formuliert ist, die elegantere Lösung darstellt. Vertreter des alten und des neuen Paradigmas forschen eine Zeit lang nebeneinander, leben dabei 'in verschiedenen Welten' und können über ihre unterschiedlichen Auffassungen nur bedingt kommunizieren. Wissenschaftlern, die ihre wissenschaftliche Laufbahn dem alten Paradigma verdanken, fällt der Übergang zu dem neuen Paradigma besonders schwer. Der Austausch von Argumenten, sagt Kuhn, ist dennoch sinnvoll. Es gibt Randbereiche, in denen man sich verständigen kann, es gilt, Wissenschaftler, die unschlüssig zwischen beiden Lagern stehen, von dem neuen Paradigma zu überzeugen, und das neue Paradigma selbst muss präziser formuliert werden.

Ein neues Paradigma vorzustellen, heißt nicht, auf jede Frage die perfekte Antwort zu haben. Es heißt aber, dass das alte Paradigma so viele Fragen offen lässt, dass es Zeit wird, nach neuen Grundsatzlösungen Ausschau zu halten.

Das alte Paradigma:

Für die Wissenschaft vom Alten Testament wurde das alte Paradigma häufig etwa so formuliert:

Die Schriften des Alten Testaments stellen die alte heilige Überlieferung der Juden dar. Sie sind innerhalb eines Jahrtausends, häufig zeitnah zu den berichteten Ereignissen entstanden. Die ältesten Schriftsteller schufen ihre Werke zur Zeit des Königs Salomo im -10. Jh. und verwendeten dabei noch ältere Überlieferung. Zwischen -400 und -200 wurde festgelegt, welche Schriften zum Alten Testaments gehören (Kanon). Zur Zeit Jesu las man im Wortbestand und auch in der Orthographie überwiegend denselben hebräischen Text wie heute.

2. Das Alte Testament - das literarische Zeugnis einer Neuausrichtung des Judentums im 1. Jahrhundert nach Chr.

Das neue Paradigma:

Das Judentum hat sich im +1. Jh. neu ausgerichtet. In der Auseinandersetzung mit der römisch-hellenistischen Kultur, die mit Herodes stärker als je zuvor in Palästina einzog, formte sich das Judentum neu und schuf als Basis des neuen Selbstverständnisses die Literatur des Alten Testaments. Die alte jüdische Überlieferung wurde erst um +200 in den Traktaten der Mischna niedergeschrieben.

Die Literatur des Alten Testaments wurde im +1. Jh. verfasst. Die Erzählungen 1. Mose bis 2. Könige sind die Antwort der religiösen Juden auf die jüdisch-hellenistische Weltgeschichte des Nikolaos von Damaskus (-64 bis nach -4). Sie setzen die *Aeneis*, das römische Staatsepos Vergils (70-19), voraus. Wie die *Aeneis* schildern die fünf Bücher Mose und das Buch Josua die Nationwerdung, die Irrfahrten des Ahnherrn, die Verheißung der zukünftigen Heimat, den Kampf um das Land und den Sieg. Wie in den Epen Homers und bei Vergil gibt es im Alten Testament neben der irdischen Geschichte der Menschen eine zweite Erzählebene, in der Gott und sein Einwirken auf die Menschen durch Wunder und Propheten dargestellt werden. In Anlehnung an die berühmte Hexenszene in den *Pharsalia* [VI, 570-830] des römischen Epikers Lukan (39-65) schildert 1. Samuel 28 eine Totenbeschwörung (*Nekyia*): Eine Totenbeschwörerin in Endor ruft den verstorbenen Samuel aus dem Reich der Schatten zurück, damit König Saul ihn – wie Sextus Pompeius den toten Soldaten bei Lukan – über die Zukunft befragen kann.

Das Alte Testament reflektiert die (für die Verfasser) zeitgenössische jüdische Geschichte von Herodes dem Großen (37-4) bis zum jüdischen Krieg (66-70), die politische und religiöse Geschichte der Juden im Spannungsfeld zwischen dem neupersischen Partherreich im Osten und dem Imperium Romanum im Westen. Vorgeschaltet sind Betrachtungen über den Aufstieg des Judentums seit der Perserzeit und den religiösen Neubeginn unter den Makkabäern seit -167. Geschichte und Vorgeschichte des herodianischen Jahrhunderts werden zum Zwecke der Überhöhung und Idealisierung in die heroische Vergangenheit versetzt. Hier entstehen Zeitsprünge von mehreren hundert bis zu mehr als eintausend Jahren: Aus dem geschäftstüchtigen ptolemäischen Steuerpächter Hyrkanus (-3. Jh. [Josephus, *Jüd. Alt.* XI1,4,6-11]) wird *Joseph in Ägypten* (-16. Jh.), aus dem weltoffenen, verschlagenen, vielfach verheirateten Tempelbauer Herodes (-1. Jh.) wird der *weise König Salomo* (-10. Jh.), aus der schon damals berühmt-berüchtigten ägyptischen Königin Kleopatra (reg. 51-30) wird in der Bibel die *Königin von Saba* (-10. Jh.), die den weisen Salomo nur zu einem religiös korrekten Frage-und-Antwort-Spiel herausfordern darf [1. Könige 10,1-3], aus den Aufständischen des jüdischen Krieges, die +66 den Jahwekult in Jerusalem von allem heidnischen Beiwerk säubern, wird der *Kultreformer Josia* (-7. Jh.).

Vor die jüdische Nationalgeschichte setzen die Verfasser in 1. Mose 1-11 die Urgeschichte des babylonischen Bel-Priesters Berossos (-3. Jh. [vgl. Schnabel: *Berossos*, 1923]). Sie gliedern den Schöpfungsbericht des Berossos nach der römisch-astrologischen Planetenwoche, der wir noch heute unsere Wochentagsbezeichnungen verdanken. Die im Stil des Aischylos und Euripides gestalteten tragischen Szenen von Eva und der Schlange und von Kain und

Abel fügen sie in die Urgeschichte ein. So entsteht das jüdische Nationalepos mit einem den Metamorphosen Ovids (-43 bis +17) nachempfundenen Spannungsbogen von der Erschaffung der Welt bis in die heroische Königszeit und mit einem Ausblick auf die Gegenwart der Verfasser, mit viel 'sex and crime' und den religiösen Erkenntnissen des +1. Jhs.

3. Zur Kritik am Alten Testament

Moderne Bibelkritik richtete sich seit der Aufklärung vorwiegend *gegen* die berichteten *wunderhaften Ereignisse* wie die Auferstehung Jesu und den Durchzug der Israeliten durch das trocken gefallene Rote Meer, dessen Wassermassen die später nachstürmenden Ägypter begruben [2. Mose 14]. Man hielt die berichteten Ereignisse für tatsächlich geschehen und suchte sie rationalistisch zu erklären (Jüngerbetrug, Austrocknung durch starke Winde). Die im Stile der griechischen Historiographie dargestellte Geschichte der altisraelitischen Richter- und Königszeit zweifelten auch die kritischen Alttestamentler bis in die zweite Hälfte des 20. Jhs. nicht grundsätzlich an. Die Entzifferung der ägyptischen Schrift im 19. und die Ergebnisse der *Ausgrabungen* in Vorderasien in der zweiten Hälfte des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jhs. erhellten in vielen Einzelheiten den Hintergrund biblischer Szenen und schienen die Glaubwürdigkeit des Alten Testaments insgesamt zu bestätigen. Der weit über kirchliche Kreise hinaus verkaufte Bestseller *Und die Bibel hat doch recht* von W. Keller [1. Auflage 1955] gab dieser Auffassung beredten Ausdruck.

Die Erfolgsstory, die die vorderasiatische Archäologie für das Alte Testament bisher bedeutete, konnten die Ausgrabungen im 20. Jh. in Palästina und im neugegründeten Staat Israel nur zum Teil fortschreiben. Der israelische Staat stand und steht unter einem starken Legitimationsdruck, die Wurzeln des modernen Judentums in der Geschichte Alt-Israels möglichst weit zurückverfolgen zu können, um seinen Anspruch auf Palästina historisch zu rechtfertigen. Nicht nur sind einem bekannten Bonmot zufolge alle Israelis Hobbyarchäologen, es wurden auch hohe Geldbeträge für archäologische Grabungen in Israel und seit 1967 in den besetzten Gebieten aufgewendet. Deshalb konnten viele Plätze erforscht und sehr viel *archäologisches Wissen* angesammelt werden. Die gewonnenen Ergebnisse stützen jedoch nicht das traditionelle, das biblische Bild der frühen Königszeit im Israel, sehr zum Leidwesen der israelischen Regierung, der ihr nahe stehenden Archäologen, der christlichen Kirchen und des Mainstreams der Alttestamentler in Europa und in den angelsächsischen Ländern. *Spuren von einem Großreich* im Palästina der beginnenden Eisenzeit (-10. Jh.) *fehlen völlig*, statt dessen prägen – wie in vergleichbaren Kulturen – Stadtstaaten, die miteinander rivalisieren, die Epoche.

Im -7. Jh. sind in Jerusalem Bauten nachweisbar, die eine größere städtische Siedlung erkennen lassen. Der israelische Archäologe Israel Finkelstein stellt sich diesen Ergebnissen seines Fachgebietes und verneinte in dem 2001 erschienenen Buch *The Bible Unearthed* (deutsch 2002: *Keine Posaunen vor Jericho* [vgl. ZS 4/2002, 736]) eine staatliche Struktur im südlichen Juda im -10. oder -9. Jh. Die Entstehung der spezifisch jüdischen Kultur, die die ältere Forschung in das Großreich Davids und Salomos (-10. Jh.) datiert hatte, siedelt Finkelstein im judäischen Staat des Königs Josia (639-609) an. Das Problem: Über den **König Josia** sind wir nur durch die Bibel informiert. Nicht einmal sein Name Josia ist außerhalb des Alten Testaments überliefert.

Andere Alttestamentler haben deshalb schon lange vor Finkelstein das **Exil in Babylon**, das traditionell auf 589-539 datiert wird, als die schöpferische Periode der jüdischen Religion ausgemacht. Hier hätten, so diese Forscher, nicht nur Propheten wie Deuterojesaja und Hesekiel, die dies selbst erwähnen, sondern weitere jüdische Gruppen in Auseinandersetzung mit der hoch entwickelten babylonischen Kultur der heimatlichen Religion durch Übernahme und Abgrenzung die endgültige Gestalt gegeben. Hier soll z. B. der biblische Schöpfungsbericht 1. Mose 1 entstanden sein. Das Problem ist das gleiche: Außerhalb der Bibel gibt es außer Herrschernamen keine Informationen über das Babylonische Exil der Juden.

Thomas Thompson, ein in Kopenhagen lehrender Amerikaner, hat 1992 das Augenmerk auf die Parallelen zwischen jüdischer und persischer Geisteswelt gerichtet und die Zeit unter **persischer Herrschaft** nach der Rückkehr aus dem Exil als Zeitalter der Entstehung des jüdischen Glaubens und der jüdischen Schriften gesehen. Das Problem hat sich nicht verändert. Wir wissen nur wenig über die palästinischen Juden in der Perserzeit, und was wir wissen, lässt keine Hinweise auf eine Zeit besonderer geistiger Blüte zu. Die berühmten Papyri von der Nilinsel Elephantine (um -400) bezeugen eine vorbiblische Religiosität der dort lebenden Juden und die Verehrung mehrerer Götter.

Bernd Jörg Diebner, Heidelberg, hatte bereits 1975 das davidisch-salomonische Großreich in Frage gestellt. Diebner und Niels Peter Lemche, Kopenhagen gehen noch einen Schritt weiter und siedeln die Entstehung der jüdischen Religion und der alttestamentlichen Schriften in **hellenistischer Zeit** an. Das ist wohl ein Schritt in die richtige Richtung, aber auch noch nicht die ganze Wahrheit. Der Hellenismus, der mit Alexanders Siegeszug durch den Orient begann (-333), endete nicht abrupt, sondern wandelte sich im Laufe der Jahrhunderte. Zuerst waren die **Eliten** der unterworfenen Völker begeisterte Anhänger der hellenistischen Lebensweise. Später besannen sie sich auf ihre von den Diadochen geförderten einheimischen Kulturen und gründeten einheimische Reiche. Das **Partherreich** beschränkte die letzten Seleukiden

auf Syrien, in Palästina kamen die jüdischen *Hasmonäer* an die Macht. Im Westen des Mittelmeeres erstarkten die *Römer*, die zum Ende des -1. Jhs. die westlichen Teile der ehemals hellenistischen Welt unter ihrer Herrschaft vereinten. Wann ist das Alte Testament entstanden? Zwischen -100 und +135, sagt so pointiert der Schweizer Beat Zuber, und fährt fort, mit den Schwerpunkt „gegen Ende dieses Zeitraums“ [1995, 133]. Er beschränkt die Aussage allerdings auf die alttestamentlichen Schriften über die israelitische Königszeit, 1,2 Samuel und 1,2 Könige.

4. Argumente für eine Entstehung des Alten Testaments in herodianischer Zeit

Aufgabe dieses Abschnitts ist es, Argumente vorzustellen, die das neue Paradigma stützen und Argumentationshilfe bei Streitgesprächen mit Vertretern der alten Anschauungen bieten. 1997 hatte ich im *Historischen David* dargelegt, warum ein Reich Davids als historische Realität nicht denkbar ist. Im August 1998 konnte ich in Oslo auf dem 16. Kongress des *IOSOT* die Kernthesen des neuen Paradigmas einem internationalen Kreis von Alttestamentlern vorstellen. Es gab eine heiße Diskussion, aber die Herren blieben dann doch lieber bei ihren gewohnten Ansichten. Im Jahr 2000 stellte ich in dem Buch *Historischer Jesus und Altes Testament* im Sinne des neuen Paradigmas eine große Anzahl literarischer Quellen und zeitgeschichtlicher Anspielungen in alttestamentlichen Schriften zusammen.

4.1. Fünf entscheidende Kriterien

Warum entstanden die Schriften des Alten Testaments erst in herodianischer Zeit?

1. Materieller Wohlstand: Vor der Zeit des Herodes gab es schlicht nicht genügend Papyrus, keine hellenistisch geschulten Schriftsteller und kein literarisch gebildetes Publikum in dem armen Judäa. Eine nationale Literatur wie das Alte Testament entsteht ja nicht von heute auf morgen. Ein gebildetes Publikum setzt den materiellen Wohlstand einer breiten *bürgerlichen* und das heißt hier: *städtischen* Schicht voraus, die an hellenistische Literatur gewöhnt und an ihr interessiert ist. Erst eine solche *wohlhabende städtische Schicht* kann Träger einer Kultur werden, die sich in der kulturellen Auseinandersetzung mit dem Griechen und den Römern der eigenen Vergangenheit zuwendet. Erst eine solche Schicht kann aus ihrer Mitte Autoren hervorbringen, die wie die Römer auch, in Nachahmung und Abgrenzung zu der überlegenen Kultur der Griechen eine nationale und nationalsprachliche Literatur schaffen.

2. Meinungsfreiheit und Streitkultur: Das Alte Testament ist eine Streitkultur und keine höfische Dichtung. Jahwe und Baal, Könige und Propheten, Israeliten und Philister, Arme und Reiche ringen miteinander. Da wird nichts unter den Teppich gekehrt, sondern es gibt den offenen Schlagabtausch, dass die Fetzen fliegen und jeder sein Fett abkriegt. Beispiele für diese Streitkultur sind die Auseinandersetzung um die Einführung des Königtums in 1. Samuel 8, aber auch die Sozialkritik des Propheten Amos im Kapitel 6. Eine solche Streitkultur gedeiht nicht in einer höfischen Gesellschaft, wo jeder seinen Platz hat, wo – auch bei minimalem Wohlstand für die unteren Schichten – auf einer sozialen Stufenleiter für jeden gesorgt wird. Streitkultur setzt auch voraus, dass man sich mit Worten bekämpft und nicht mit dem Schwert. Als die Juden nach dem Makkabäeraufstand die nationale Unabhängigkeit erreichten, bekämpften sie sich mit dem Schwert, nicht mit Argumenten. Erst als die Römer den Juden die Waffen abnahmen und das Finanzamt zum Symbol der staatlichen Gewalt machten, mussten die jüdischen Streithähne ihre Konflikte untereinander und mit den heidnischen Römern mit Worten, mit Literatur ausfechten. *Wohlstand und Meinungsfreiheit* sind der ideale Nährboden für Literatur, dafür gibt es in der Antike Parallelen im Perikleischen Athen des -5. Jhs. und in der späten römischen Republik im -1. Jh.: In diesen beiden Epochen entstanden die klassische Literaturen der Griechen und der Römer.

3. Herodianische Zeitgeschichte: Diebner und Zuber, denen ich viele Hinweise für meine eigene Arbeit verdanke, haben in verschiedenen Veröffentlichungen im Alten Testament auf die Zeit des Herodes thematisiert. In *Historischer Jesus und Altes Testament* habe ich seitenweise Parallelen zwischen der Darstellung der Herodeszeit bei Josephus und der Darstellung der Königszeit in 1,2 Könige zusammengestellt. Die Materialfülle ist erdrückend. Sie zeigt die Abhängigkeit der neugeschriebenen Königsgeschichte im Alten Testament von den Erlebnissen der Autoren während der Herodeszeit und von den Geschichten, die man sich damals über die jüngst vergangene jüdische Geschichte erzählte. Karl Büchner [1994, 252] schreibt übrigens, dass römische Historiker des -1. Jhs. die unbekanntesten Jahrhunderte der alten römischen Zeit ebenfalls mit Geschichten aus ihrer eigenen Gegenwart und mit Namen aus Familienchroniken auffüllten.

4. Intertextualität lautet heute das Schlagwort der Literaturwissenschaft für die Textbeziehungen zwischen verschiedenen Literaturen. Intertextuelle Bezüge der Schriften des Alten Testaments haben auch die Vertreter des alten Paradigmas schon gesucht. Aber sie spielten in der falschen Liga! Sie suchten literarische Bezüge zum alten Ägypten und zum alten Mesopotamien, zu Kul-

turen also, die zur Zeit der Entstehung des Alten Testaments schon seit Jahrhunderten Vergangenheit waren, die es nur noch in der hellenistischen, sozusagen in der *Light*-Version gab. Die intertextuellen Bezüge zu den Literaturen des *zeitgenössischen Bildungskanons*, d. h. zur *griechischen und lateinischen Literatur* sind noch viel zu wenig erforscht. In dem schon genannten Buch [Neumann 2000] habe ich u. a. hingewiesen auf die epische Struktur des *Hexateuch* [1. Mose bis Josua], auf die Übernahme der Urgeschichte des Berossos in Genesis 1-11, auf die Ausgestaltung von Gen 3 und 4 im Stil von Szenen der Tragödien des Euripides und Aischylos (-5. Jh.). In den Abschnitten 4.4. und 4.6. werde ich weitere Beispiele von intertextuellen Bezügen geben.

4.1 Die Einheit des Judentums

In vor-herodianischer Zeit waren die Juden zerstritten wie kaum ein Volk der Antike. Jüdische Söldner dienten in allen Heeren der antiken Welt. Jüdische Tempel standen überall, wo Juden lebten, noch im -2. Jh. gab es mindestens fünf jüdische Tempel [Neumann 2000, 26 f.]. Auch in der Fremde unterschieden sich die Juden in solche, die Jerusalem, und solche, die Samaria als das Zentrum des Judentums (Israels) verehrten. Der letzte jüdische Tempel, der in der Antike geschlossen wurde, war nicht der von Jerusalem, sondern der von Leontopolis bei Heliopolis in Unterägypten [Josephus, *Jüd. Krieg* 7, 10,4]. Und bei den Samaritanern auf dem Garizim dauert der antike Opferdienst bis in die Gegenwart fort. Die im Alten Testament propagierte *Einheit des Judentums* hat zuerst der Idumäer *Herodes* forciert, der alle Juden unabhängig von ihrer konfessionellen Zugehörigkeit in allen Teilen der damaligen Welt unterstützte.

Wohlstand, Meinungsfreiheit, Zeitgeschichte, Intertextualität und die *Einheit des Judentums* sind fünf entscheidende Kriterien, wenn man die Entstehungszeit des Alten Testaments bestimmen will.

4.2. Wie aus Kleopatra die Königin von Saba wurde

1. Könige 10,1-13 und 2. Chronik 9,1-12 berichten fast gleichlautend von dem Besuch einer *Königin von Saba* bei Salomo in Jerusalem. Die fremde Königin erscheint als die Ranghöhere: Sie stellt Salomo Rätselfragen, durch deren Beantwortung dieser seine Ebenbürtigkeit nachweisen muss, was ihm übrigens glänzend gelingt. Die Königin bringt die größeren Geschenke (1 Kön 10,10: 120 Talente Gold [vgl. 1 Kön 9,14]). Versteht man die Erzählung – nach dem alten Paradigma – historisch, gerät man in Schwierigkeiten, weil in dem südarabischen Königreich Saba, das an der Weihrauchstraße lag, Königinnen inschriftlich nicht nachgewiesen sind. Würthwein [121] schreibt dazu: „Nach allem, was wir wissen, ist die Existenz einer Königin im südarabischen

Raum zur Zeit Salomos ganz unwahrscheinlich." Weicht man auf den nordarabischen Beduinestamm Saba aus, da aus Nordarabien Königinnen bezeugt sind, passen die Begleitumstände des Staatsbesuchs in 1 Kön 10 nicht. Würthwein meint deshalb, die Erzählung sei in der späteren Königszeit, als die Zeit Salomos bereits verklärt wurde, aus verschiedenen Motiven zusammengesetzt worden.

Versteht man die Samuel- und die Königsbücher – nach dem neuen Paradigma – als Literaturwerke der herodianischen Zeit, in denen die frühe Königszeit Alt-Israels mit Motiven aus der Zeitgeschichte des Herodes ausgeschmückt und zugleich idealisiert wurde, lässt sich die Erzählung der Königin von Saba gut erklären. Herodes wird in 1 Kön als Tempelbauer Salomo geschildert. Seine königliche Rivalin, die reiche und kluge ägyptische Königin *Kleopatra* (69/51–30) ist die erste Anwärtlerin auf das historische Vorbild für die Königin von Saba. Nach Caesars Tod war sie mit dem Römer Antonius persönlich liiert und politisch durch gemeinsame Interessen verbunden. Sie hatte ein Auge auf Palästina geworfen, einen alten ägyptischen Besitz seit der Zeit der Pharaonen, und hoffte, Antonius würde dieses Land ihrem Herrschaftsbereich zuschlagen. Der Römer gab Kleopatra jedoch nur ein Gebiet um Jericho, das Herodes später von der Königin zurücpachtete. Als Kleopatra ca. -34 von einem Besuch des Antonius in Armenien und am Euphrat nach Ägypten zurückkehrte, besuchte sie den Herodes in Judäa.

Josephus, der gern jede Gelegenheit wahrnahm, seine römischen Leser mit amourösen Abenteuern zu unterhalten und hier zugleich den römischen *Kleopatra-Mythos* der verführerischen Ägypterin bedienen konnte, zitiert eine alte Geschichte, wenn er Folgendes schreibt [Altertümer 15,4,2]

„Da nun Kleopatra hier längeren Aufenthalt nahm und mit Herodes regen Verkehr unterhielt, versuchte sie, von Natur zu unkeuschen Vergnügungen geneigt, den König in verbotenen Umgang zu verstricken, sei es, dass sie wirklich in ihn verliebt war, sei es, dass sie, was wahrscheinlicher ist, im Sinne hatte, aus dem Ehebruch, zu dem sie ihn verleiten wollte, nur neuen Anlass zu Nachstellungen herzuziehen. Kurz, sie stellte sich an, als ob sie in Liebe zu ihm vergehen müsse. Herodes aber, der ihr schon längst feindlich gesinnt war und wusste, dass sie mit ihren Zudringlichkeiten niemand verschonte, glaubte, wenn sie aus zügelloser Lust zu den Anträgen sich hätte hinreißen lassen, sie mit Recht verabscheuen, wenn sie aber in hinterlistiger Absicht dieselben vorgebracht hätte, ihr zuvorkommen und sie dafür züchtigen zu müssen, und wies deshalb ihre Lockungen von sich [...] Alsdann beschwichtigte Herodes die Kleopatra durch Geschenke und begleitete sie nach Ägypten.“

Von Kleopatra zur Königin von Saba: Der Verfasser von 1 Kön 10 kennt das sagenhaft reiche südarabische *Saba* an der Weihrauchstraße und verlegt die

Herkunft der Königin dorthin. Nicht verändert wurden Klugheit und Reichtum der Königin und dass sie ranghöher ist als Herodes/Salomo. Der amouröse Verführungsversuch, dem Herodes widersteht, wird umgewandelt in **moralisch unanständige** Rätselfragen, denen Salomo mit Scharfsinn und Weltwissen begegnen kann. Die Übertragung von Vermögenswerten, die historisch von Herodes auf Kleopatra übergehen, teils auf Anordnung des Antonius, teils als freiwillige Geschenke, die dem Herodes das Wohlwollen der Ptolemäerin sichern sollen, kehren sich in der idealisierenden Literatur des 1 Kön 10 um: Salomo erhält von der sabäischen Königin mehr, als er gibt. Und noch etwas hat sich geändert: Kleopatra intrigierte gegen Herodes, der in ihren Augen ein Emporkömmling war, mit dessen Frau Mariamne und deren Mutter Alexandra aus dem alten Königsgeschlecht der Hasmonäer. Die Königin von Saba ist voll **Bewunderung** für Salomo, dessen Weisheit, Reichtum und Religion.

4.3. Latein in der Josephsgeschichte

Besonders angenehm für die Vertreter eines neuen Paradigmas und hilfreich in der Auseinandersetzung mit Vertretern des alten Paradigmas ist es, wenn die neue Sicht bisher ungelöste Fragen der jeweiligen Wissenschaft klären kann. Wir wenden uns hier der Frage der Bedeutung des hebräischen Wortes **abrek** und danach der Interpretation von Gen 4,7 zu. *Abrek* wird im Alten Testament nur einmal in Gen 41,43 genannt. In dem diesem Vers vorausgehenden Text wird erzählt, wie Joseph die Träume des Pharao richtig deutet und zum Regenten über ganz Ägypten eingesetzt wird. Joseph erhält als Amtsinsignien einen Siegelring, ein festliches Gewand, eine goldene Amtskette und einen Wagen wie der Pharao. Dann heißt es wörtlich: „und (sie oder es) riefen vor ihm her *abrek*.“ Zur Bedeutung von *abrek* schreibt Claus Westermann in dem großen Kommentar, dem Standardwerk zur Genesis [1992, 85] lapidar: „*abrek* ist ungedeutet“. Der Professor verwirft alle bisherigen Deutungsversuche, die eine ägyptische oder akkadische Ableitung des Wortes versuchen.

Versteht man das Buch Genesis nach dem hier vorgestellten neuen Paradigma als Literatur der herodianischen Zeit, fällt das Verständnis von *abrek* nicht schwer. Die Sachkompetenz und rationale Vorgehensweise, mit der Joseph seine Aufgaben anpackt, erinnern an die sachliche Art und Weise, wie römische Statthalter in den Provinzen regierten. Der in Vers 44 erwähnte Ausdruck „niemand soll Hand oder Fuß erheben gegen Josephs Willen“ erinnert, wie Westermann selbst unter Berufung auf eine Notiz von Z. W. Falk aus dem Jahr 1967 schreibt, an den römischen Rechtsbrauch der so genannten *vindicatio* (Recht zur Beschlagnahme) beim Streit um Eigentumsrechte.

Die Amtsinsignien Ring, Kleidung, Amtskette und Wagen (Sänfte), die Joseph erhält, entsprechen denen eines römischen Statthalters. Die Rechtsstellung Josephs als oberster Herr Ägyptens direkt unter dem Pharao ist mit der eines römischen Statthalters, der direkt dem Kaiser untersteht, identisch. Schaut man nun in die Septuaginta (LXX), die alte griechische Wiedergabe des Alten Testaments oder in die Vulgata, die alte lateinische Bibelübersetzung, so geben beide Übersetzungen *abrek* mit **Herold** wieder. Der Satz heißt dann: „und vor ihm her kündigte ein *Herold* sein Kommen an. Der griechische Begriff κηρυξ (*keryx*) = Herold ist verwandt mit *Kerygma*, mit dem im Neuen Testament die Botschaft von Jesus Christus bezeichnet wird.

Die römischen Statthalter verwendeten aber als Amtssprache, auch wenn sie wie meist fließend Griechisch sprachen, das **Lateinische**. So wird die lateinische Amtsbezeichnung *praeco* = Herold, die auch in der Vulgata verwendet wird, im ganzen Römischen Reich verstanden worden sein. Man ahnt schon die Lösung: *abrek* ist die hebräische Aussprache und Schreibung des lateinischen *praeco*. Die Endung "o" fiel weg, und zur besseren Aussprache wurde zu Beginn des Wortes ein Kurzvokal ergänzt. Hieronymus, der die 5 Bücher Mose um das Jahr 400 aus dem Hebräischen ins Lateinische übersetzte und damit den Vulgata-Text schuf, verstand also *abrek* noch als *praeco* = Herold.

4.4. Ovid und die Genesis

War in Gen 4,13 ein Wort zu klären, so sind es in Gen 4,6-7 zwei ganze Verse, die sich dem Verständnis der Wissenschaftler des alten Paradigmas entziehen. Mit entwaffnender Offenheit stellt Claus Westermann fest: „Die Erklärung dieser beiden Verse ist bisher nicht gelungen“ [1992, 408]. Bereits 1924 hatte O. Proksch über Vers 7 geurteilt: „der schwierigste Vers der Genesis“ [zitiert bei Westermann 1992, 409]. Zwei Probleme machen Westermann und seinen Kollegen besonders zu schaffen: das hebräische Wort *set* in Vers 7a und das poetische Bild von der **vor der Tür lauenden Sünde** in Vers 7b. Worum geht es? Nach der Vertreibung aus dem Paradies haben Adam und Eva zwei Söhne, den Ackerbauern Kain und den Schafhirten Abel. Kain ist zornig, weil Jahwe das Opfer des Abel mit Wohlgefallen angesehen, Kains Opfergaben jedoch geflissentlich übersehen hat. Bevor Kain in seiner Wut seinen Bruder Abel erschlägt, redet Jahwe ihm ins Gewissen und warnt vor der bevorstehenden, moralisch verwerflichen Tat.

Versteht man die Genesis nach dem neuen Paradigma als Literatur des +1. Jhs., findet man die Deutung der Verse 6-7 im **intertextuellen** Vergleich mit der zeitgenössischen Literatur. Die alttestamentlichen Schriften sind wie die sonstige Literatur der hellenistischen und römischen Zeit sehr anspielungs-

reich, es ist Literatur von Gebildeten für Gebildete. Im modernen Kriminalroman legt der Autor viele Fährten, um dem Leser die Spannung, wer der Täter ist, bis zuletzt zu erhalten. Der Leser versucht, dem Autor auf die Schliche zu kommen, und den Mörder möglichst früh zu erkennen. In der *hellenistischen Literatur* sucht der Autor möglichst viele *Bildungsgüter* wie Anspielungen auf Literaturwerke anderer Autoren, historisch entlegene Völkernamen, unbekannte Sitten und Gebräuche usw. in seinem Werk unterzubringen. Der Leser bemüht sich, alle diese Anspielungen und anderen Bildungsgüter zu verstehen. Auch dem modernen Leser erschließt sich ein Buch wie die Genesis erst, wenn er die Anspielungen und Bildungsgüter, die der antike Autor so versteckt hat wie der moderne Kriminalschriftsteller die verschlüsselten Hinweise auf den Täter, bewusst sucht und findet.

Die erste Anspielungsebene in Gen 4 ist die *griechische Tragödie*. Die Geschichte von Kain und Abel wurde als hellenistisches Lesedrama gestaltet. Wie bei Euripides und Aischylos wird ein Konflikt geschildert und eine Lösung szenisch dargestellt. Der äußere Konflikt zwischen den ungleichen Brüdern wurde in den Versen 6-7 auf die seelische Ebene gespiegelt. Wie soll Kain auf die Benachteiligung, die ihm durch die Nichtbeachtung seines Opfers widerfahren ist, reagieren? [Zu den Einzelheiten vgl. Neumann 2000, S. 95-101]

Als zweite Anspielungsebene fungiert die *rhetorische Schulung*, die ein obligatorisches Fach der höheren Ausbildung darstellte. Für das Auftreten vor Gericht in eigener Sache oder für andere war eine gute rhetorische Vorbildung genauso unerlässlich wie für die politische Tätigkeit als hoher Beamter in einer der sich selbst verwaltenden Städte des Römischen Reiches. Die kurze Rede Jahwes in den Versen 6-7 ist schulmäßig nach den Regeln der Rhetorik des Aristoteles gegliedert: 1. Einleitung, 2. Sachverhalt, 3. Beweisführung, 4. Schlussappell [vgl. Neumann 2000, 96]

Aus dem Zusammenhang der Rhetorik erklärt sich die Lösung für das erste Problem des Textes. Das hebräische Wort *set* ist ein Fremdwort aus dem Lateinischen: es ist das rhetorische *sed* (= in der Rede hervorgehobenes *aber*). Der Vers 7 lautet dann: „Nicht wahr, wenn du dich gut verhältst (gut so), *aber wehe*, wenn du dich nicht gut verhältst [...]“

Die dritte Anspielungsebene nimmt Bezug auf die Dichtung Ovids und erklärt das Bild der vor der Tür lauernden Sünde. Gunkel [43] und v. Rad [85] hatten das Bild so gedeutet: Die Sünde liege in Wartestellung wie ein Raubtier, das einer Beute auflauert. Beide Kommentatoren äußerten zugleich ihr Befremden, da das poetische Bild den gemeinten Sachverhalt nicht adäquat wiedergebe (ein Raubtier liegt nicht vor der Haustür). Auch die 1904 von Duhm geäußerte und von anderen übernommene Ansicht, hinter dem Bild stehe die Vorstellung einer Dämons, der den Menschen auflauere, hat zu keinem Ergebnis geführt.

Die Lösung des Rätsels findet sich in den *Amores (Liebeselegien)* I,6 Ovids. Der Münchner klassische Philologe Niklas Holzberg hat das elegische System beschrieben, das Ovids *Amores* zugrunde liegt [1998, 20 ff.]. Der verliebte **Ich-Erzähler** der Liebeselegien nimmt bewusst Abschied von den Moral- und Karrierevorstellungen eines jungen Römers der Oberschicht, um sich dem Liebesdienst (*servitium amoris*) der angebeteten jungen Frau zu widmen. Die junge Frau hingegen enttäuscht den jetzt mittellosen, moralisch zwielichtigen Verliebten, indem sie einem reichen Rivalen des jungen Mannes den Vorzug gibt, der ihre materiellen Wünsche erfüllt. In den *Amores* I.6 beschreibt Ovid, wie der abgewiesene Liebhaber eine ganze Nacht vor der Haustür der Angebeteten liegt und auf die Tür schaut in der Hoffnung, doch noch eingelassen zu werden. Die vergebliche Bitte des Liebenden an den Pförtner wiederholt Ovid als **Refrain** [*Amores* 1, 6, 24]:

„Die nächtlichen Stunden verstreichen; stoß den Riegel aus dem Pfosten.“

In der Schilderung des vor der Tür ausharrenden Liebhabers haben wir das poetische Bild, das in Gen 4,7 verwandt wird. Wie die junge Frau bei Ovid den seriösen Rivalen dem moralisch zwielichtigen jungen Liebhaber vorzieht, so soll Kain die seriöse Moral wählen und nicht die sich im Begehren nach ihm verzehrende, zur Tür hin lagernde Sünde. Die intertextuelle Abhängigkeit der Genesis von den *Amores* Ovids, die hier mit Händen zu greifen ist, geht aber noch weiter.

Die junge Frau, die Ovid in den *Amores* beschreibt, ist keine reale Person oder die Geliebte des Dichters, sondern ein **Kunstprodukt**, dessen Erschaffung in den *Amores* beschrieben wird. Holzberg [1998, 57] spricht von *womanufacture*, der Erschaffung der Frau durch den Ich-Erzähler, der die junge Frau in die Geheimnisse der Liebe und des erotischen Betrugens einführt und am Schluss als Opfer seiner gelehrigen Schülerin dasteht. Aber zunächst geht es um die Erschaffung der Frau als Geliebte: Der Ich-Erzähler hebt in *Amores* I.5,17f die **Makellosigkeit** seines Geschöpfes stolz hervor, indem er den schönen Körper der jungen Frau, die gerade im Halbdunkel den Raum betreten hat, von den Schultern an abwärts dem Leser vor Augen stellt [*Amores* 1,5, 18-25]:

„Als sie sich hüllenlos meinen Augen bot,
war an ihrem ganzen Leibe kein einziger Fehl.
Wie waren die Schultern, wie vollendet die Arme, die ich sah und
berührte,
die Form ihrer Brüste wie geschaffen, sie zu drücken.
Unter der fest gestrafften Brust wie eben der Leib,
wie lang und wie vollendet die Hüften, wie jugendlich die Schenkel!
Die Einzelheiten, wozu sie nennen? Nichts erblickte ich, was nicht
des Preises wert war,

und preßte ihren nackten Leib wieder und wieder gegen den meinen.
Das Weitere - wer kennt es nicht? Ermattet ruhten wir beide."

Wie Ovid, so hebt auch der Autor von Gen 1 hervor, wie zufrieden der Schöpfer mit seinem Geschöpf ist. Wiederholt heißt es, das Geschaffene „war gut“. Wie bei Ovid tritt in Gen 1 die Schöpfung aus dem Dunkel hervor, wo der Geist auf dem stofflichen Wasser sitzt wie eine Henne auf ihrem Gelege (Gen 1,1 wörtlich: „der Geist brütete auf dem Wasser“, d. h. der Geist erbrütet die Schöpfung aus dem stofflichen Wasser). Wie der Körper der jungen Frau durch die einfühlsame Beschreibung Ovids für den Leser allmählich sichtbar wird, so taucht der Schöpfer in Gen 1 die nach und nach erschaffenen Dinge und Wesen in das gerade entstandene Licht. Wie bei Ovid am Schluss die *Liebesvereinigung* des Ich-Erzählers mit der jungen Frau und die Zeugung neuen Lebens steht, so findet sich in Gen 1 am Schluss der Schöpfung die Erschaffung der sich sexuell fortpflanzenden Haustiere und die *Erschaffung des Menschen* als Mann und Frau. Wie es bei Ovid nach dem Liebesakt heißt „ermattet ruhten wir beide“ [Amores 1.5.25], so heißt es in der Genesis nach der Schöpfung: und Gott „ruhte von allen seinen Werken“ [Gen 2,2].

Die Abhängigkeit des 1. Kapitels der Genesis von den *Amores* 1.5 Ovids lässt sich philosophisch auf zwei verschiedene Weisen interpretieren: 1. Der beabsichtigte Sinn könnte die Aussage sein, (der maskuline) Gott habe ein zwar philosophisch überhöhtes, aber dem Ursprung nach *erotisches* Verhältnis zu der als weiblich gedachten Erde/Schöpfung oder 2. Die Welt wird *pantheistisch* als der Körper Gottes verstanden, der ihr Kopf/Geist ist.

Die Parallelen zwischen Ovids Liebeselegien und der Genesis enden nicht mit der Schöpfung. Dankbarkeit kennt das Geschöpf des Ich-Erzählers bei Ovid nicht. Im Gegenteil, die Geliebte wendet die vom Ich-Erzähler erlernten Tricks an, um nun ihn zu betrügen. Auch in der Genesis kennen die Geschöpfe, allen voran Eva, keine Dankbarkeit, sondern wenden sich *gegen ihren Schöpfer*, gegen Gott. Bei Ovid entgleitet dem Ich-Erzähler die Kontrolle über die Beziehung zu der Angebeteten im Laufe der fortschreitenden Erzählung. Ovid spielt damit auf den Kaiser Augustus an, dem in Laufe seiner langen Herrschaft die Kontrolle über das geliebte römische Volk allmählich entgleitet. In der Genesis und im gesamten Alten Testament entgleitet Gott die Kontrolle über die von ihm geschaffenen Menschen, in Gen 12 wählt Gott Abraham als Stammvater eines ihm besonders verbundenen Volkes, das ihm später ebenso untreu wird [vgl. z. B. Hesekeil 16 und 23, Hosea 1-2] wie Eva in Gen 3. Im Neuen Testament nimmt Gott einen neuen Anlauf, schickt Jesus als Retter und erwählt sich als neues Volk die Heidenchristen, weil das Verhältnis zu dem alten Gottesvolk der Juden heillos zerrüttet ist wie eine Ehe vor der Scheidung.

4.5. Genesis 1 und die römische Planetenwoche

Folgt man den Vertretern des alten Paradigmas, die die Entstehung von Gen 1 in die Zeit des *babylonischen Exils* (-6. Jh.) legen, so bleibt unerklärt, wie die Juden auf die Idee kamen, die Schöpfung nach dem **Sieben-Tage-Schema** zu gliedern. Die Babylonier kannten eine zeitliche Einheit von 5 Tagen, die Ägypter unterteilten den Monat in Dekaden, in Abschnitte von jeweils 10 Tagen. Die 7-Tage-Woche ist erst bei den Römern des +1. Jhs. nachgewiesen. Die Römer weihten die einzelnen Tage den Planeten(-göttern) einschließlich der als Planeten angesehenen Gestirne Sonne und Mond. So entstand die römische Planetenwoche, der wir noch heute unsere Wochentagsbezeichnungen verdanken. Nach dem neuen Paradigma ist die Schöpfungsgeschichte Gen 1 im +1. Jh. geschrieben worden. Für den Autor macht es deshalb Sinn, das damals neue Wochenschema in seinem Bericht über die Weltentstehung zu verwenden. In der folgenden Tabelle kann nun gezeigt werden: Der Autor des biblischen Schöpfungsberichts gliedert die Schöpfungswerke nach den jeweils dazu passenden Planeten der römischen Planetenwoche. Am Tag der Sonne entsteht das Licht, am Tag des Mondes der geheimnisvolle Himmel usw., bis am Tag der Liebesgöttin Venus diejenigen Tiere, die sich auch nach damaliger Anschauung sexuell fortpflanzen, und die Menschen entstehen.

Planetenwoche: Tag ¹	Planet ² (myth.Bedeutg.) ³	Bibelstelle/Schöpfungswerke
1. Sonntag (Tag der Sonne)	Sonne (trägt das Licht)	Gen 1,3-5 Licht, Tag und Nacht
2. Montag (Montag)	Mond (birgt die Verzauberung)	Gen 1,6-8 Himmel
3. Dienstag/Mardi (Tag des Mars)	Mars (verspricht Wachstum)	Gen 1,9-13 Erde und Meer, Erdpflanzen
4. Mittwoch/Mercredi (Tag des Merkur)	Merkur = Hermes (Weisheit, Astrologie)	Gen 1,14-19 Sonne, Mond, Sterne (zur Orientierung)
5. Donnerstag/Jeu (Tag des Zeus)	Jupiter = Zeus (wacht über das Gesetz/ Naturgesetz)	Gen 1,20-23 Meerestiere und Vögel
6. Freitag/Vendredi (Tag der Venus)	Venus (schenkt die Liebe)	Gen 1,24-27 Landtiere, Menschen (sexuelle Fortpflanzung)
7. Sonnabend/ Saturday (Tag des Saturn)	Saturn = Kronos (bringt das große Unglück)	Gen 2,2-3 Ruhetag (Entstehung des Bösen fehlt)

(1) Der Tag dauert vom Morgen bis zum nächsten Morgen. Anders der jüdische Tag,

der von der Abenddämmerung bis zum nächsten Abend gerechnet wird [3. Mose 23,32].

- (2) Im geozentrischen Weltbild der Antike galten auch Sonne und Mond als Planeten.
- (3) Nach H. Böttcher [1999, 49].

Warum ruhte Gott am siebenten Tag [Gen 2,2]? Darauf gibt die Planetenmythologie eine interessante Erklärung. Im antiken Pantheon wurde Jahwe mit Saturn (griechisch: Kronos) gleichgesetzt, in der römischen Planetenwoche erhielt Saturn den letzten Tag, den Samstag, zugewiesen. Noch heute heißt dieser Tag im Englischen *Saturday* (Saturntag). **Saturn** war im Alten Orient und bei den Griechen der **Unglücksplanet**. Das ist der ältere, der mythologische Grund dafür, dass Gott nach dem Schöpfungswerk am siebenten Tag, am Saturntag, ruhte. Der Planetensymbolik folgend hätte Gott am siebenten Tage – nicht willentlich, sondern versehentlich – **das Böse** erschaffen müssen. Nur durch Untätigkeit vermag Gott diesen Fehler zu vermeiden. Aber wie die zwölfte Fee in Grimms Märchen von Dornröschen den Fluch der dreizehnten Fee nicht ungesagt machen kann, so kann Gott die Entstehung des Bösen nicht dauerhaft verhindern, sondern nur verzögern.

Der Genesisautor erklärt das Ruhen Gottes mit der religiösen Übung des jüdischen Sabbats. Mit diesem raffinierten Kunstgriff befreit er den jüdischen Gott vom Makel des Unglücksdämons, der ihm in der antiken Welt und zum Teil in den biblischen Schriften selbst anhaftet.

4.6. Lukan und die Hexe von Endor

In 1. Samuel 28 wird berichtet, wie **Saul** vor der Entscheidungsschlacht gegen die Philister, die ihn Thron und Leben kostet, in Angst verfällt und übernatürlichen Beistand sucht. Sein Förderer, der Prophet Samuel, ist jedoch verstorben, und Gott hat sich von Saul ab- und David zugewandt, der in den Diensten eines Philisterfürsten steht. Da Saul alle Geister- und Totenbeschwörer vertrieben und ihre Tätigkeit verboten hat, findet sich nur noch eine **Totenbeschwörerin in Endor**, die Saul aufsucht. Nach einigem Hin und Her erscheint der Schatten des toten **Samuel** und prophezeit Saul dessen Niederlage und Tod. Saul geht seinem Schicksal entgegen.

Für die Vertreter des alten Paradigmas ist diese Erzählung eine harte Nuss. Man hilft sich meist damit, die Geschichte aus dem alten Geisterglauben zu erklären, der vor oder neben der jüdischen Jahweverehrung existierte. Man kann dann sagen, der Erzähler zeige die Verlorenheit Saul dadurch, dass dieser in seiner Gottverlassenheit auf alte heidnische Religiosität zurückgreifen müsse. Geht man mit dem neuen Paradigma davon aus, dass das Alte Testament im +1. Jh. entstanden ist, kann man einleuchtend erklären, wie die Geschichte von Saul und der Totenbeschwörerin von Endor entstanden ist.

Die Erzählung hat eine in der Literatur zuerst 1588 von Martin Laso de Oropesa beschriebene Parallele in dem Bürgerkriegsepos *Pharsalia* [VI, 570-830] von Lukan.

Lukan (39–65) war der Neffe des Philosophen Seneca und des *Gallio*, der in der *Apostelgeschichte* [18,12-17] als römischer Statthalter in Korinth erwähnt wird. Durch eine delphische Inschrift kann das Jahr der Statthaltschaft des Gallio auf 51/52 oder 52/53 festgelegt werden. An dieser Jahreszahl wird traditionell die Chronologie des Paulus aufgehängt, obwohl die Verknüpfung des Apostels mit der Gallioszene sehr wahrscheinlich sekundär ist.

Bei *Lukan* ist es nicht der Heerführer der später unterlegenen Seite selbst, sondern ein hohes Mitglied der Führung, hier der Sohn des Pompeius, der aus Angst vor den kommenden Ereignissen die Zukunft zu schauen wünscht. Lukan beschreibt im Zuge der Darstellung des Schauplatzes der Schlacht das nahe Thessalien und die *thessalischen Hexen*. Schon vorher, als der Pompeianer Appius das Orakel in Delphi aufsuchte, hatten wir erfahren, dass die Herrscher aus Furcht vor der Zukunft die Orakel geschlossen haben. Wer z. B. in der römischen Kaiserzeit als Astrologe über die Zukunft forschte, geriet schnell in den Verdacht, den günstigsten Zeitpunkt für ein Attentat auf den Kaiser ermitteln zu wollen. Für Lukan gehört die Schließung der Orakelstätten zur allgemeinen Verdüsterung der Situation. Die himmlischen Mächte ziehen sich zurück und zeigen damit die Hoffnungslosigkeit der Lage an. Andererseits muss man dank der thessalischen Hexen nicht auf übernatürlichen Beistand verzichten. Sextus Pompeius wendet sich an die mächtigste und veruchteste von ihnen, *Erichtho*, deren Zauberkunst in den düstersten Farben geschildert wird. Detailliert erfahren wir, wie ein toter Soldat dank der finsternen Hexenkunst wieder zum Leben erweckt wird und über den Ausgang der Schlacht und das Schicksal der Familie des Pompeius Auskunft geben kann. Am Ende führt Erichtho den Sextus im Schutze der Nacht, die sie zu diesem Zweck mit magischer Kunst verlängert, in das Lager der Pompeianer zurück.

Neben der Erichthoszene erinnert der Besuch des *Appius in Delphi* und das von ihm erzwungene Orakel in dem längst geschlossenen Orakelort [*Pharsalia* V, 64-236] deutlich an den Besuch Sauls bei der Totenbeschwörerin in Endor. Die Herrscher haben, so heißt es [V, 111-114], aus Furcht vor der Zukunft die Orakel geschlossen und damit „den Himmlischen verboten zu reden“. Eindringlich beschreibt Lukan, wie die Seherin *Phemonoë* sich weigert, in den Dienst Apollons zu treten und dann von dem Priester gezwungen wird, sich in der Ekstase dem göttlichen Geist zu öffnen. Der Gott verschließt ihr jedoch nach kurzer Rede den Mund, so dass die schreckliche Zukunft dem Appius verborgen bleibt.

Martin Korenjak widmete in seiner Dissertation über *Die Erichthoszene* in

Lukans *Pharsalia* der Parallele zu 1. Sam 28 einen kurzen Abschnitt und wies auf die **Abhängigkeit** der einen von der anderen Erzählung hin. Aber welche Erzählung ist von welcher abhängig? Welches ist die ältere Geschichte? Für die Vertreter des alten Paradigmas ist die Saulerzählung die ältere, die in Rom in der Mitte des +1. Jhs. bekannt war und von Lukan als Vorlage für seine Hexenszene verwendet worden sei. Folgende Punkte sprechen allerdings dafür, dass die Ericthoszene nicht von der Saulerzählung abhängig ist, sondern dass der biblische Erzähler das bekannte Epos des unter Nero zum Selbstmord gezwungenen Lukan als Vorlage nutzte:

1. Die archäologischen Forschungen haben keinen Hinweis auf **Saul** und sein Königtum erbracht, so dass heute beide eher dem **Reich der Legende** zugerechnet werden; dies gilt erst recht für das angebliche Verbot der Zauberer und Totenbeschwörer. In der römischen Kaiserzeit dagegen ist das Vorgehen gegen Astrologen und Zauberer gut belegt (Appius in Delphi).
2. Für die Hexenszene 1 Sam 28 gibt es in der alttestamentlichen Literatur keine **Vorbilder**. Im **griechischen und lateinischen Epos** bildet die Unterweltszene in der Mitte des Werkes seit Homers *Odyssee* einen Höhepunkt, auf den der Leser gespannt wartet. Vergil und eben auch Lukan haben diese Erwartung des Lesers/Hörers gern erfüllt.
3. Die **Angst der Seherin** ist bei Lukan [*Pharsalia* V. 114 ff.] mit der übernatürlichen Anstrengung gut motiviert, und die mehrfache Weigerung der Seherin, den Dienst im Orakel zu versehen, wird ausführlich geschildert. Dagegen wirkt die Weigerung der Totenbeschwörerin in 1 Sam 28 blass, zumal die Hexe bei der eigentlichen Befragung des Toten durch Saul keine Funktion hat, sondern im Hintergrund bleibt.

Als Ergebnis des literarischen Vergleichs zwischen beiden Erzählungen ist also festzuhalten: 1 Sam 28 verwendet den Appiusbesuch in Delphi und die Ericthoszene der *Pharsalia* als Vorlage. Nun ist zu prüfen, wie der Autor von 1 Sam 28 gearbeitet hat, um die Vorlage seinem Kontext anzupassen.

1. Die **Situation**: Die Ausgangssituation wird in beiden Fällen gleich geschildert. Auch in Israel gibt es zwei rivalisierende Herrscher, Saul und David, man steht kurz vor einer Entscheidungsschlacht, ein ranghoher Vertreter der später unterlegenen Partei fürchtet die Niederlage.
2. Der **Verfasser übernimmt** aus seinen Vorlagen Appiusbesuch in Delphi [*Pharsalia* V, 64-236] und Ericthoszene [*Pharsalia* VI.570-830] folgende Punkte:
 - a. Die Erzählung steht am Ende der ersten Hälfte des Werkes 1,2 Sam.
 - b. Orakel- und Totenbefragungen sind verboten worden.
 - c. Die Gottheit schweigt.

- d. Mit Hilfe von Zauberkraften kann man Tote befragen.
 - e. Die Angst vor der Zukunft ist das Motiv des Fragenden.
 - f. Die Szene spielt in der Nacht.
3. Der **Verfasser** von 1 Sam 28 **ändert** folgende Punkte:
- a. Das Verbot der Orakel und der Zauberei ist nicht mehr die Ursache des Schweigens der Gottheit wie bei Lukan.
 - b. Die Hexe/Seherin wird in ihrer Bedeutung abgewertet, sie hat keinen Namen und bleibt bei der Befragung des Toten im Hintergrund.
 - c. Der Fragende wird aufgewertet: Es ist der Führer der später unterlegenen Partei selbst.
 - d. Der Tote wird aufgewertet: Es ist nicht ein anonymer Mensch aus dem Totenreich, sondern der Prophet Samuel.
 - e. Die **Kenntnis über die Zukunft** entspringt einer anderen Quelle. Samuel weiß als Prophet über die Zukunft Bescheid. Ob ein anonymer Toter dieselbe Kenntnis gehabt hätte, bleibt offen.
 - f. Saul ist selbst derjenige, der dem Göttlichen begegnet und einen Zusammenbruch erleidet wie die Seherin beim Appius-Besuch in Delphi.

Warum hat der Verfasser von 1 Sam 28 den Lukan-Text als Vorlage für seine Darstellung genommen? Lukan beschreibt in seinem Werk die Grauen eines Bürgerkrieges, die die Juden in ihrem Krieg gegen die Römer 66–70 selbst erlebt haben. Und Lukan ist als Opfer des den Juden verhassten Kaisers Nero sozusagen ein moralisch integrierender Autor. 1 Sam 28 wird so als späterer Einschub nach +70 in die schon vorliegenden Samuelbücher gelangt sein.

5. Ergebnisse

1. Die Schriften des Alten Testaments sind das Zeugnis einer Neuausrichtung des Judentums im **+1. Jh.** Sie sind neu geschaffene Literatur, die der Auseinandersetzung des Judentums mit der römisch-hellenistischen Kultur in der Zeit des Herodes und seiner Nachfolger dient (neues Paradigma).
2. In jüngster Zeit gab es verschiedene **Neuansätze** zum Verständnis des Alten Testaments, die das alte Paradigma von der im Alten Testament gesammelten uralten jüdischen Überlieferung bereits ins Wanken brachten.
3. **Wohlstand, Meinungsfreiheit, Zeitgeschichte, Intertextualität und die Einheit des Judentums** sind die fünf entscheidenden Kriterien, wenn man die Entstehungszeit des Alten Testaments bestimmen will.
4. Die vorgestellten Argumentationen zeigten Folgendes:
 - a. Die ägyptische Königin **Kleopatra** wird in 1 Kön 10 als die Königin von Saba porträtiert.
 - b. Das bisher ungedeutete hebräische Wort *abrek* in Gen 41,43 ist das

lateinische Wort *praeco*, das in dem hebräischen Text als Fremdwort verwendet wird.

c. Das in Gen 4,7 verwendete poetische Bild der auf die Tür hin lagernden Sünde ist den *Amores* I.6 *Ovids* entnommen, wo der abgewiesene Liebhaber eine Nacht lang vor der Tür der Angebeteten ausharrt.

d. Das Sieben-Tage-Schema in Gen 1 entstammt der *römischen Planetenwoche*.

e. Die Erzählung von der Hexe von Endor in 1 Sam 28 wurde nach dem literarischen Vorbild der Ericthoszene (und des Appiusbesuchs in Delphi) der *Pharsalia Lukans* gestaltet.

Literaturverzeichnis

Abkürzungen

- ATD Altes Testament Deutsch
BK Biblischer Kommentar zum Alten Testament
DBAT Diehlheimer Beiträge zum Alten Testament
SJOT Scandinavian Journal of the Old Testament
IOSOT International Organisation for the Study of the Old Testament

Antike Autoren

- Galling, Kurt (Hg., ³1979): Textbuch zur Geschichte Israels, Tübingen
Josephus, Flavius (⁴1982): Jüdische Altertümer. Übersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Dr. Heinrich Clementz, Wiesbaden,
Ovid (1965): Die Liebeslegien. Lateinisch und Deutsch von Friedrich Walter Lenz (Schriften und Quellen der Alten Welt, Bd. 15), Berlin
Lukan (²1989): Der Bürgerkrieg. Lateinisch und Deutsch von Georg Luck (Schriften und Quellen der Alten Welt Bd. 34), Berlin

Moderne Autoren:

- Böttcher, Helmuth M. (1965): Sterne, Schicksal und Propheten. Dreiðigttausend Jahre Astrologie, München (Nachdruck Frechen)
Büchner, Karl (⁶1994): Römische Literaturgeschichte. Ihre Grundzüge in interpretierender Darstellung, Stuttgart
Diebner, Bernd J. (1994): The Old Testament - Anti-Hellenistic Literature? - Grundsätzliches ausgehend von Gedanken Niels Peter Lemches oder: Das Große Verszweigen, in: DBAT 28 (1994) 10-40
Diebner, Bernd J./ Schult, Hermann (1975): Thesen zu nachexilischen Entwürfen der frühen Geschichte Israels im Alten Testament, In: DBAT 10 (1975) 41-47, wiederabgedruckt in DBAT 28 (1992/93) 41-46
Finkelstein, Israel / Silberman, Neil Ascher (2001): The Bible Unearthed. Archeology's New Vision of Ancient Israel and the Origin of Its Sacred Texts, New York u. a. (deutsch 2002: Keine Posaunen vor Jericho)
Gunkel, Hermann (⁶1963): Genesis, Berlin

- Holzberg, Niklas (²1998): Ovid. Dichter und Werk, München
- Korenjak, Martin (1996): Die Erichthoszene in Lukans Pharsalia. Einleitung, Text, Übersetzung, Kommentar, Frankfurt/M u. a.
- Kuhn, Thomas S. (¹⁵1999): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, Frankfurt/Main
- Lemche, Niels Peter (1993) : The Old Testament - A Hellenistic Book, in: SJOT 7/2, 163-193
- Neumann, Johannes (1997): Der historische David. Legende und Wirklichkeit in der Geschichte Israels und Judas von der Frühzeit bis zur Dynastie Omri, Radebeul
- (2000): Historischer Jesus und Altes Testament. Hellenistische Quellen der jüdischen Bibel und die Angst der Theologen vor dem wissenschaftlichen Fortschritt, Radebeul
- Rad, Gerhard von (1967): Das erste Buch Mose. Genesis, (ATD 2-4), Berlin
- Thompson, Thomas L. (²1994): Early history of the Israelite people. From the written and archaeological sources, Leiden · New York · Köln
- Westermann, Claus (⁴1999): Genesis 1-11, (BK I/1), Neukirchen-Vluyn
- (²1992): Genesis 37-50, (BK I/3), Neukirchen-Vluyn
- Würthwein, Ernst (1985): Die Bücher der Könige. 1. Kön. 1-16, (ATD 11,1), Göttingen
- Zuber, Beat (1995): Die "Geschichts"-Traditionen der alttestamentlichen Königszeit - z. B. als literarischer Niederschlag einer historischen Auseinandersetzung mit der Herodes-Dynastie zu lesen?, in: Landgabe, FS Jan Heller, Prag, 133-172

Johannes Neumann, 01445 Radebeul, Gartenstr. 68

Über den Autor

1949 in Erlangen geboren

1968-73 Theologiestudium in Leipzig und Berlin (Ost)

1975-79 Geschichtsstudium in Mainz und Hamburg

seit 1993 selbständiger Steuerberater/Wirtschaftsprüfer in Radebeul bei Dresden

Sommerhalde, Kurnbach

Keine megalithische Anlage, sondern Steinbruch !

Walter Dubronner

Im Heft 4/1995 [383-399] hat Walter Haug in neun Thesen die Frage aufgeworfen, ob es keltische Megalithgraber in Süddeutschland gebe. Als markantes Beispiel präsentierte er die Zwerchhalde bei Sternenfels, 10 km nördlich von Maulbronn. Dort glaubte er auch eine Dolmen-Grabkammer gefunden zu haben und appellierte dafür, zunächst die Grabkammer einwandfrei als solche nachzuweisen. Weiter hat er den Steinbruch Sommerhalde bei Schmie als Bau aus megalithischer Zeit vorgestellt. Diesen vergleicht er mit dem Carn von Barnenez (Morlaix bei Carnac, Bretagne). Einen kleinen aus Trockenmauerwerk gesetzten Gang, mit dünnen überliegenden Deckplatten, bezeichnet er als Dolmen.

Intensive Untersuchungen des Vereins Celtica VIPS e.V. zusammen mit einem archäologischen Fachmann, welcher sich auf die Themen Megalithik, Keltologie und Montanarchaologie spezialisiert hat, haben zu der Erkenntnis geführt, dass es sich bei Haugs Befunden um keine Carns (Cairns) handelt, sondern um reine Abraumhalden aus dem Steinbruchbetrieb. Es fehlt die typische Carnstruktur: rechteckig, aus senkrecht stehenden Steinplatten errichtet, das Mauerwerk um 7° nach innen geneigt und abgeplattet. Typische Carns haben keinen Schwellenstein und keine Fundamentsteine; es gibt Bodenplatten, Kiesschluttung, gestampften Lehm oder Pflasterung. All dies haben wir in der Sommerhalde nicht vorgefunden. Dolmen sind immer aus großen qualitativ guten Steinplatten gebaut; es wird nie Abfall verwendet. Die hochkant stehenden Tragsteine (Orthostaten) haben immer eine 7°-Neigung nach innen.

Die Carns von Carnac weisen als Grundriss eine langgestreckte trapezoide Form auf, gleich der von neolithischen Langhauser. Das Trockenmauerwerk ist aus gutem, verwitterungsstabilem Stein in lückenloser Mauertechnik aufgesetzt. Die Mauern weisen eine Neigung von 7° zum Carn-Inneren auf. Die Carns um Carnac wurden an hervorstechenden Stellen in der Landschaft errichtet (z.B. auf Bergrücken oder großen Hügeln.). Sie sind weithin in der Landschaft als einzelstehende Bauwerke sichtbar und sollen so die Größe und Macht des Bestatteten symbolisieren.

Dolmen sind Bauwerke megalithischer Bauart. Unter Verwendung großer Steinplatten, den Tragsteinen, wird ein umbauter Raum erstellt, die Dolmenkammer. Diese wird mit einem oder mehreren Decksteinen abgedeckt. Es ist keine Seltenheit, dass Tragsteine eine Höhe von 3,50 Meter aufweisen und

Decksteine ein Gewicht von 40 Tonnen. Jedem Dolmen ist ein Gang vorgelagert, der deutlich schmaler als die Dolmenkammer ist. Diese Gänge werden im Inneren höher. Bei einigen Dolmen ist dies so stark ausgeprägt, dass der Eingang nur kriechend betreten werden kann, doch in Richtung Dolmenkammer steigt die Höhe des Ganges so an, dass man schon vor der Kammer in dem Gang stehen kann (z.B. Dolmen von Rondosec, Plouharnel, Bretagne).

Bei der Sommerhölde Kümbach sind solche megalithischen Strukturen nicht erkennbar. Die erkennbaren Strukturen weisen vielmehr eine mit Stützmauern versehene Steinbruchhalde aus.

Die Grundmauer der hängseitigen Halde stehen auf der ersten Abraumschüttung. Zuerst wurde eine kleine Mauer gesetzt, die dann innen aufgefüllt wurde. Dann wurde die Mauer wieder erhöht und wieder aufgefüllt. Dabei wurde dann auch der Gang gesetzt. Dass hier nichts für lange Dauer gesetzt war, sieht man an den unregelmäßigen Steinsetzungen und daran, dass die Abdeckplatte zerbrochen ist. Für Carns wurden immer nur beste Steine benutzt, die dann auch Jahrtausende überdauern können.

Die linke Halde ist der Abraum aus der Zweitnutzung des Steinbruchs. Der Abraum der Erstnutzung des Steinbruchs wurde noch den Abhang hinuntergeworfen und dort leicht terrassenförmig aufgesetzt (diese Terrassen sind immer noch sichtbar).

Die rechte Halde ist wahrscheinlich der Abraum aus der Drittnutzung Anfang des 20. Jhs. Wir haben hier auch keine Grundmauer gefunden, da dies scheinbar nicht notwendig bzw. erforderlich war. Die hängseitige Halde musste vielleicht gegen Abrutschen in den Hang geschützt werden. Die Größe der Grundmauer der linken Halde wurde so gesetzt, als ob sehr viel Abraum erwartet wurde. Die sichtbare Trockenmauer in der Mitte der Halde deutet auf mehrstufigen Ausbau hin. Weitere Gänge in der linken Halde konnten wir nicht entdecken, obwohl dies verschiedentlich vermutet wurde. Durch lose aufgeschütteten Abraum erwecken manche Einbrüche an der Halde das Vorhandensein eines versteckten Ganges. Durch die lose Schüttung und ein Zusammenbrechen bzw. Zusammenrutschen der Halde an manchen Stellen entsteht nur der Eindruck, dass etwas vorhanden sein könnte.

Der von uns als ursprünglicher Eingang angesehene Steinbruchteil am hinteren Ende der linken Langhalde ist der Beginn des Steinbruchbetriebes. Hier wurde vermutlich eine Mutung niedergebracht, um die Qualität des Steines zu ermitteln.

Die so genannten jetzt noch sichtbaren großen Balkenlöcher sind keine Balkenlöcher im Sinne von eventuellen Bedachungen, sondern dienten eher als Balkenauflage für ein Hebegerüst oder als Verstrebung, um einen Kran o.ä. zu fixieren, damit große Steine auf Karren geladen werden konnten.

Der vom Verein im letzten Jahr freigelegte Gang ist, wie bereits seinerzeit vermutet, ein reiner Steingang zur vermutlichen Unterbringung von Werkzeug. Wir haben sowohl an diesem Gang als auch im Gang an der linken vorderen Abbruchhalde Scharniere gefunden, die auf das Vorhandensein von Türen hinweisen.

Zusammenfassend kann also festgestellt werden, dass es sich bei der Sommerhölde in Kürnbach um einen ehemaligen Steinbruch handelt und nicht um megalithische oder keltische Anlagen, wie von Haug postuliert wurde.

Weitere Untersuchungen des Vereins erstrecken sich auf die Steinbrüche in Sulzfeld, Sternenfels und Schmie. Auch hier konnte der Verein nur alte Steinbrüche nachweisen. Wer nähere Informationen wünscht, kann sich direkt an den Vereinsvorsitzenden wenden.

Walter Dubronner, 1. Vorsitzender Celtica VIPS e.V.
Dubronner@Yahoo.de

Konnten Druiden Längengrade bestimmen?

Peter Amann

Die Pythagoreer lehrten seit dem -6. Jh. die Kugelgestalt der Erde und seit dem -4. Jh. durch Hiketas und Ekphantos die Achsendrehung der Erde. Eratosthenes, Bibliotheksleiter in Alexandria, bestimmte im -3. Jh. mit 88-prozentiger Genauigkeit den Erdumfang (lt. H. Haber, während Meyers Handbuch Weltall sogar eine 99-prozentige Genauigkeit annimmt). Hipparchos, Astronom, bestimmte im -2. Jh. mit 99-prozentiger Genauigkeit die Entfernung Erde-Mond. Brennus II., Keltenfürst der Sigoven, plünderte im -3. Jh. Makedonien, insbesondere Delphi; Kelten blieben in der Region bis ins -2. Jh. präsent. Pomponius Mela [146 f.], römischer Geschichtsschreiber, teilte um +44 mit: „Die Druiden behaupten, die Größe und Gestalt der Erde zu kennen“

Letzt genanntes Zitat beendete 1997 meinen Aufsatz: „Die Landschaft als keltischer Kalender“. Dieser Behauptung der Druiden will ich nun nachgehen.

Die Kelten mögen in Makedonien um die 100 Jahre gewesen sein. Sie könnten in dieser langen Zeit nicht nur geplündert, gemetzelt und gebrandschatzt haben, als immerzu umherziehende Horden, wie die Literatur einem glauben machen möchte – sie könnten auch vom geballten Wissen der Griechen profitiert haben. Den kreisförmigen Schatten, der während einer Mondfinsternis des -4. Jhs. auf der Mondoberfläche zu sehen gewesen war, erkannte Aristoteles als denjenigen der Erde und als Beweis für ihre Kugelgestalt: „Nur eine Kugel zeigt in allen Fällen einen kreisförmigen Schatten.“

So gab es schon ab dem -3. Jh. Darstellungen der Welt, auf denen Linien der Breite und der Länge eingezeichnet waren (z.B. von Eratosthenes). Im Kartenwerk des Astronomen Ptolemäus, um +150, war der Äquator als Null-Breitengrad eingetragen. Das hatte er nicht willkürlich so entschieden, sondern unter Berufung auf seine Vorläufer, die den Äquator bei der Beobachtung der Gestirne und ihrer Bewegungen aus der Natur abgeleitet hatten. Was die Position des Null-Längengrades anbelangt, hat jedermann freie Wahl. Ptolemäus legte ihn durch die Inseln der Glückseligen (Kanaren bzw. Madeira). In der Zeit des Kolonialismus geriet seine Lage zu einer rein politischen Entscheidung. So wurde er durch St. Petersburg, Berlin, Kopenhagen, Paris, Pisa und Philadelphia gelegt – womöglich durch alle Städte gleichzeitig; Jerusalem und Rom waren mit von der Partie, in welcher Zeit auch immer. Auf der Meridiankonferenz von 1884 kamen 26 Nationen überein, den Längengrad von Greenwich zum internationalen Null-Meridian zu erklären. Den Franzosen behagte das nicht. Sie blieben bis 1911 bei ihrem Pariser Meridian.

1. Die Gestalt des Landes

Betrachtet man auf einer Landkarte den geographischen Raum West- und Mitteleuropas, in dem von der Bretagne bis Böhmen keltische Viereckschanzen vorkommen, so kann einem auffallen, dass die Oberrheinische Tiefebene eine markante Mitte dieses Raumes bildet: ein nach Norden fließender Strom in einer 35 Kilometer breiten Ebene, flankiert von zwei parallel verlaufenden Gebirgen. Bei weiterem Betrachten mag einem noch auffallen, dass am östlichen Rand Mitteleuropas die Donau rechtwinklig nach Süden abbiegt und die ungarische Tiefebene durchfließt, auf einer Strecke von 275 Kilometer bis Vukovar in der Batschka. Eigenartigerweise ebenfalls 275 Kilometer misst der Rheingraben von Basel bis Mainz. Was die geographische Breite anbelangt, liegen die beiden Flussknie, um 25 km voneinander abweichend, knapp südlich des 48.° n. B.

Dieses Donauknie nördlich von Budapest ist vom Rheinknie bei Basel 862 km entfernt. Verfolgt man diese Linie weiter nach Westen, wird nach rund 885 km bei Pointe de Penmarch in der Bretagne der Atlantik erreicht. Also zwei fast gleich lange Strecken, die eine Gesamtlänge von rund 1.750 Kilometer ergeben und im Übergang von der Hallstatt- zur Latène-Zeit keltisches Siedlungsgebiet darstellen. In der Nord-Süd-Richtung mag keltisches Territorium vom 51. Breitengrad bis in die Alpen gereicht haben, also etwa 500 Kilometer weit.

Dass dieser Rheingraben als großräumige, topographische Besonderheit wahrgenommen worden ist, bezeugt ein vorkeltisches Orientierungssystem, 'eingewoben' in gleich drei Gebirge: Vogesen, Schwarzwald und Schweizer Jura. Es markiert im wesentlichen die Sonn- und Mondwenden. Den Namen „Belchen-System“, besser noch: Belchen-Blauen-System, hat es von den für Sonnenauf- und Untergänge verwendeten Bergen namens Belchen, und von den für die vier Mondwenden verwendeten Bergen namens Blauen [1997, 15.Abb. 3; 1998, 43.Abb. 2]. Mochte es auch aus grauer Vorzeit stammen, blieb es doch bis ins letzte vorchristliche Jahrhundert in Benutzung, dem Jahrhundert der spätkeltischen Viereckschanzen. Das Belchen-System verfügt über eine west-östliche Visurlinie, die dank der Lage von Elsässer und Schwarzwälder Belchen auf einer Länge von 73,7 km nur um 0,2 km von Ost abweicht. Diese den gesamten Rheingraben überspannende Linie mag den Kelten, aber auch ihren Vorfahren, ein bedeutender Breitengrad gewesen sein, ereignet sich doch hier zur Mittsommerzeit der 16-stündige Tag und die 8-stündige Nacht.

Für die Wichtigkeit dieser Linie, die ich die Belchen-Linie nenne, gibt es Indizien. Eine Vielzahl von Indizien gibt es dafür, dass Kelten den 19,7 km nördlich liegenden 48. Breitengrad als solchen erkannten [1999a, 39 f..Abb. 1].

2. Die Größe des Landes

Steht man auf dem 837 m hohen Blauen, einem der Peilberge des Systems in den Vorbergen des Schweizer Jura, sieht man, wie ab dem 12 km entfernten Rheinknie bei Basel der Fluss 60 km weit nach Norden mäandert, bevor er nordöstlich abbiegt, und wie er auf dieser Strecke von den Vogesen und dem Schwarzwald flankiert wird. Die erstaunliche Weiträumigkeit dieses natürlichen Sonne-Mond-Observatoriums und seine zentrale Lage im angestammten Siedlungsgebiet machte es für Kelten wohl sehr wertvoll. Es gibt nichts vergleichbares zwischen Carnac und Budapest (Aquincum).

Seine Lage südlich des 48.° n. B. bringt eine weitere Qualität mit sich: Hier kann auch noch im Hochsommer nachts der Sternhimmel in Augenschein genommen werden. Nördlich des 48.° beginnen die „Weißen Nächte“: Dort bleibt es in den Mittsommernächten zu hell für die Sternbeobachtung. Mit der Belchen-Linie hatten die Druiden einen wahrhaft edlen Breitengrad gefunden und den 48. Breitengrad, wie früher erwähnt, bereits markiert.

Es mag dann der Wunsch entstanden sein, den Siedlungsraum vom Atlantik bis in die Pannonische Ebene hinein auch durch Längengrade zu gliedern. Was wäre nun besser geeignet für einen Null-Meridian, wenn nicht die Oberrheinische Tiefebene? Also der Rhein.

Dem ist aber nicht so. Vorherbestimmt durch das Belchen-System und wie geschaffen für den Null-Meridian sind Vogesen und Schwarzwald mit ihren beiden Belchen. Denn es ist ja geradezu unglaublich, dass die beiden Berge, bis auf 900 fehlende Meter, tatsächlich einen Längengrad heutiger wie antiker Rechnung auseinander liegen. Die Druiden mögen vor der Wahl gestanden haben, wem sie den Vorzug geben, wen sie zur „Heiligen Mitte“ erklären sollten. Möglicherweise lösten sie das Problem sehr elegant. Da es in jener Zeit ohnehin noch nicht den Begriff der Null gab, bekamen beide Belchen die 1 zugeordnet. So wäre der Raum dazwischen, die Tiefebene mit dem Rhein, die eigentliche Mitte, nur ohne Zahl. So kann es gedehelt worden sein, denn so ergeben sich auf beiden Seiten eine gleiche Anzahl von 'keltischen' Längengraden, nämlich elf.

Dass beiden Belchen und ihren nordwärts flacher werdenden Gebirgen Längengrade zugeordnet worden sind, möchte ich nun aufzeigen. Eins noch: Ob die keltischen Dardanai an der Schwarzmeerküste oder gar die Trocmi in Zentralanatolien mit Längengraden bedacht wurden, lässt sich wohl nicht beantworten. Mir genügen im Augenblick die Hinweise auf keltisch definierte Längengrade von der Halbinsel Quiberon bis zur Kathedrale auf dem Martinsberg (Györszentmárton; Pannonhalma) in Ungarn.

Nach heutiger Messtechnik ergeben sich für den Abstand zweier Längengrade auf 48° n. B. 74,25 km und für die 19,7 km südlich gelegene Belchen-

Linie 74,6 km. Von keltischen Messungen darf nicht erwartet werden, dass sie fehlerfrei waren oder gar, dass mit dem etwaigen Fehler konsequent gearbeitet wurde. Meine Messungen haben ergeben, dass Kelten sich eher für topographische Besonderheiten (Peilberge) entschieden als für den exakten Messwert. Der erreicht dann trotzdem für die Längengradbestimmung einen Durchschnittswert von rund 99 %, bezogen auf heutige Messdaten.

Für den Beweis der Existenz keltischer Längengrade habe ich herangezogen: vor allem die Viereckschanzen, dann Oppida, Kirchen und Burgen, gegebenenfalls auch Burgställe, genordete Straßen, sogar geschützte Bäume. Die spätkeltischen Viereckschanzen sind in diesem Aufsatz mit **MH** (Messhof) bezeichnet und haben in Baden-Württemberg und Bayern Nummern, die von den jeweiligen Landesdenkmalämtern vergeben worden sind. Für Baden-Württemberg kommen 30 und für Bayern 57 Anlagen hinzu, die per Luftbild entdeckt wurden. Diese sind zusätzlich mit einem L gekennzeichnet (**MH-L**). Leider geben französische Karten Viereckschanzen überhaupt nicht wieder. Im relevanten Bereich konnte ich vier Anlagen aus einer Karte von 1:5 Mio. herausrechnen. Hier bin ich gezwungen, mit Straßenkartenmaterial im Maßstab 1:200.000 zu arbeiten; topographische Karten soll es nur im Maßstab 1:25.000 geben. So sind die Indizien für meine These keltisch definierter Längengrade in Frankreich dünn gesät.

Bemerkenswert an dieser Aufzählung ist, dass auf beiden 5. Längengraden an gleicher Stelle, mit dem Rhein als Symmetrieachse, 6 bzw. 7 km nördlich der Belchen-Linie ein keltisches Oppidum liegt, wobei ich so frei bin und „Ruines gallo-romaines“ als Oppidum interpretiere. Dieses Ebenmaß halte ich für keinen Zufall, da ich schon zeigen konnte, dass keltische Oppida sich ins Netz aus Sonnwend-Linien einfügen [1999a, 42 f., Abb. 2].

Erläuterungen zu Abb. 1 (bezogen auf Belchen-Linie)

Westliche Längen:

- 1° Elsässer Belchen; 37 km südlich ein MH; 11,2 km nördlich eine Ermitage St. Joseph
- 2° (73,4 km w von 1): ein MH 14 km südl.; Fouilles gallo-romaines 11,4 km nördl.
- 3° (72,6 km w von 2): Monument mégalithique auf Belchen-L., 1,4 km östl. v. 3°
- 4° (71,9 km w von 3): nichts feststellbar
- 5° (74,3 km w von 4): Burgruine auf Belchen-L.; Ruines gallo-romaines 6 km nördl.
- 6° (74,3 km w von 5): ein MH 70 km nördl.; nach 7 km eine 14 km lange nordsüdl. Straße zum Schloss Rambouillet

- 7° (74,4 km w von 6): nichts feststellbar
- 8° (74,2 km w von 7): Beginn einer Sommersonnwend-L. zur Kathedrale von Le Mans
- 9° (74,6 km w von 8): Menhir de Pierre Frite, 14 km südl.
- 10° (74,4 km w von 9): nichts feststellbar
- 11° (74,4 km w von 10): Alignements de Kerzerho 21 km südlich, anschließend die 14 km lange Halbinsel Quiberon mit diversen Megalith-Monumenten; ein MH 28 km nördl., ein Tumulus 70 km nördl., ein Monument mégalithique 111 km nördl.

Östliche Längen:

- 1° Schwarzwälder Belchen; 36 km nördl. Burgruine Landeck; 84 km nördl. MH-L13 (Kehl); 111 km nördl. MH Hagenau (Elsass)
- 2° (73,6 km ö von 1): MH 55 (BW) auf B.-L.; 2,5 km südl. der Hohenkrähen; 6,4 km südl. der Hohentwiel; 55 km nördl. MH 25 (BW); 132 km nördl. Kloster Maulbronn
- 3° (74,0 km ö von 2): Schloss Wolfegg auf B.-L.; 21 km nördl. Burgruine Neideck (am 48.° n.B.); 68 km nördl. Ortschaft *Asch*; 88 km nördl. Dreimännersitz auf dem Michelsberg (Geislingen); 103 km nördl. staufischer Drei-Kaiser-Berg Stuifen; 111 km nördl. der Limes / **Asch** (Ascha, Aschau) – Asche: „da für das zugehörige lat. ara 'Altar' eine Grundbedeutung 'Brand(altar)' vorzusetzen ist, richtet sich der Blick auf den urzeitlichen Aschenplatz als Opferstätte" [Kluge].
- 4° (74,6 km ö von 3): 2,5 km nördl. der Fahenberg (Peilberg); 7,6 km nördl. der Frühmeißbogen (Durchmesser: 1,1 km); 11 km nördl. MH 138 (BY); 14 km nördl. MH 134(BY) mit Ortschaft *Asch*; 111 km nördl. MH 120 (BY).
- 5° (73,0 km ö von 4): Kelt. Oppidum (Fentbach) 7 km nördl. der B.-L.; 111,0 km nördl. Limes (Hadriansäule) bzw. 6 km nördlich Weyarner Linde; 111,3 km nördl. MH 50b (BY)
- 6° (72,6 km ö von 5): 2 km südl. der B.-L. Stoißer Alm (Teisenberg); 77 km nördl. MH 48 (BY); 112 km nördl. MH 46 (BY)
- 7° (76,0 km ö von 6): Südende Traunsee mit Ortschaft Trauneeck auf B.-L.; 108 km nördl. Dreisesselberg; 111 km Steinberg
- 8° (74,6 km ö von 7): Oisberg (von der Ybbs umflossen) auf B.-L.; 28 km nördl. *Heidwald* (Wald); 40 km nördl. Ardagger (Donau) / **Heidenburg**, -schanze, -stadt, -graben, -wall; volkstümliche Bezeichnung für vor- und frühgeschichtliche Befestigungen. Heidenmauer, volkstümliche Bezeichnung für vorgeschichtliche und römische Mauerzüge [Brockhaus, 8. Band].
- 9° (75,6 km ö von 8): Stuhleck (Peilberg) 27 km südl. der B.-L.; 111 km nördl. *Heidenstadt* bei Limberg
- 10° (75,0 km ö von 9): Mitte des Neusiedler Sees auf B.-L.; 22 km südl. Ortschaft Heiligenstein (Hegykö); 33 km nördl. *Heidentor*; 34 km nördl. Carnuntum (röm. Siedlung); 35 km nördl. Donau
- 11° (72,0 km von 10): Kathedrale auf dem Martinsberg (Györszentmárton) 29 km südlich der Belchen-Linie.

3. Das keltische Greenwich ist auch Ort einer Grundlinien-Vermessung

Da nun schon einmal diese lange Strecke quer durch Europa vorgestellt werden konnte – an Hand zweier imaginärer Linien, wie dem 48. Breitengrad und der Belchen-Linie – möchte ich die Gelegenheit nutzen und noch mit einer dritten Linie aufwarten. Sie bezieht sich auf den 48.° n.B. und setzt ihn in der Frühzeit als bereits installiert voraus. Diese dritte Linie würde bei heutiger Präzision der Messtechnik 52 km südlich des 48.° verlaufen. Sie kommt folgendermaßen zustande:

Wird auf dem 48.° in einem Punkt A eine Visurlinie der Wintersonnwende errichtet, und wird auf dem 48.° im Abstand eines Längengrades (rund 74 km) in einem Punkt B eine Linie nach Süden abgesteckt, so schneidet sich diese mit der Linie der Wintersonnwende rund 52 km südlich des 48.° in Punkt C. Diesen Sachverhalt beinhaltet auch das Belchen-System:

Punkt A = Elsässer Belchen, Punkt B = Schwarzwälder Belchen, Punkt C = Jura Belchen (Belchenflue).

Die Kelten haben diesem System eine zentrale Bedeutung zukommen lassen: Sie haben es m. E. zu einem keltischen Greenwich erhoben, und die 88 km lange WSW-Linie vom Elsässer zum Jura Belchen zur Basislinie für das über den ganzen süddeutschen Raum sich erstreckende Netz aus Sonnwend-Linien gemacht [1999a, 42 f., Abb. 2]. Ihr kommt somit der Rang einer 1. Linie zu, vergleichbar mit der Grundlinien-Vermessung in moderner Zeit. (Beispiel Baden-Württemberg: von Schloss Solitude nach Ludwigsburg = 14,7 km. Diese Vermessung ist im Komplementärwinkel zur WSW-Linie angelegt worden).

Eine bis jetzt gänzlich unerwähnt gebliebene WSW-Linie des großen Netzes ist die auf die 1. Linie folgende; sie fügt sich nahtlos ins Raster: vom Schwarzwälder Belchen über Waldshut zum Römerkastell Irgenhausen bei Pfäffikon (Kanton Zürich) nach 88 km. Diese 88 km entsprechen nur 96,7 % der wahren Messstrecke, da der Jura Belchen um 1,5 km zu westlich und um 1,0 km zu wenig südlich liegt. Somit besteht zwischen Jura und Schwarzwald Belchen eine Missweisung von 2°. Diese wurde von keltischer Seite ab und an reproduziert.

In der Entfernung von 47 bis 52 km südlich des 48.° gibt es auf dieser 22 x 74 km langen Strecke eine Reihe von interessanten Orten, die ich von West nach Ost auflisten will:

1) Die erste Möglichkeit überhaupt, geographisch gesehen, ist die Halbinsel Quiberon mit der Pointe de Percho bei 52 km südlich des 48.° 2) Carnac 48 km 3) Locmariaquer 48 km 4) Gavrinis 47,5 km 5) Monument mégalithique 51 km (16 km nnö Tours) 6) Mont Auxois/Alesia 51 km 7) Höllensboden (Knöringen), Peilberg des Blauen-Systems 49 km 8) Oppidum Gas-

werk (Basel) 48 km **9)** St. Chrischona, geostet mit Oppidum Gaswerk, 7,4 km entfernt = 1/10 des Meridianabstandes **10)** Augusta Raurica, gallo-röm. Stätte (Augst am Rhein) 51,5 km **11)** Daxenberg 1.024 m (5 km nördl. Bregenz) Peilberg der 3. östl. Linie, 49 km **12)** Aggenstein 1.987 m (11 km sw Füssen) 50 km **13)** Hohenschwangau/Neuschwanstein 49 km **14)** Geierköpfe 2.161 m (12 km östl. Reutte) Peilberg zur Mond-Straße südlich Münchens, 53 km **15)** Linderhof 47 km **16)** Kloster Ettal 47,5 km **17)** Guffert 2.195 m (10 km nördl. Sonnwend-G.) Peilberg der 5. östl. Linie, 49 km **18)** Wilder Kaiser 2.344 m, 49 km **19)** Watzmann 2.713 m, 50 km **20)** St. Bartholomä 50 km **21)** Hallstatt, keltische Nekropole („Hallstatt-Zeit“), 48 km **22)** Grimming 2.351 m, den die Römer für den höchsten Alpenberg gehalten haben sollen, 52 km **23)** Eisenerz, 51 km **24)** Kaiserschild-G. 2.084 m, Ausgangspunkt der 8. östl. Linie, 51 km **25)** Stuhleck 1.782 m, Beginn der 9. östl. Linie, 47 km **26)** Györszentmárton, berühmte Abtei, 49 km.

4. Siebzehn „Schanzen“-Reihen ergeben das Breitengradäquivalent

Konnten Breitengrade durch die Ermittlung der Höhe bekannter Sterne über dem Horizont schon seit der Antike ziemlich genau bestimmt werden, verhält es sich mit den Längengraden nicht so. Durch die Drehung der Erde um ihre Polachse gibt es in der Drehrichtung von West nach Ost keinen naturgegebenen Anfang und kein Ende. Während Breitenkreise Parallelkreise sind, laufen Meridiane an den Polen in einem Punkt zusammen. Das hat als Ergebnis, dass der Abstand der Meridiane voneinander in Richtung Äquator ständig zunimmt.

Nun erhebt sich die Frage, wie der reale Meridianabstand auf einem Breitengrad, z.B. dem 48.°, mit den Möglichkeiten des latène-zeitlichen Menschen, gemessen werden kann. Bevor ich zwei Mess-Modelle vorstelle, muss ich nochmals auf die Breitenkreise zurückkommen. Die Distanz zweier Breitenkreise zu kennen, ist die Voraussetzung für die Abstandsbestimmung von Längengraden. Dafür ist es notwendig, eine genau nördlich verlaufende Strecke von einem Breitengrad zum anderen herzustellen, wobei 111,2 km abgeschrieben werden müssen. Um für eine solch große Strecke die Fehlerquote gering zu halten, ist es wohl empfehlenswert, sie gleichmäßig zu unterteilen und diese Teilstrecken zu markieren. Diese Methode haben Kelten auf eindrucksvolle Weise angewandt.

In meinem Artikel von 1997 ging ich davon aus, spätkeltische Viereckschanzen seien samt und sonders Markierungen für bestimmte Sonnenaufgänge, die das Jahr über die naturgegebene Viertelung einer erweiterten, präzisen Achtelung unterwerfen. Da ich einen solchen keltischen Landschaftskalender südlich von München im Lkr. Wolfartshausen nachweisen konnte, ver-

mutete ich solche, regional eng begrenzt, über ganz Süddeutschland verteilt. Aber bereits 1998 stellte ich eine keltische „Mondstraße“ vor, markiert durch Viereckschanzen, die dem Azimutwinkel der nördlichen Großen Mondwende folgen, die aber nur alle 18 Jahre stattfindet. Damit war die Deutung von Viereckschanzen als Kalendermarkierungen bereits als zu enger Rahmen gesprengt. Bald stieß ich auf Schanzen, die sich weder der kalendarischen Gliederung eines Sonnenjahres noch den Mondwenden zuordnen ließen. Sie irritierten, und ich ignorierte sie erst einmal.

Jedoch die fortwährende, intensive Beschäftigung mit dem ungelösten Rätsel „keltische Viereckschanzen“, brachte allmählich ihre Struktur ans Licht. Die war mir durchaus aufgefallen, nur: Ich hatte sie als zu simpel abgetan. Keltische Schanzen finden sich nämlich häufig schlicht west-östlich aufgereiht oder – wenn auch seltener – nord-südlich orientiert. Schön und gut, könnte man sagen, da haben Kelten also ein paar Nordungen und eine größere Anzahl von Ostungen ausgeführt. Jedoch: Solche mit Viereckschanzen bestückten West-Ost-Linien finden sich in nahezu perfekten, regelmäßigen Nord-Süd-Abständen und sie können durch ganz Süddeutschland verlaufen (Abb. 2).

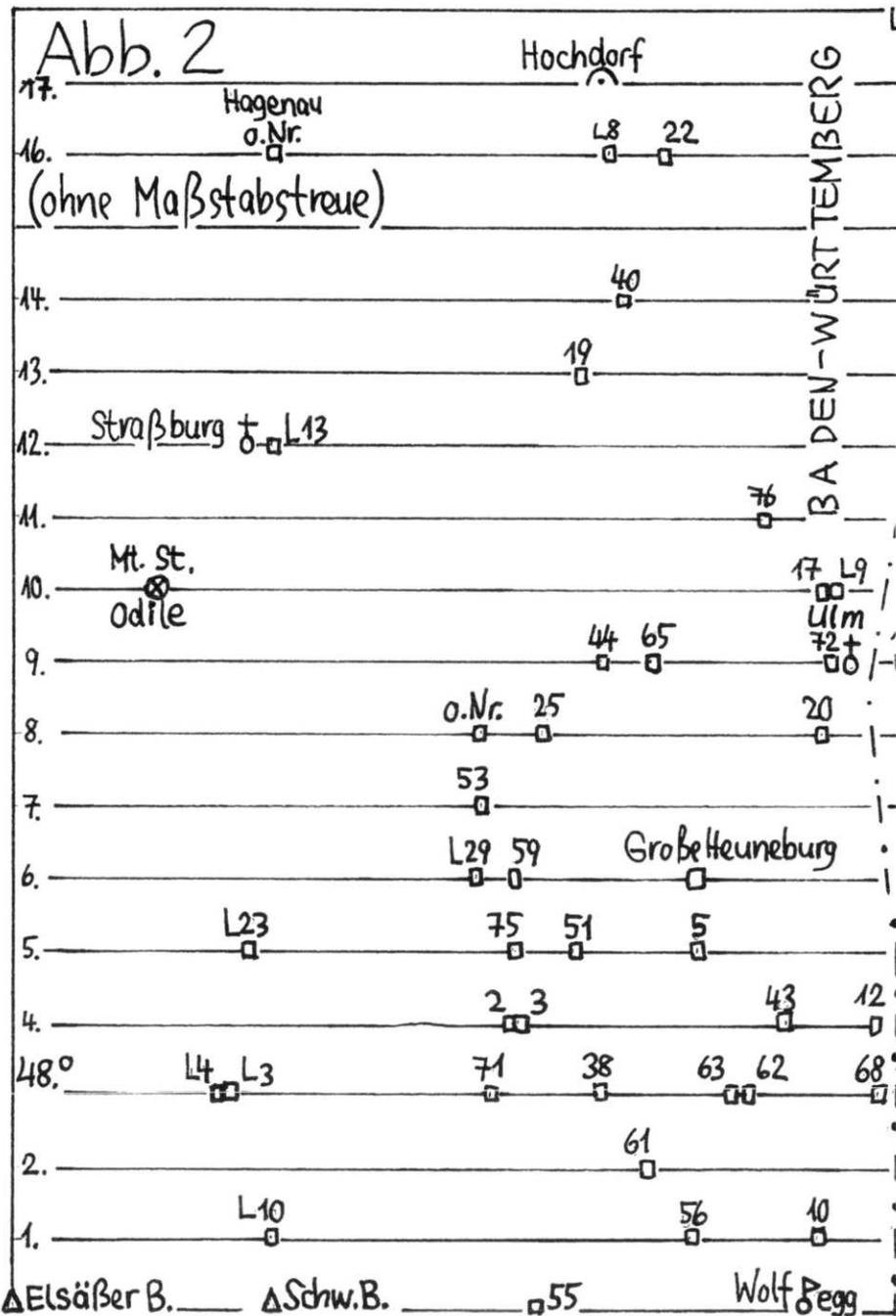
Die Entfernung dieser west-östlichen Schanzenreihen beträgt rund 7 km. Sie beginnen mit der Belchen-Linie und enden knapp nördlich des 49. Breitengrades. In diesem Gebiet befinden sich 249 ($\approx 87\%$) von insgesamt 285 Schanzen im süddeutschen Raum (inkl. 1 elsässischen und 3 oberösterreichischen, weil geographisch zugehörig). Von diesen 249 sind 103 Schanzen ($\approx 41\%$) an **19** solcher *west-östlichen Reihen* beteiligt. Die 57 per Luftbild erfassten Anlagen habe ich in dieser Statistik nicht berücksichtigt. Mir liegt nur eine Broschüre vor, in der 25 aus dem Großraum München veröffentlicht wurden. Wie sich der Rest von 32 Anlagen auf Bayern verteilt, entzieht sich meiner Kenntnis.

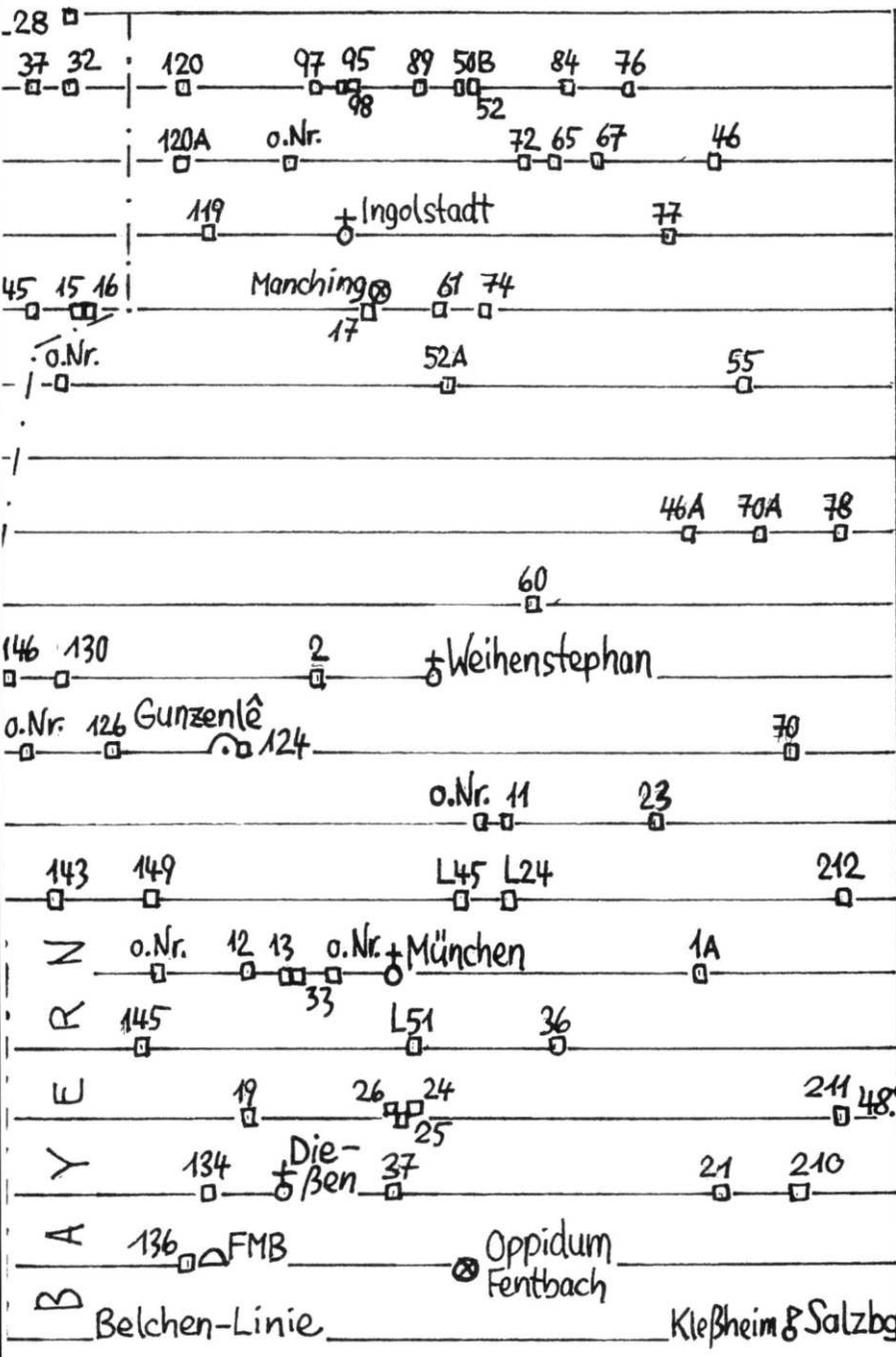
Damit ergibt sich eine neue Sicht auf die keltischen Schanzen. Sie entpuppen sich als Messpunkte der höheren Geodäsie, sind geodätische Messhöfe; mit oder ohne Kultschacht, mit oder ohne innen liegender Handwerksbetriebe.

Für die „Viereckschanzen“, ein Verlegenheitsbegriff der Landesdenkmalämter, die ich in ZS-Beiträgen zu Licht-Messhöfen (LMH) umbenannt hatte, ist von nun an aus meiner Sicht Messhof (MH) der passendere Begriff. Was die Bestückung der Reihen mit Messhöfen anbelangt, kann gesagt werden, dass die basisgebende Belchen-Linie mit nur einem einzigen Messhof aus dem Muster herausfällt; desgleichen die 19. Reihe.

Die 16. Reihe sollte sich im Abstand eines Breitengrades nördlich der Belchen-Linie befinden. Sie liegt im Abstand von 112 km und ist mit 9 Mess-

Abb. 2





höfen gut bestückt, erfüllt also die Bedingungen mit Bravour. Eigenartigerweise ist aber die 17. Reihe noch besser ausgestattet.

So ließe sich die 1. Reihe mit sechs Objekten, darunter der Frühmessbogen und das Oppidum Fentbach, zur Basislinie machen. In Ermangelung der Null bekäme sie die Ziffer 1, und die 17. Reihe würde somit den Breitengrad markieren. Dass es überhaupt 19 Reihen sind, lässt vermuten, die Kelten könnten sich noch anders besonnen haben und die Basislinie doch auf den 48. Breitengrad verlegt haben. Dann würde Reihe 3 zur 1. und Reihe 19 zur 17., den 49. Breitengrad markierenden Reihe. Weitere, mit Messhöfen gut versorgte Linien sind: die 3. (am 48.°) mit 9, die 5. (14 km nördl. des 48.°) mit 11, die 9. (42 km nördl. des 48.°) mit 8 und die 17. (98 km nördl. des 48.°, bzw. 14 km südl. des 49.°) mit 13 Objekten.

Bekannte Hügelgräber und Kirchen kommen auf folgenden Linien vor:

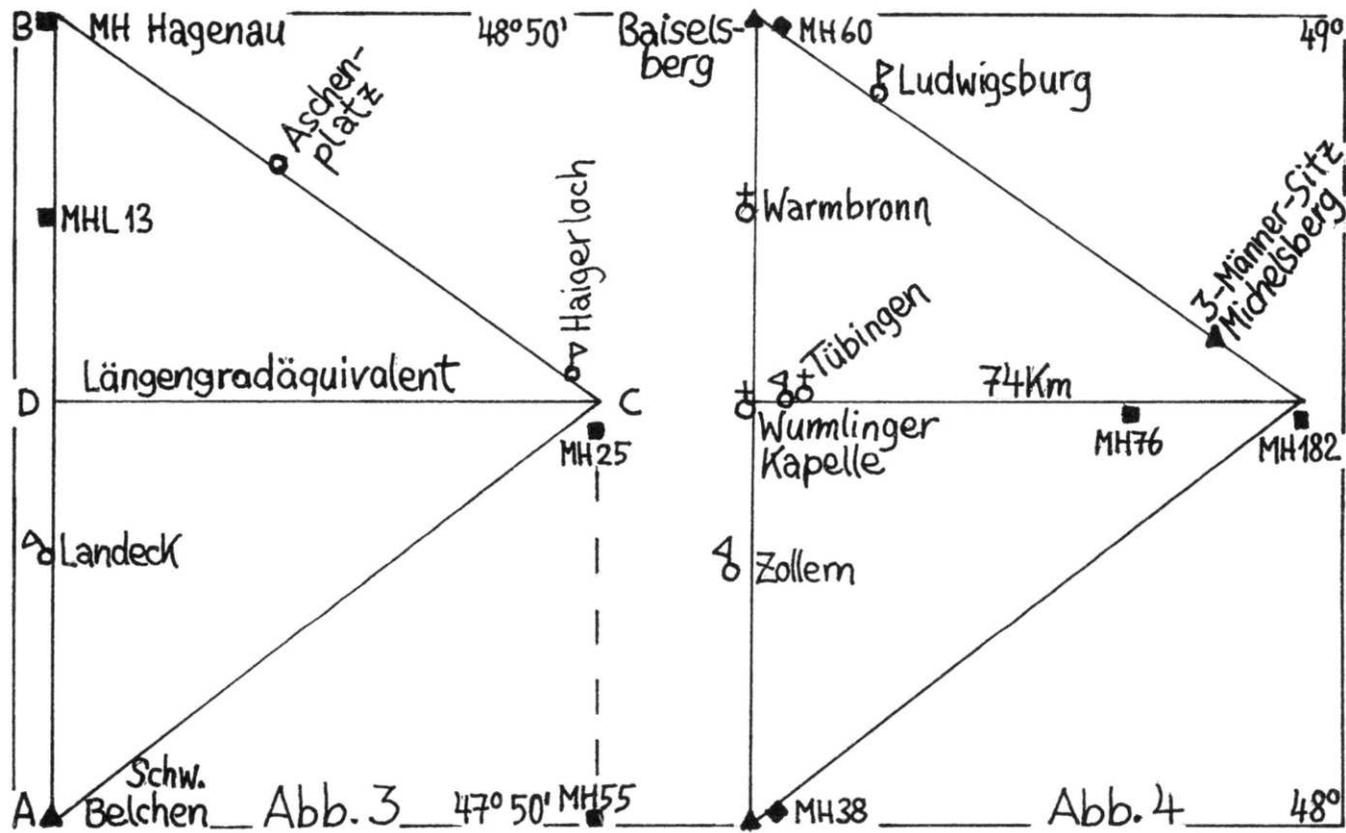
2. 7 km südl. 48.°: Stiftskirche der Andechs-Meraner Grafen in Dießen
5. 14 km nördl. 48.°: Liebfrauentempel München (geostet)
8. 35 km nördl. 48.°: kelt. Fürstengrab Gunzenlê, Lechfeld 5 km sö von Augsburgs Ulrichskirche (nicht mehr existent)
9. 42 km nördl. 48.°: Ulmer Münster, Weihenstephan
10. 49 km nördl. 48.°: Kath. v. Chartres, Hohenburg (Mt. St. Odile): kelt. Ringwall, röm. Oppidum, Kloster („um 680“)
12. 63 km nördl. 48.°: Straßburger Münster (auf röm. Kastell erbaut, +4. Jh.)
15. 84 km nördl. 48.°: Liebfrauenmünster Ingolstadt
17. 98 km nördl. 48.°: keltisches Fürstengrab von Hochdorf (Lkr. Ludwigsburg)
19. 112 km nördl. 48.° \approx 49.°: Kirchenburg Kinding, kelt.-röm. Radaspona (St. Georg/St. Emmeram) Regensburg

5. Zwei keltische Methoden zur Meridian-Bestimmung

Ist in der Landschaft eine strikt nach Norden ausgerichtete Linie von 111 bis 112 km markiert, können zur Längengrad-Bestimmung zwei Methoden angewendet werden. Druiden haben sie praktiziert, wie ich aufzeigen will.

Zuerst *die einfachere Methode* und ihre keltischen Beispiele:

Der Beginn der rund 112 km langen Strecke wird mit Punkt A, das Nordende mit Punkt B bezeichnet. In A wird die Visurlinie der Sommersonnwende und in B die der Wintersonnwende eingerichtet. Der Schnittpunkt beider Linien, in Punkt C, wird durch eine nach Westen verlaufende Linie mit der Nordung A–B verbunden. Diese Streckenlänge ist der Abstand zweier Meridiane auf der entsprechenden geographischen Breite.



Beispiel 1: Ausgangspunkt für die 112 km lange Nordung ist der Schwarzwälder Belchen (A). Schon nach 20 km befindet man sich in der Rheinebene, was die Markierung der Reststrecke sehr erleichtert haben dürfte. Nach 36 km folgt Burgruine Landeck (5. Messhof-Reihe), nach 84 km MH-L13 (12. Messhof-Reihe), nach 112 km MH Hagenau, Elsass (16. Messhof-Reihe). Auf dem Belchen wird eine Sommersonnwend-Linie und im keltischen Messhof Hagenau eine Wintersonnwend-Linie installiert. Sie kreuzen sich südöstlich von Schloss Haigerloch. Dieser Schnittpunkt ist messtechnisch die Lage des 2. Längengrades. Das wäre aber das Aus für die beiden ehemaligen Vulkane und hervorragenden Peilberge Krähen und Twiel gewesen, die 1 km zu weit westlich liegen. Der knapp nördlich von ihnen gebaute MH55 (BW) und der ebenfalls genau nördlich, 54 km entfernt gebaute MH25 (BW) zeigen, dass die Druiden sich für die Gestalt des Landes und gegen die exakte Messung entschieden haben.

Erwähnenswert ist noch ein Ort auf der Visurlinie der Wintersonnwendnamens *Aschenplatz*, 5 km nordöstlich der Hornisgrinde (Abb. 3).

Beispiel 2: Ausgangspunkt für die 112 km lange Nordung ist ein Hügel (Punkt A), der nur 0,35 km nördlich des 48.° und 4 km östlich der Donauversickerungsstellen bei Fridingen zu finden ist. Die Nordungslinie überquert nach 5 km die tief eingeschnittene Donau. Mit Wacht- und Raichberg werden hohe Berge der Schwäbischen Alb überquert, und der Zoller, besser bekannt als Hohenzollern, liegt nahebei, nur 1 km westlich der Linie. Auf halber Höhe der Nordung wird die Wurmlinger Kapelle erreicht, nach 84 km Warmbronn und nach insgesamt 111,5 km (0,55 km nördlich 49.°) der Baiselsberg mit Teufels-eck (Punkt B), 12,75 km östlich von Kloster Maulbronn.

Beide Sonnwend-Linien weisen nach kurzer Distanz Markierungen durch je einen Messhof auf: die SSW-Linie nach 3,3 km den MH38 (BW), die WSW-Linie den MH60 (BW) nach 3,8 km. Sie kreuzen sich auf der Alb, 14 km nördlich des Ulmer Münsters. Etwa 1,5 km südlich des Schnittpunktes liegt eine Schanze, der Klaus Schwarz [1959] die Nummer 182 gab. Dieser Messhof liegt auf gleicher Höhe mit dem 24 km westlich liegenden MH76 (BW) bei Westerheim (Albhochfläche) und der Stiftskirche mit Schloss Hohentübingen. Die 73,5 km (Abstand zweier Meridiane auf dieser Breite) entfernte Wurmlinger Kapelle auf der Nordungslinie liegt, topographisch bedingt, einen Kilometer zu südlich (Abb. 4).

Es mögen Zweifel aufgekomen sein, wie latène-zeitliche Menschen solche langen Strecken über Mittelgebirge hinweg messtechnisch bewältigen konnten und dabei erstaunlich präzise blieben. Unter anderem wird es daran gelegen haben, dass sie großes Geschick bei der Auswahl ihrer Strecken bewiesen. Ich erinnere an die vom Schwarzwälder Belchen ausgehende Nor-

dungslinie. Schon nach 20 km läuft sie aus dem Gebirge heraus und für den Rest der Strecke in der Rheinebene. Eine solch lange Nordung wäre vom Elsässer Belchen aus eine Tortur: die Messlinie bliebe von Anfang bis Ende im Gebirge. So ist auch die SSW-Linie bei Beispiel 2 gut ausgesucht: Der 811 m hohe Hügel für Punkt A trägt einen Aussichtsturm; es ist also auch heute noch eine lohnende Aussicht vorhanden. Von hier streicht die Visurlinie der Sommersonnwende auf der Gesamtstrecke von rund 94 km Länge über eine sich stetig abflachende Albhochfläche.

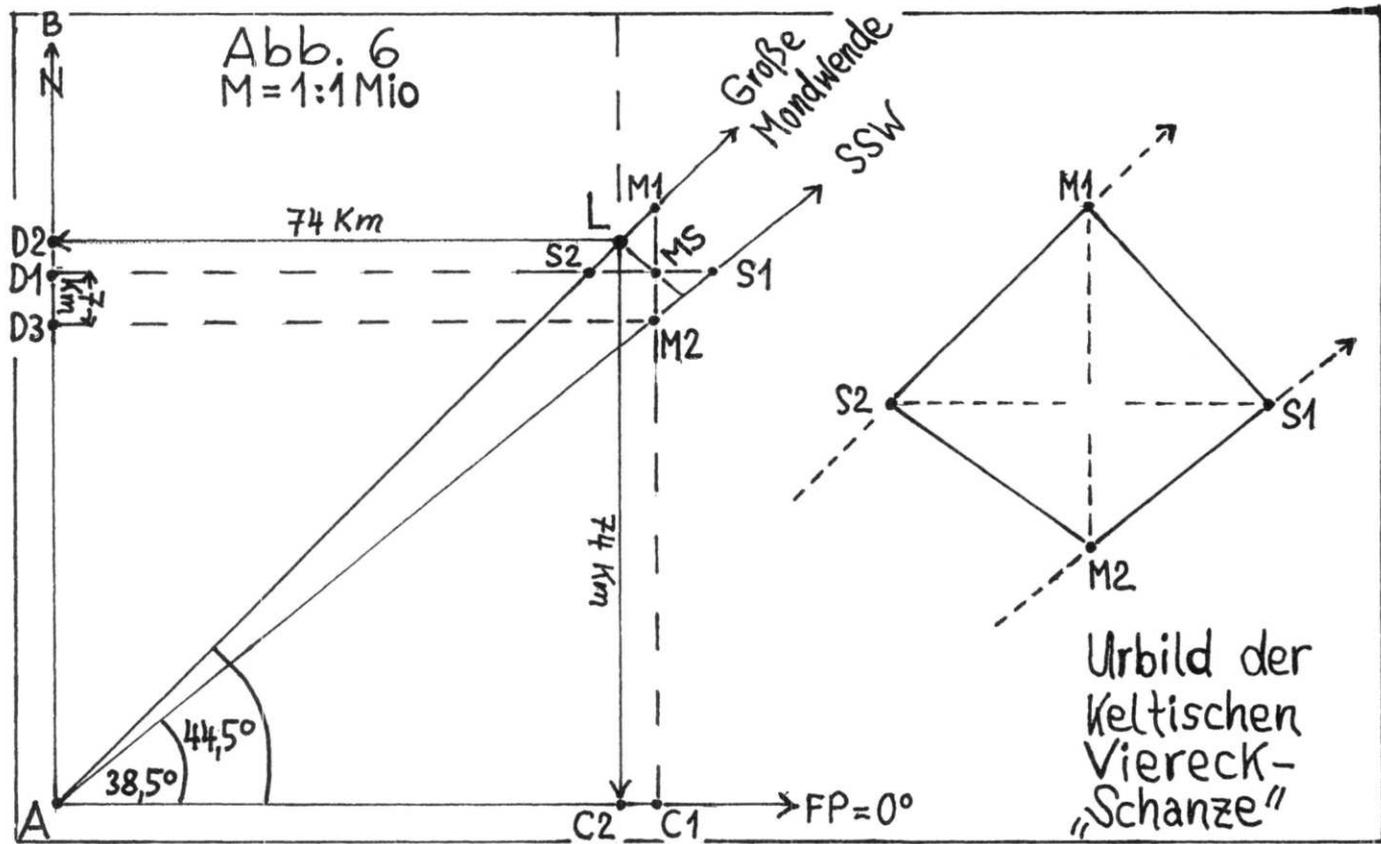
Die *zweite, schwierigere Methode* und ihre keltischen Beispiele:

Das Längenäquivalent der Breitengrade im Bereich von 41° bis 50° wird in einem Nachschlagewerk mit 111,2427 km angegeben. Kelten hatten für diese sperrige Zahl eine griffigere: 50 Leuga. Dieser Wert ist nur um 6,7 m kleiner als die modernsten Berechnungen (1 Leuga = 2,22472 km). Die 2. Methode der Meridianbestimmung beruht auf der Überlegung, die 50 Leuga lange Nordung auf die Visurlinie für die Sommersonnwende zu übertragen, also in Richtung des nordöstlichsten Aufgangsortes der Sonne. Eine weitere zugrunde liegende Überlegung bezieht den Mond mit ein. Er erreicht alle 18 Jahre am Horizontkreis einen noch um 6° nordöstlicheren Aufgangsort als die Sonne und 'sprengt' damit die Gleichförmigkeit des Sonnenjahres. Die beiden Himmelskörper erreichen ihre Extrema allerdings zu entgegengesetzten Jahreszeiten.

Aus dem Zusammenspiel von Sonne und Mond soll nun der Meridianabstand hergeleitet werden (s. Abb. 6). Beide Visurlinien haben den gleichen Ausgangspunkt (A), der auf dem 48. Breitengrad liegend gedacht werden kann. Die Sommersonnwende hat hier ein Azimut von $38,5^\circ$; die nördliche Große Mondwende von $44,5^\circ$ (Frühlingspunkt = 0°). Die Endpunkte der 50 Leuga langen Mond- und Sonnen-Visurlinien nenne ich **M1** (M für den Mond) und **S1** (S für die Sonne).

Von M1 aus wird eine Senkrechte von 79 km Länge auf Punkt C1 gefällt. Sie schneidet die SSW-Linie in Punkt M2. Von S1 aus wird eine Waagrechte von 87 km Länge nach Punkt D1 gezogen. Sie schneidet die Linie der Großen Mondwende in Punkt S2. So entstand ein Achsenkreuz zwischen den beiden Visurlinien im Geviert von M1/M2 und S1/S2. Den ungefähr mittig liegenden Schnittpunkt, eine 'Mixtur' aus Mond und Sonne, nenne ich **MS**.

Ich rekapituliere: Die Strecke M1–C ist 79 km lang, die Strecke S1–D aber 87 km. Ich postuliere: Das Maß für den Längengrad-Abstand ist so lange nicht gefunden, wie horizontale und vertikale Strecken von Sonne und Mond unterschiedlich lang sind. Da die Mond-Visurlinie mit $44,5^\circ$ fast präzis den rechten Winkel halbiert, liegt ein beliebiger Punkt auf ihr von der Senkrech-



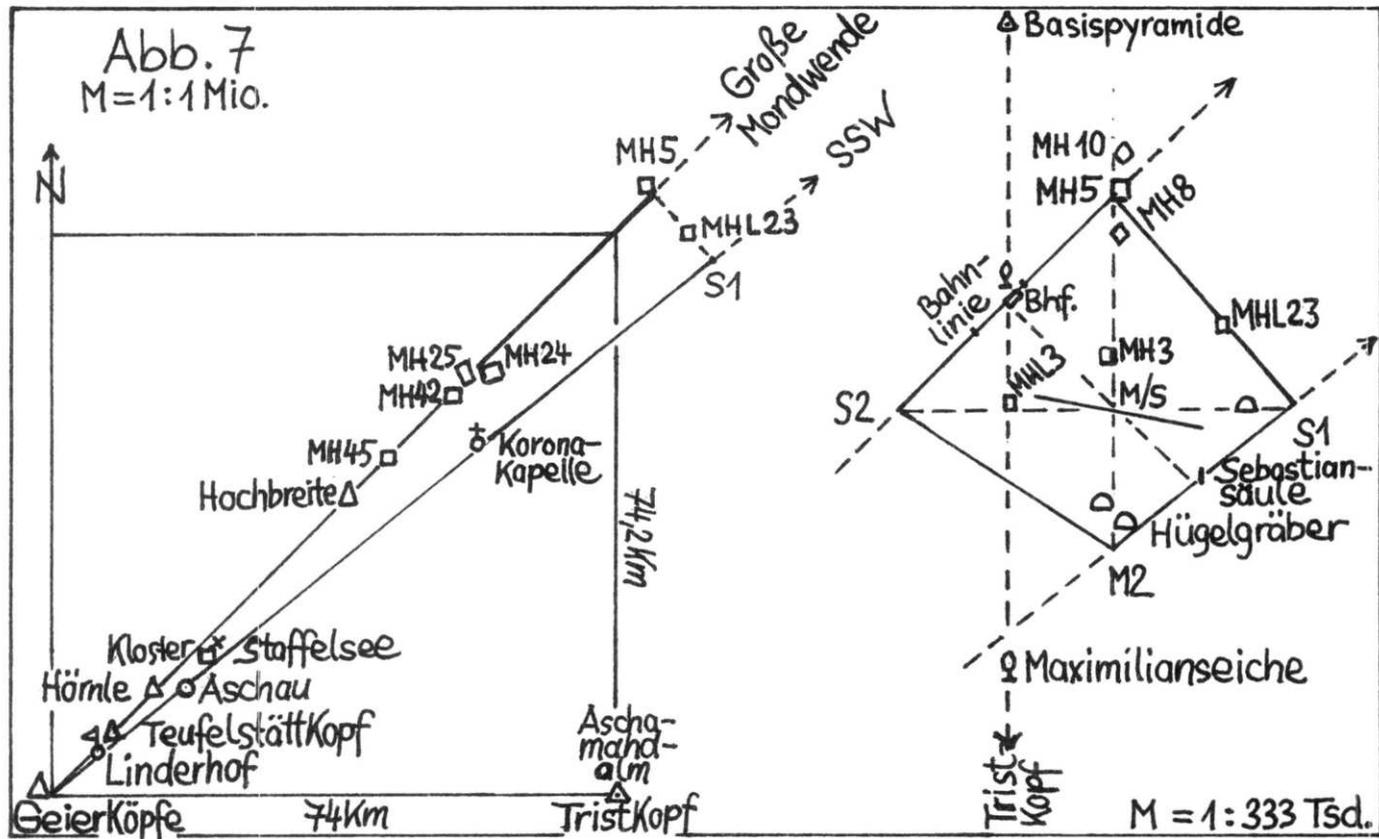
ten AB und der Waagrechten AC gleich weit entfernt (bis auf eine vernachlässigbare Größe). Folglich muss der gesuchte Punkt für die Längengrad-Bestimmung auf der Mond-Visurlinie zu finden sein.

Fazit: Ausgehend von der Visurlinie der Sommersonnwende wird durch den Punkt MS eine Linie in der Weise gelegt, dass sie die Streckenabschnitte S1-M2 und M1-S2 halbiert. Der gefundene Punkt auf dem Streckenteil M1-S2 ist von D2 ebenso weit entfernt wie von C2 und zwar rund 74,5 km, was dem heutigen, rechnerischen Wert bis auf rund 0,25 km entspricht. Somit erkläre ich den gefundenen Punkt auf der Mondlinie zum Äquivalent der Länge und bezeichne ihn mit L wie Längengrad. Die streckenhalbiierende Linie durch das Achsenkreuz M/S hat eine Länge von 11,1 km und stellt damit ein Zehntel des Abstandes der Breitenkreise dar. Die horizontalen Linien S1-D1 und M2-D3 liegen 7 km auseinander. Das sind jene sieben Kilometer, die die oben aufgeführten Messhof-Reihen als Abstand haben, wobei 17 Reihen die Entfernung zweier Breitengrade markieren. 7 km misst auch das längste Straßendorf Deutschlands: Königsbrunn, südlich von Augsburg, entlang der nnö orientierten Via Claudia. Außerdem entsteht durch die Lage der Punkte M1 und M2, S1 und S2 ein unregelmäßiges Viereck, das seinem Erscheinungsbild nach der Prototyp keltischer Viereckschanzen sein könnte, was die Form anbelangt. Was die Größe angeht: Bei einer Verkleinerung von 1:100 gehörte das Viereck dennoch in die Kategorie der überdurchschnittlich großen Schanzen, die in Süddeutschland 42 % ausmachen (ebenefalls Abb. 6).

Beispiel 1: Von den Ammergauer Alpen zur Münchner Schotterebene (Abb. 7). Ausgangspunkt sind die Geierköpfe in Tirol, die mit 2.161 m zum Hochgebirge gerechnet werden können, weshalb man sich fragen muss, ob Kelten so hohe Peilberge benutzt haben sollten. Hinzu kommt noch, dass die Geierköpfe aus Richtung der keltischen Visurlinien (Uffing, Staffelsee, Murnau) gar nicht zu sehen sind, da die Bergkette des Ammergebirges dazwischen liegt.

Aber die Geierköpfe, die jene 52 km südlich des 48. Breitenkreises liegen, wie auch Mont Auxois/Alesia oder Hallstatt, werden von einer Wintersonnwend-Linie tangiert, die vom 3. östlichen, keltischen Längengrad ausgeht, wo dieser den 48.° bei Eberhardzell mit Burgruine Neideck schneidet. Aus dieser Richtung sind die Geierköpfe sehr wohl zu sehen. Etwa von dem Ort Seeg aus, 28 km vor den Geierköpfen, zwischen Hohem Straußberg (1.933 m) und rechts im Hintergrund liegender Zugspitze. Also sind sie über diese WSW-Linie legitimiert. Von den Geierköpfen aus werden die Linien für Mond und Sonne anvisiert. In Richtung der Großen Mondwende gibt das Tal der Linder den Blick frei, über „Bei den sieben Quellen“ und „Bei den drei Brunnlein“

Abb. 7
M=1:1 Mio.



bis zum Schloß Linderhof, das etwa 0,35 km neben der Mondlinie liegt. Dann geht es hinauf auf die Gipfel des west-östlich streichenden Ammergebirges. Hier oben, in der Mitte zwischen Mond- und Sonnen-Visurlinie, liegt der Teufelstättkopf (1.757 m). Über das 0,5 km westlich liegende, gleich hohe Laubeneck führt die Linie des Mondes, und über den 0,75 km östlich der Mitte liegenden Pürschling (1.566 m) führt die Linie der Sonne. Nach Unterammergau, mittig zwischen den Linien, werden beide Visurlinien durch Berge gleicher Bedeutung begrenzt: durch die drei Hörnle und den dazu gehörigen Stierkopf (Vorderes Hörnle für den Mond; Stierkopf für die Sonne).

Den Hörnles des Stierkopfes vorgelagert sind *Aschler* Berg (Mond-Linie) und *Aschauer* Berg (Sonnen-Linie); unten in der Ebene liegt auf der SSW-Linie (Grafen-) *Aschau*. Dann nehmen beide Linien den Staffelsee in ihre Mitte, auf dessen Wörth (= Insel) einst das berühmte Kloster, angeblich sogar der Bistumssitz lag. Danach werden auch noch die Osterseen nördlich und südlich eingegrenzt.

Nach insgesamt 55,5 km, auf halber Wegstrecke erreicht die Mond-Linie die Hochbreite (702 m) über dem Loisachtal. Sie bildet zusammen mit dem 10 km nnö liegenden Ulrichshügel ein keltisches Orientierungssystem der Sonne, in das fast das ganze 'Nest' der östlich der Isar liegenden Messhöfe eingebunden ist [1997, 23.Abb.5]. Auf die Hochbreite folgen nach 7,4 km (!) MH45, nur 50 m südlich des 48.°, dann MH42, mit dem die [1998, 60 ff.] beschriebene „Mond-Straße“ von 37 km Länge und einer Breite von 2,224 km (= 1 Leuga) beginnt. Nach 1,35 km trifft sie auf die 450 x 550 m lange Umfriedung der „Doppelschanze“ MH25, genau dort, wo der westliche Wall dieses Vorhofes eine Öffnung aufweist und die Mondlinie sich mit einer durch den Vorhof laufenden „Römerstraße“ kreuzt. (Auch Römerstraßen sind nicht nur das, wofür man sie hält.)

Nur 0,9 km entfernt ist MH24, vom gleichen Typ und fast gleicher Größe wie MH25. Die Linie berührt nur die Nordwestecke der Vorhof-Umfriedung. Und nach insgesamt 111,35 km begrenzt MH5 die Strecke für die Längenbestimmung auf der mittleren „Mondstraßen-Linie“. Hingegen lässt sich der Ort für das Ende der SSW-Linie nur rechnerisch erfassen, bis auf einen Hinweis: Verbindet man die Endpunkte der beiden gleich langen Visurlinien, findet sich auf der rund 12 km langen Strecke der per Luftbild erfasste Messhof L23) – nicht ganz mittig, dafür aber präzise auf der 6. Messhof-Reihe.

Nach meinem Modell ist MH5 der Punkt M1. Punkt M2 findet sich über eine Nord-Süd-Achse, die über MH8 und MH3 mitten durch den Ebersberger Forst führt, fast bis an sein südliches Ende. Dort wird die Achse von zwei Hügelgräberfeldern flankiert. Über eine weitere Ansammlung von Hügelgräbern und eine Sebastianssäule geht es auf den Punkt S1 zu, der im Großhaa-

ger Forst liegt. Die Ost-West-Achse von S1 nach S2 wird von weiteren Hügelgräbern und dem MH-L3 bei Anzing gestützt. Dieser liegt in 2 Leuga Entfernung vom Schnittpunkt M/S, der von einer osö nach wnw kreuzenden „Römerstraße“ gebildet wird. Punkt L stellt der Bahnhof von Markt Schwaben dar, und die vorbei führende Bahnlinie verläuft hier auf einer Länge von 3 km genau auf der mittleren „Mondstraßen-Linie“.

Anzeichen für eine Markierung des Längengradäquivalents sind in beiden Himmelsrichtungen vorhanden. Nach Süden, 2 Leuga weit, wieder der MH-L3; nach weiteren 12 km eine Maximilianseiche.

Nach Norden, 1 km weit, ein als Naturdenkmal ausgewiesener Baum mir unbekannter Gattung: nach 7,5 km der Wallrest einer Schanze (ohne Nr.) bei einem Gehöft namens Burgholz.

Weitere 4 km nördl. findet sich westl. von Erding bei Aufkirchen eine Basispyramide. Sie markiert den Endpunkt der ersten bayerischen Grundlinienvermessung aus dem Jahr 1801. Ausgangspunkt war der 28 km entfernte Nordturm der Münchner Frauenkirche. Wie eigenartig, dass diese moderne Vermessungslinie dort endet, wo vor vielen Jahrhunderten eine keltische Längengradbestimmung durchgeführt worden war. Aber der Platz, auf dem die Frauenkirche steht, ist ja auch keltisch eingemessen. Ich darf kurz abschweifen: Der MH42, nur 50 m vom 48. Breitengrad entfernt und Ausgangspunkt für die mittlere der 3 „Mondstraßen-Linien“, nordet präzise die genau 7 Leuga (15,57 km) entfernten Türme des Domes.

Der berühmte MH41 von Holzhausen, jener mit gleich 3 Kultschächten, nordet präzise die genau 8 Leuga (17,8 km) entfernte Sendlinger Kirche oben auf dem Moränenzug der Isar. Von ihr führt eine SSW-Linie hinunter zum Nordturm der 3 km entfernten Frauenkirche.

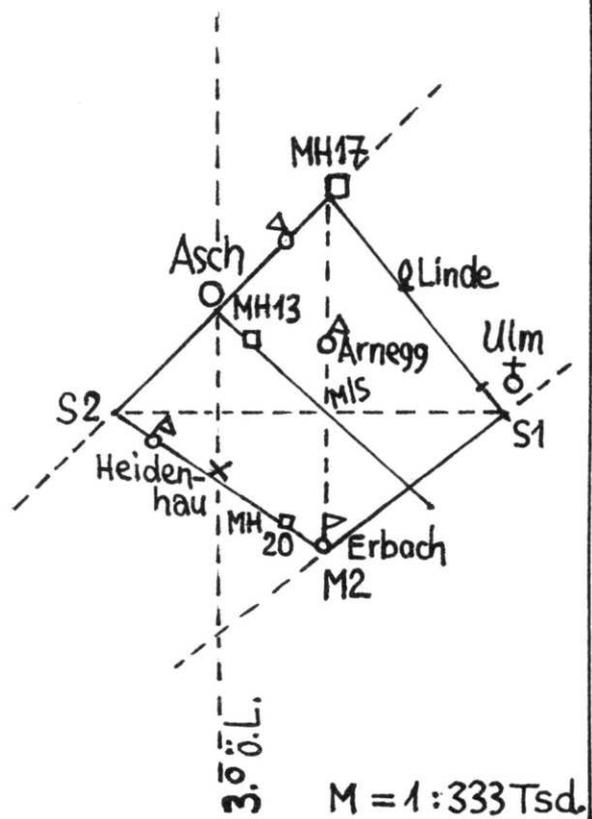
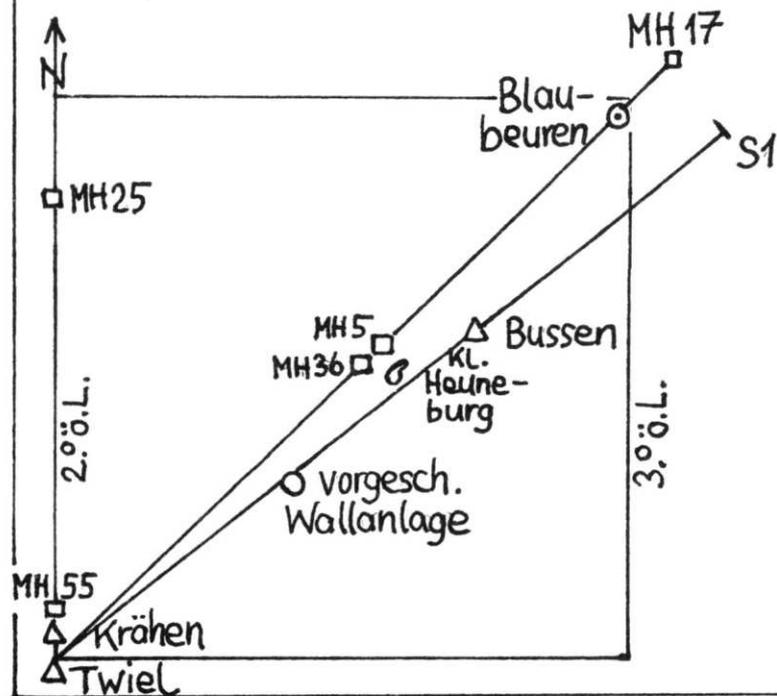
Zurück zum Bahnhof von Markt Schwaben und zum Punkt L: Zieht man von ihm aus eine 74,2 km lange Linie nach Süden, wird in Tirol eine *Aschamahd-alm* mit Ortschaft *Aschau* und ein Berg namens Tristkopf (1.405 m) erreicht, von dem aus die Geierköpfe 74 km westlich liegen.

Beispiel 2: Von den Hegau-Vulkanen zur Ulmer Alb (Abb. 8).

Ausgangspunkt für die Visurlinien ist der Hohentwiel. Als hervorragender Aussichtsberg bildet er zusammen mit dem Hohenkrähenden Peilberg für den 2. östlichen Längengrad. Nach rund 56 km (halbe Messstrecke) findet sich MH36 auf der Mondwende und schon rund 3 km danach MH5 [1999b, 572.Abb. 10]. Über Blaubeuren hinweg erreicht die Mond-Linie nach 111,2 km den Messhof 17, 11 km nordwestlich von Ulm auf der Alb.

Die SSW-Linie berührt nach 38 km eine vorgeschichtliche Wallanlage, knapp südlich des 48.°. An der Hallstatt-zeitlichen Kleinen Heuneburg zieht die Linie 1 km südöstlich vorbei und trifft 13 km später auf den solitär dalie-

Abb. 8
M=1:1Mio.



genden Bussen (767 m), der „Heiliger Berg Oberschwabens“ genannt wird und seit dem -5. Jh. besiedelt ist. Nach insgesamt 111 km trifft die Sonnen-Linie auf eine Schnellstraße im Ulmer/Neu-Ulmer Stadtgebiet. Ein 1,8 km langes Teilstück von ihr zeigt genau auf den Messhof 17.

Wenn MH17 nach Methode 2 der Punkt M1 ist, dann findet sich M2 südwärts über Burgruine Arnegg nach 16 km mit Schloss Erbach an der Donau. Wenn S1 der rechnerisch anvisierte Punkt unter der Schnellstraße ist, dann liegt M/S rund 8 km westlich im hochgelegenen Spitalwald. Punkt S2 könnte mit einer Hochfläche identifiziert werden, die Flurnamen hat wie Vordere und Hintere *Gleißenburg*. Von S2 nach M2 findet sich auf dem Kreuzungspunkt mit dem 3.° ö. L. der Flurname „Heidenhau“ (Hau = Wald) und der MH20. Wenn M/S besagte Höhe im Spitalwald ist, zeigt die entsprechende Linie nach 4,5 km auf MH13 und 1,5 km danach auf die Mond-Visurlinie im Schnittpunkt mit dem 3. östl. Längengrad, knapp südlich von *Asch*. (Schema der Methode 2 gibt vor: Punkt M/S–Punkt L = 6 km. Das Beispiel erfüllt diese Vorgabe.)

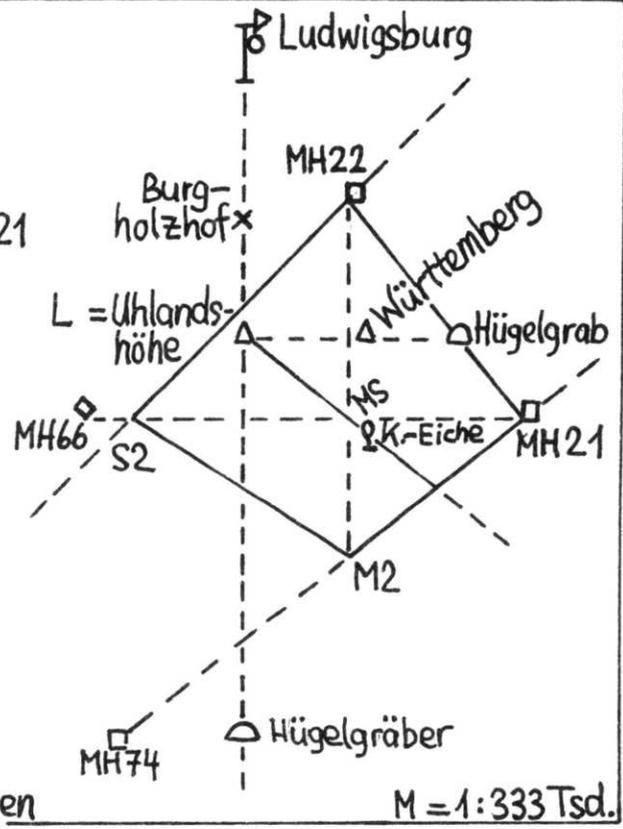
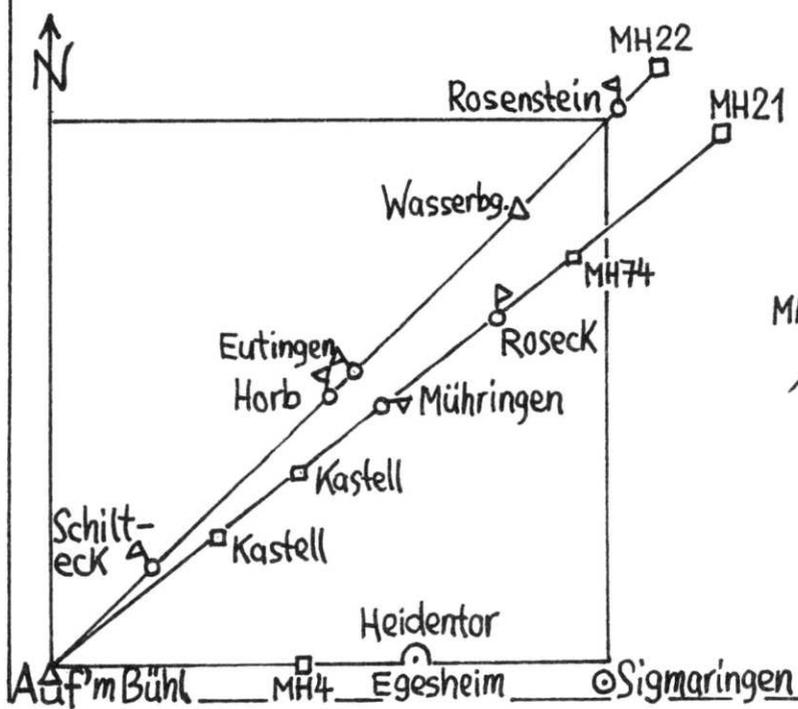
Beispiel 3: Von den Triberger Wasserfällen zum Württemberg (Abb. 9)

Ausgangspunkt der Visurlinien ist der mittlere Schwarzwald, der 1.021 m hohe Aufm Bühl bei Schönwald. Doch zuerst ein Blick in die Gegenrichtung der Mond-Linie, denn dort geht es spektakulär zu: Nach 1,5 km kreuzt die WSW-Linie vom elsässischen Odilienberg (keltische Ringmauer) zum Hohenkrähen bei einem *Straßwald* [1999a; „Das Netz aus Sonnwend-Linien“]. Nach nochmals 1,5 km folgt die Wasserscheide zwischen Rhein (Elz) und Donau (Kleine Breg). Nach weiteren 2 km, auf denen ein *Heidenbühl* und ein *Heidenschloß* zu vermelden sind, ist der Brend (1.150 m) erreicht. Von ihm aus geht es hinunter zum 18 km entfernten keltischen Oppidum Tarodunum bei Kirchzarten und hinauf zum 29 km entfernten *Blauen* (1.165 m; keltische Ringmauer), dem Peilberg für die nördliche Große Mondwende im Blauen-System, ausgehend vom 33 km entfernten Höllenboden, 14 km westlich von Basel.

Zurück zum 85 km entfernten Aufm Bühl und zur Beschreibung der Visurlinien: Von Beginn an wird, in Blickrichtung der Linien, der Schwarzwald stetig flacher. Mond- und Sonnen-Linie nehmen schon nach 1 km die Gutach ab Hölltal in ihre Mitte, die nach 2,5 km die Triberger Wasserfälle speist, die ebenfalls mittig zwischen den Linien liegen.

Die Mondlinie verläuft durch den Ort Triberg entlang der Gutach; die SSW-Linie über den Triberger Kapellenberg mit Ringmauer und Drei-Kaiserfels. Die Visurlinie der Großen Mondwende verläuft weiter über Burg Schilt-eck bei Schramberg, Schloss Horb, Burgruine Eutinger Tal (das ist die halbe Messstrecke), über den Böblinger *Wasserberg*, durch einen *Dachswald* bei

Abb. 9
M=1:1 Mio.



Stgt.-Vaihingen, die *Heidenklinge* bei Stgt.-Heslach, quert eine Straße namens „*Blauer Weg*“, verläuft mittig durch Stuttgarts Untere Schlossanlagen, über Schloss Rosenstein zum Cannstatter Kurpark und hinauf aufs Schmidener Feld, zum Messhof 22.

Auf dieser insgesamt 196 km langen Visurlinie des Mondes finden sich alle Begriffe versammelt, die ich bisher mit Mond-Linien in Verbindung gebracht habe: *Blauen, Straßwald, Wasserberg, Dachswald* und *Blauer Weg* [1998, 55, 63]. Die SSW-Linie setzt sich fort über das Römerkastell bei Waldmössingen (ein Viertel der Messstrecke), wo sich zwei Römerstraßen fast rechtwinklig kreuzen; nach 14 km das Römerkastell bei Sulz am Neckar und Burg Mühlingen (halbe Messstrecke). Weiter über einen römischen Gutshof bei Wendelsheim, über Schloss Roseck (auf dem 2. Längengrad) zum MH74 bei Waldenbuch. Knapp östlich des Stuttgarter Flughafens liegt an der Autobahn das Flurstück „Schanze“. Noch über den Neckar nach Eßlingen-Liebersbronn, und nach 111,0 km wird der Messhof 21 erreicht.

Dieses Beispiel ist ein Glücksfall: Hier gibt es am Ende der SSW-Linie für den Punkt S1 einen keltischen Messhof, den MH21. Damit ist die Lage von S1 unumstößlich klar. Und das Mess-System der Methode 2 wird in seiner Komplexität bestätigt! Weiter rechtfertigt es die Überlegung, ob die bereits geschilderten Beispiele nicht auch über Messhöfe am Ende der SSW-Linie verfügten, die entweder durch Überackerung (Beispiel 3) oder Überbauung (Beispiel 4) verloren gegangen sind. Der Punkt M1 ist der MH22. Der Punkt M2 liegt auf den Fildern, auf der Kreuzung zweier Feldwege zwischen einem Hummel- und einem Hungerberg, 1 km südwestlich des erwähnten Flurnamens „Schanze“. Auf dem Weg zum Schnittpunkt von M1 und S1, dem Punkt M/S kommt man an einer „Königseiche“ vorbei. Punkt M/S liegt 8 km westlich von MH21 auf einem Bergsporn namens Steinprügelwald, über dessen Rücken ein genordeter Weg verläuft. Er zeigt in Richtung des MH22.

Über den Stadtteil Sonnenberg wird der Punkt S2 erreicht, er liegt im erwähnten Dachswald. Wird diese Linie um 1,5 km verlängert, findet sich auf dem Universitätsgelände von Stgt.-Vaihingen der MH66. Nun kann Punkt L (wie Längengrad) festgelegt werden. Ein ehemaliger Feldweg zwischen den Dörfern Nellingen und Berkheim ist die Mitte der Strecke S1–M2 und zeigt über jene Königseiche in die Richtung von Punkt M/S, welcher 5,2 km entfernt ist. Zieht man die Linie durch M/S weiter, zur Mitte der Strecke von M1 nach S2, wird nach 5,5 km die Uhlandshöhe am Rand des so genannten Stuttgarter Kessels erreicht. Im Stadtplan findet sich noch ein weiterer Name, wohl der ursprüngliche Name der Uhlandshöhe: Hohengeren.

Die Peillinie durch Punkt M/S ist rechnerisch 11,1 km lang, reicht also über die Uhlandshöhe hinaus und hinunter in den Kessel, aber es fehlen 0,5 km, um die Mond-Linie im Mittleren Schlossgarten zu erreichen. Wo liegt

Punkt L also? In einem künstlichen See der einstmaligen königlichen Parkanlagen? Oder ist Punkt L das Neckartor? Oder ist der Ort für die Meridianbestimmung doch die Umlandshöhe? Vieles spricht dafür. So findet sich in 11,1 km = 1/10 des Breitengradäquivalents = 5 Leuga, über den Burgholzloch (ehem. Richtstätte) der Beginn einer genordeten Straße von 2,22 km = 1 Leuga, die Ludwigsburg mittig teilt. Die Nordhälfte dieser Straße wird durch das Schloss samt 'Blühendes Barock' flankiert. Ich werte dieses Straßenstück als Überbleibsel keltischer Messtechnik, wie auch das 14 km lange genordete, auf Rambouillet zuführende Straßenstück, welches auf 6. westl. Längengrad verläuft, keltisch ausgewiesen durch einen Messhof. Desgleichen die Fürstener Straße in München-Laim von 4,5 km = 2 Leuga. Sie zielt auf Schloss Nymphenburg, aber auch auf das Manchingener Oppidum und südlich auf den MH37a, onö von Wolfratshausen.

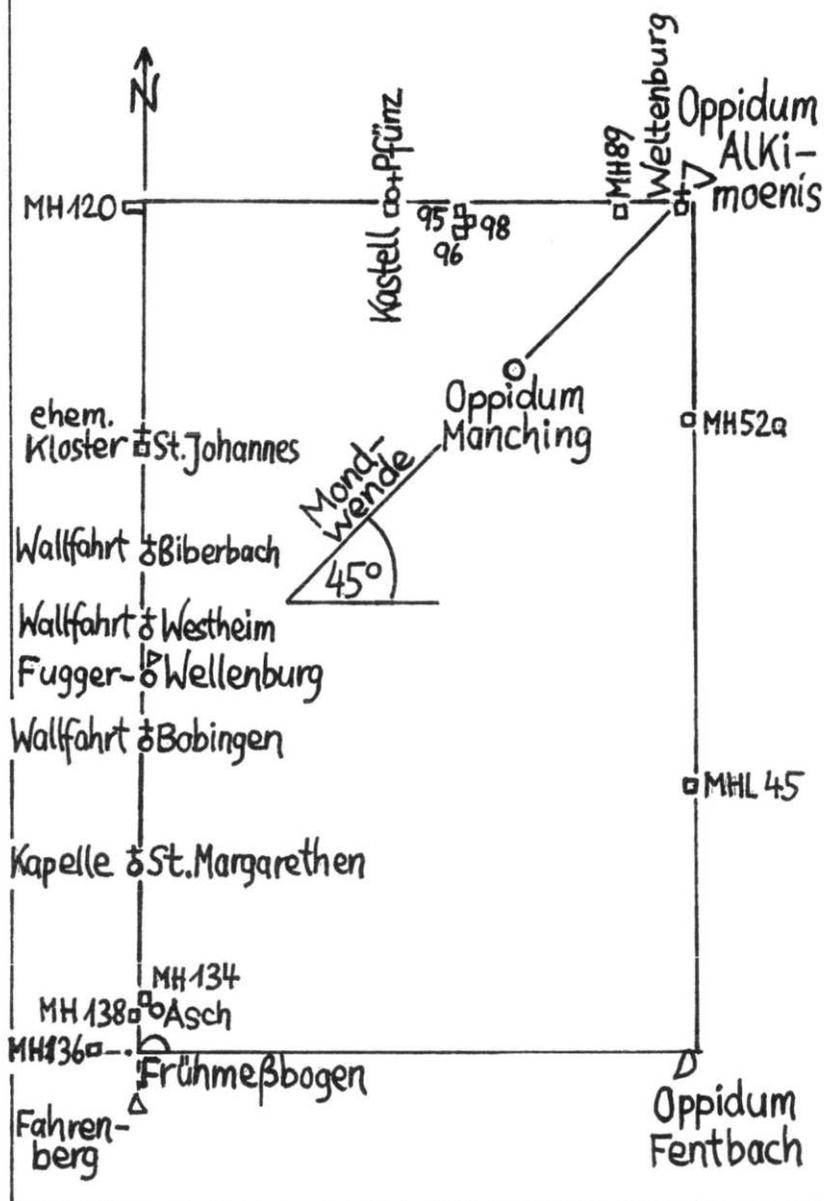
Aber das ist noch nicht alles: Zieht man die Linie von der Stuttgarter Umlandshöhe übers Neckartor weiter, kommt man nach 5,4 km zwischen Stgt.-Feuerbach und Weilimdorf auf einen Hügel mit vorgeschichtlichen Wällen. Nach weiteren 12 km trifft die Peillinie auf den Grabhügel des „Keltenfürsten“ von Hochdorf. Und: Von der Umlandshöhe aus, resp. Hohengeren (mit Sternwarte aus Königs Zeiten), liegt 5,3 km östlich auf dem Frühlingspunkt ein Roter Berg, resp. der Württemberg mit Grabkapelle.

Bedeutsam mag noch folgender Sachverhalt sein: Die Messhöfe 5 (BY), 17 (BW) und 22 (BW) aus den Beispielen 1 bis 3 sind die Endpunkte von Mess-Strecken auf der Visurlinie der Großen Mondwende. In MH17 und MH22 ist jeweils ein so genannter Kultschacht entdeckt worden, auch wenn der von MH22 mittlerweile als Brunnen angesehen wird. Der MH5 aus Beispiel 1 ist noch nicht untersucht worden. Ob diese Anlage auch einen Schacht aufzuweisen hat, wäre in diesem Zusammenhang von Interesse. Was MH5 aber vorzuweisen hat, sind so genannte Hochäcker, auch Hochackerbeete genannt. Es gibt sie entlang des Süd- und Ostwalles, und wie ich meine, in geringerem Umfang auch im Westen und Norden und sogar innerhalb des Messhofes. Die Autoren des Buches *Das Gold der Kelten*, darunter berufsmäßige Bergbauingenieure, sind der Auffassung, dass es sich bei diesen 3–4 m und 5–6m breiten Beeten mit ebenso breiten Zwischenräumen nie und nimmer um Äcker handelt, sondern vielmehr um Abraum der systematischen Versuche Gold zu finden.

6. Ordnung im geographischen Raum (Abb. 10)

In den Regierungsbezirken von Schwaben, Ober- und Niederbayern gibt es ein eindrucksvolles Beispiel keltischer Geodäsie. Eingepasst zwischen den 4. und 5. östlichen keltischen Längengrad reicht es von der 1. Messhof-Reihe (7

Abb. 10
 M = 1 : 1 Mio.



km nördlich der Belchen-Linie) bis zur 17. Reihe im Fränkischen Jura. Es umreißt ein Rechteck von 74 x 111 km. Gebildet wird es aus vier keltischen Bauwerken:

- der Frühmeßbogen, umgeben von einem Achsenkreuz der Messhöfe 136 und 138 und dem Fahenberg (830 m) als Peilberg;
- der MH120, 111,368 km nördlich der Basislinie des Frühmessbogens (0,125 km zuviel = 0,1 %) und 0,062 km zu westlich = 0,09 %)
- das Oppidum Fentbach (Medullum?), dessen Nordspitze sich auf gleicher geographischer Breite befindet wie die Basislinie des Frühmessbogens;
- das Oppidum Michelsberg (Alkimoenis) bei Kelheim mit seinem südlichsten Teil, dem Frauenberg, dessen südwestlichste Ecke vom idealen Messpunkt 1,4 km entfernt ist.

Bilden auf der Westseite des Rechteckes zwei künstliche Messeinrichtungen die Ecken, so sind es auf der Ostseite zwei Oppida, die aus fortifikatorischen Gründen topographisch optimal liegen müssen und nicht messtechnisch. Das Oppidum Fentbach liegt im günstigsten Fall 1 km zu weit westlich, der Frauenberg des Oppidums Kelheim 1,25 km zu weit östlich und 0,8 km zu weit nördlich. Aber: Der von Westen neun Kilometer lang im rechten Winkel auf die Donau zulaufende Limes, mit der Hadriansäule (von 1861, unter König Max II.) als Endpunkt, hätte auf der Ostseite der Donau exakt die geographische Breite für einen 111,2 km langen Meridian zur südwestlichsten Ecke des Oppidums Fentbach. Der Flurname dieses Gebietes lautet „Auf der Leite“. Erwähnen möchte ich an dieser Stelle noch einmal, dass auch der 3. östliche Längengrad vom Limes bei Kilometer 111 begrenzt wird. Es darf vermutet werden, dass der Limes nicht nur das ist, was alle glauben, dass er sei.

7. Süddeutschland als Plattform keltischer Erdumfangberechnungen

Wenn Druiden das mit Methode 1 und 2 festgestellte Längengrad-Äquivalent von rund 74 km als absolute Größe angesehen hätten, dann wäre ihre Erdumfangberechnung nur auf 26.640 km = 66,5 % der tatsächlichen Strecke gediehen. Da sie aber im heutigen Frankreich Messhöfe vom 50.° bis auf etwa den 45,5.° bauten, also über vier ganze Breitenkreise hinweg – in Süddeutschland aber nur über dessen zwei –, können sie durchaus, nein, müssen sie geradezu bemerkt haben, wie sehr sich die Azimutwinkel von Sonne und Mond dabei verändern und wie dadurch das Äquivalent der Länge zunimmt, nämlich um durchschnittlich 1,37 km je Breitengrad zwischen 40.° und 50.°. Weiter mussten sie bemerkt haben, dass die beiden von ihnen angewandten Methoden zur Bestimmung der Länge südlich des 47. und nördlich des 49. Breitengrades nicht mehr funktionierten. Methode 1 funktioniert m. E. im

relevanten Raum durch das besondere Verhältnis von 2 : 3 (74 : 111) zwischen Länge und Breite und von 1 : 2 zwischen Nacht- und Tageslänge zur Sommersonnwende, wie es so nur um den 48. Breitengrad vorkommt (Belchen-Linie). Methode 2 funktioniert nur, solange das Azimut des Mondes $45^\circ \pm 0,5^\circ$ aufweist. Zur Größenbestimmung ihres hauptsächlichlichen Lebensraumes erreichten sie damit eine etwa 99-prozentige Genauigkeit. Wenn die Druiden mit den Pythagoreern der Auffassung waren, es mit einer sich um die eigene Achse drehenden Erdkugel zu tun zu haben, deren Längengrade sich an den Endpunkten der Achse vereinen, dann lag der Gedanke nahe, dass eine Umfangsberechnung entlang des Meridians zu einem richtigen Ergebnis führen muss.

Kennt man die Entfernung zweier Breitenkreise, weiß man also, wie viel ein Grad nördlicher Breite in einem gebräuchlichen Längenmaß misst – dann ist eine Erdumfangsberechnung in der Längsrichtung zur Rotationsachse die Methode, die nichts mehr zu wünschen übrig lässt. Dann ist das Maß für einen Viertelkreis 50 Leuga \times 90 = 4.500 Leuga und das Maß für den Vollkreis 18.000 Leuga. Somit werden die siebzehn Messhof-Reihen zwischen Belchen-Linie und 49° n. B., bestückt mit 108 spätkeltischen Messhöfen, zur einzig richtigen der vorgestellten Methoden, die Kelten nachweislich für die Umfangsberechnung der Erdkugel angewandt haben. Die als Methode 1 und 2 vorgestellten Berechnungs-Anlagen beinhalten aber noch Aspekte einer Verknüpfung von Breiten- und Längengradbestimmung, die diesen Aufsatz über Gebühr verlängern würden. Gerne werde ich diese Aspekte und ihre konkreten keltischen Beispiele in einem weiteren Aufsatz zur Darstellung bringen.

8. Schlussbetrachtung

Die räumliche Einteilung des Kreises und des Erdballs in 360° soll bereits aus dem Babylon des -3. Jtsds. stammen. Sie hängt mit den 360 + 5 Tagen des Jahres zusammen. In China soll im -24. Jh. unter Kaiser Yao das Jahr zu 365,25 Tagen und der Erdäquator in die gleiche Zahl von Graden geteilt worden sein; außerdem auch in 16 Segmente. Eine Erinnerung daran ist die Strich- oder Kompassrose der Seeleute. Aber auch die Kelten kannten eine 16er-Teilung, nämlich die des Jahres in 16 Monate. So war es wohl nahe liegend, zur Erdvermessung zwischen zwei Breitenkreisen 16 Messreihen plus einer Basislinie aufzubauen. Die Verbindungen der Dimensionen von Raum und Zeit sind augenscheinlich mannigfaltig.

Am Ende angekommen, möchte ich diesen Aufsatz den unbekannt gebliebenen Mathematikern unter den keltischen Druiden widmen. Ihre 18.000 Leuga sind nur um 0,26 % zu groß gegenüber heutiger Berechnung.

Literatur

- Amann, Peter (1997): „Die Landschaft als keltischer Kalender“; in *ZS* 8 (3) 8-30
- (1998): „Blauen-Berge und eine keltische Mondstraße. Mondobservatorien zur Landvermessung“; in *ZS* 10 (1) 40-64
- (1999a): „Das Netz der Sonnwendlinien. Keltische Oppida und Messhöfe im süd-deutschen Raum“; in *ZS* 11 (1) 37-63
- (1999b): „Die Archivierung der keltischen Leuga in der Landschaft“; in *ZS* 11 (4) 560-578
- Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege (1996): *Archäologische Prospektion, Luftbildarchäologie und Geophysik*, Arbeitshefte Band 59; München
- Bittel, Kurt / Schiek, Siegwalt / Müller, Dieter (1990): *Keltische Viereckschanzen. Atlas archäologischer Geländedenkmäler in Baden-Württemberg*; Stuttgart
- Brockhaus = *Großer Brockhaus* (1931), Leipzig
- Förster, Otto / Spielvogel Gernot / Nägele, Gerhard (1997): *Das Gold der Kelten - ein historisches Abenteuer*; Stuttgart
- Haber, Heinz (1968): *Der offene Himmel*; Stuttgart
- Hoerner, Wilhelm (²1991): *Zeit und Rhythmus*; Stuttgart (¹1978)
- Kluge *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*; Berlin u. a.
- Mela, Pomponius (1994): *De chorographia libri tres. Kreuzfahrt durch die alte Welt*. Zweisprachige Ausgabe von Kai Brodersen; Darmstadt
- Meyers ([?]1994): *Handbuch Weltall*; Mannheim
- Schwarz, Klaus (1959): *Atlas der spätkeltischen Viereckschanzen Bayerns*; München
- Sobel, Dava (1996): *Längengrad. Die wahre Geschichte eines einsamen Genies, welches das größte wissenschaftliche Problem seiner Zeit löste*; Berlin

Legende

- BW Baden-Württemberg
BY Bayern
FP Frühlingspunkt (Tagundnachtgleiche)
M1 Endpunkt der Mondvisurlinie
MH: Messhof = keltische Viereckschanze
MS Mixtum aus Mond- und Sonnervisurlinie
S1 Endpunkt der Sonnervisurlinie
SSW-Linie: Sommersonnwend-Linie;
WSW-Linie: Wintersonnwend-Linie

Warum gibt es in der Toskana keine Dörfer?

Josef Hölzl

„Ohne Ihre Villenkultur sähe die Toskana anders aus. Denn weder (allein) ihr Licht, noch (allein) ihre Vegetation, noch (allein) ihre Kunst, ihre Kultur machen sie nördlichen Ländern – sagen wir, deutschen – so ganz und gar unähnlich. Die Struktur der Besiedelung prägt das Bild in weit stärkerem Maß als man sich das gemeinhin klar macht [...] Deutschland, um bei dem Vergleich zu bleiben, hat Städte und stadunabhängige Gemeinden. Der Toskana fehlen echte alte Dörfer, sie hat (fast) nur Städte [...], diese Staaten – und es waren viele, im 12. und 13. Jh. rund 75! – bildeten schließlich ein nahezu lückenloses Netz; »so kommt es, daß das Land fast vollständig unter (ihnen) aufgeteilt ist«, stellt Otto von Freising, Begleiter von Friedrich Barbarossa auf dessen Italienzügen, bereits 1157 fest“ [Bödefeld/Hintz 1991, 14].

Zunächst einige geschichtliche Eckdaten zur Region:

- ~570 Roma ab urbe condita
- ~550 Stadtkultur prägt das Leben der Etrusker, der Bund der 12 Städte war ihre wichtigste politische Institution.
- 59 Cäsar gründet Florenz, die rechtwinkelige Anlage ihrer Straßen (castrum romanum) bis heute erkennbar
- 5./6. Jh. Die alten Wurzeln der Stadtkultur kommen im Mittelalter zum Tragen.
- 568 Langobarden dringen unter König Alboin von NO in Oberitalien ein.
- 570 Lucca wird Hauptstadt des langobardischen Herzogtums Toscana.
- 572 Pavia wird Königssitz der Langobarden.
- 951 Otto I. besiegt Berengar von Ivrea. 962 Kaiserkrönung Ottos I. in Rom
- 964 Berengar wird gefangen genommen, Oberitalien unterworfen, die Marken Verona und Friaul werden zum Herzogtum Berengars geschlagen.
- 1002 Nach dem Tod Kaiser Otto III. wird Markgraf Arduin von Ivrea (von den Italienern) in Pavia zum König erhoben.
- 1036 Erste Auflehnung Mailands gegen den Kaiser
- 1056 Markgräfin Mathilde von Tuscanen beherrscht nach dem Tod ihres Vaters große Teile des ererbten Gebietes (Mantua, Modena, Ferrara, Reggio)

und unterstützt den Papst gegen den Kaiser. Jetzt beginnt nach traditioneller Lehre der Wettstreit um die Vorherrschaft im Imperium Romanum zwischen dem fränkischen Ost-Reich und Rom, zwischen Kaiser (*imperator et rex romanorum*) und Papst (*Pontifex maximus et servus servorum Dei*), der im Investiturstreit während der Salierzeit des 12. Jhs. seinen Höhepunkt erreicht. Aber schon im 10. Jh. scheint ein ähnlicher Konflikt zwischen dem ausklingenden fränkischen West-Reich, verkörpert in Cluny einerseits und dem päpstlichen Rom andererseits bestanden zu haben; damals aber wurde Rom noch von dem unter den frühen Ottonen zum Imperium Romanum erstarken den fränkischen O-Reich unterstützt [Hölzl 2002a]. Hier wie dort ging es um die innerkirchliche Vormachtstellung, ein Streit, der erst durch die Reformation und den 30-jährigen Krieg endgültig entschieden wurde.

Das langobardische Jahrhundert, das in (Nord-)Italien 568–964 die Phantomzeit umgrenzt bzw. ersetzt [Illig 1997, 2001], bringt nach den stürmischen Zeiten der West- und Ost-Goten und der byzantinischen Intervention noch keine Beruhigung oder Konsolidierung der Verhältnisse. Besonders das flache Land litt furchtbar und blieb weithin verödet. Die Stadtkerne überlebten aber vielfach und konnten zum Teil sogar an Bedeutung gewinnen, wie die Vorgänge um Pavia und Mailand deutlich zeigen. Ein wirklich funktionierendes Lehnswesen konnte sich erst später und auch dann nur gebietsweise, z.B. nördlich der Toskana bzw. im Tuscien der Markgräfin Mathilde etablieren. Bezeichnenderweise blieb die eigentliche Toskana um Florenz, Pisa bis hin nach Siena davon frei. Der Lehens- oder Landadel spielte namentlich in den Städten als kaisertreue Guelfenpartei während der vielen wechselhaften Kämpfe mit den päpstlich orientierten Ghibellinen eine Rolle. Für den wirtschaftlichen Aufstieg waren aber die Gewerbe und ihre Zünfte und hier vor allem der Handel und das Bankwesen maßgebend.

Toskanische Villegiatura

Die italienischen, insbesondere die toskanischen Städte konnten dank einer auf republikanischer Tradition ruhenden Verwaltung – noch im Sinne des römischen „*senatus populusque*“ funktionierend – einen Interessenausgleich herbeiführen und trotz immer wieder ausbrechender heftiger Parteikämpfe dauerhaft bewahren. Die daraus entspringende städtische Kultur vermochte sich gegenüber dem typischen Lehenssystem fremder Eroberer zu behaupten.

„Wichtig waren Mauern, kommunale Verwaltung und ein – wenn auch kleines – unterworfenes Umland. Bis heute prägen Städte Kultur und Landschaft der Region, Dörfer sind relativ selten höchstens einzeln stehende Bauernhäuser. Stadtbürger, nicht Landbewohner, sind die Toskaner [Pelz 1995, 18].

Das Lehenssystem war vor allem ein Rechtssystem, das die eroberten Länder mit ihrer unterworfenen Bevölkerung in den persönlichen Besitz des Königs und seiner Vasallen, d.h. des Adels und der Kirche (Barone, Bischöfe, Äbte) auf Lebenszeit verwandelte. Diesem System der bäuerlichen Leibeigenschaft konnten sich die oberitalienischen Städte – ein karolingisches Lehenssystem hat es nie gegeben – aufgrund ihrer Geschichte und Tradition entziehen. Städte wie Florenz, Lucca, Pisa und andere konnten dann ihr eigenes zivilisatorisches, d.h. auf Handel und Gewerbe und zuletzt auf Geldwirtschaft beruhendes Gesellschaftssystem aufrechterhalten. Die ersten Familien sicherten sich durch Grunderwerb in der Stadt und, ähnlich wie schon in der antiken Polis, auch im Umland ihren Herrschaftsbereich, den sie an die Land- und Teile der Stadtbevölkerung gegen „Mezzadria“ d.h. Halbpacht abgaben.

„Ihr verdanken wir nämlich die einzel stehenden, für die Toskana so typischen Bauernhäuser. Die Stadtbewohner, die den größten Teil des Landes in ihrem Besitz hielten, gaben ihren Grund und Boden für die halbe ('mezza') Ernte an die Bauern aus, die dafür ihre Arbeitskraft boten. Da jeder Bauer auch ein Gehöft zur Verfügung gestellt bekam, das möglichst nah an den Feldern liegen sollte, sieht man noch heute in der Toskana überall verstreut die 'poderi' (Bauernhäuser). [...] Nicht Dörfer kennzeichnen die Region, sondern hochgelegene Villen und in regelmäßigem Abstand einzelstehende Bauernhöfe“ [Pelz 1995, 12; Bödefeld/ Hintz 1991, 14].

Aus manchen dieser Einzelhöfe oder an ihrer Stelle hat sich später, als sich die städtischen Zustände reicher entwickelten, die berühmte toskanische *Villegiatura*, insbesondere die florentinische ergeben. Eine solche Villa stellt wiederum ganz im antiken Sinne und in antiker Tradition einen größeren, aus eigenständiger Baugesinnung hervorgehenden Sommersitz mit gepflegten Gartenanlagen und umliegenden Wirtschaftsgebäuden dar, zugleich Zentrum eines umfänglichen Landwirtschaftsbetriebes und -bereiches.

„Von 1427 an bis etwa 1469 haben die Medici für die damalige Zeit erstaunlich viel Grundbesitz mit Gehöften, mittelalterlichen 'Case da signore', ummauerte Gärten, Wiesen, Vignen, Wäldern und Feldern erworben und auf diese Weise einen großen Teil ihres Geldes zinsbringend angelegt. Ähnlich verfahren damals auch andere aus dem Volke hervorgegangene Edelleute (*nobili popolari*). Durch Handel waren sie in den meisten Fällen reich geworden. [...] Diese Umwandlung der gesellschaftlichen Verhältnisse verschärfte aber jedenfalls den Gegensatz zwischen Städter und Bauer. Mochte auch der nach langobardischem Brauch von dem *Factore* (*actor regis*) überwachte *Contadino* (*Colonus*) wie bisher dem uralten landwirtschaftlichen System der 'mezzadria' d.h. der Teilung der Ernte in zwei Hälften zwischen Gutsherren und Feldarbeiter, ein

erträgliches Dasein verdanken: Der überhandnehmende Großkapitalismus unterband für immer das Aufkommen eines selbständigen Bauernstandes. So gibt es denn noch heutigen Tages in Toscana keine Eigenhübner wie z.B. in Deutschland und anderwärts. [...] Jene monopolisierenden Possidenti konnten dann den zuweilen unerhörten Luxus im Bauen und der Lebensführung der Villegiatura entfalten" [Patzak 1913, 73].

Die Ursache dieses Landschaftsbildes, bedingt durch das weitgehende Fehlen von Dörfern, liegt also im Fehlen des Lehenssystems, das es weder in karolingischer Zeit noch später mit durchgreifendem Erfolg in diesen Gegenden gegeben hat. In Oberitalien, zum Beispiel in der nördlichen Toskana, im Tuscien der Markgräfin Mathilde, hat es ein solches erst im 11. und 12. Jh. vorübergehend gegeben. Aber auch hier konnte es sich gegenüber den Städten nicht durchsetzen.

Ganz anders aber war die Entwicklung in den deutschen Landen, ein ursprünglich von dichten Wäldern bedecktes, erst allmählich gerodetes und von Dörfern durchsetztes Gebiet. Es blieb bis in ottonische Zeit weithin stadtloses Land, noch in staufischer Zeit nicht einmal mit einer Hauptstadt, sondern mit einem zwischen wechselnden Pfalzen reisenden Kaiser. Allerdings bildeten sich doch um „Burg und Dom" [Spengler 1923, 701] Marktplätze und schließlich Städte. Hier gibt es auch erste Spuren von Kirchen.

„Es waren kleine einschiffige Saalkirchen mit schmalerem quadratischem Chor. In dieser Form breiteten sie sich im gesamten karolingischen Machtbereich aus [...] Wahrscheinlich waren die Wände dieses Kirchentyps über den Steinfundamenten zunächst noch in Holz oder Fachwerk ausgeführt [...] die Beispiele schlichter längsrechteckiger Saalkirchen mit eingezogenem Kastenchor scheinen zahllos gewesen zu sein" [Badenheuer 1964, 8].

Dazu gehören auch die Vorgängerbauten der nachphantomzeitlichen Großkirchen [Hölzl 2002c], die allerdings schon größer und im Aufgehenden von Stein waren, so die ergrabenen Vorläufer des Domes in Minden, in Münster (Abdinghofkirche), in Soest (unter St. Petri), in Höxter (unter St. Kilian) oder St. Viktor in Xanten.

War im Norden vom bäuerlich-dörflichen flachen Land aus über Burg und Dom, über Klöster und Abteien die Entwicklung zu Städten hin, vorzüglich an verkehrs- und strategisch günstig gelegenen Punkten zentripetal erfolgt, so verlief sie in Italien dank unternehmerischer und politischer Initiative der seit römischer Zeit ungebrochen vitalen Städte zentrifugal auf das umgebende und nährend Umland hin gerichtet. Noch heute lassen sich Spuren dieser Gegensätze erkennen; denn in den folgenden Jahrhunderten ging aus der Mezzadria – wie ähnlich schon in der Antike – schließlich ein besitzloses ländliches und

städtisches Proletariat hervor. Dagegen führte die Leibeigenschaft schrittweise zum Hübner, zum Bauern auf eigener Hufe und Scholle, was noch heute an der politisch progressiven (z.B. Romagna oder Toskana) bzw. der konservativen Ausrichtung der Landbevölkerung (z.B. Westfalen oder Bayern/Österreich) zu erkennen ist.

Literatur

- Badenheuer, Friedrich / Thümmler, Hans (1964), Romanik in Westfalen, Recklinghausen
- Bödefeld, Gerda / Hintz, Berthold (1991), Die Villen der Toscana und ihre Gärten. Kunst- und kulturgeschichtliche Reisen durch die Landschaften um Florenz und Pistoia, Lucca und Siena, Köln
- Hölzl, Josef (2002a), Bullen und Münzen vor, während und nach der Phantomzeit; Manuskript
- (2002c), Großkirchen vor, während und nach der Phantomzeit, Manuskript
- Illig Heribert (1997), „Zur Abgrenzung der Phantomzeit. Eine Architekturübersicht von Istanbul bis Wieselried, in ZS 9 (1) 97, 132-143
- (2001), „Langobarden, Juden, Astronomen und auch Aachen. Zum Frühmittelalter und der einschlägigen Debatte“, in ZS 13 (1) 108-131
- Patzak, Bernhard (1913), Palast und Villa in Toscana. Bd. II., Die Renaissance- und Barockvilla in Italien, Leipzig
- Pelz, Monika (1995), Toskana, München
- Spengler, Oswald (¹⁴1999), Der Untergang des Abendlandes, München (¹1923)

Prof. Dr. Josef Hölzl, A-1040 Wien, Schikanedergasse 2/10

Antikes und Karolingisches in Tirol

Alfred Tamerl

Der Primat der Schriftquellen ist so dominant, dass er auch nach jahrzehntelangen Erfolgen der Archäologie und Architekturforschung in keiner Weise angekränkt ist. Zuerst kommt die Urkunde, dann erst kommen die Ergebnisse der sich kurioserweise selbst so bezeichnenden Hilfswissenschaften. [Illig/Anwander 2002, 41]

Das Buch von Wilhelm Sydow mit dem Titel „*Kirchenarchäologie in Tirol und Vorarlberg*“ erschien 2001 und trägt den Untertitel „*Die Kirchengrabungen als Quellen für Kirchen- und Landesgeschichte vom 5. bis in das 12. Jahrhundert*“. Damit ist nicht nur der untersuchte Zeitraum genannt, sondern auch der Anspruch, den der Autor mit seinen Grabungsberichten verbindet.

Wilhelm Sydow leitete in den Jahren 1979 bis 1998 im Auftrag des Landesdenkmalamtes für Tirol die archäologischen Untersuchungen in mehr als 75 Kirchen von Nordtirol und Vorarlberg. Die einzelnen Grabungsberichte wurden zwar alle bereits publiziert, aber eine zusammenfassende Darstellung war um so mehr gerechtfertigt, als die gewonnenen Erkenntnisse nicht nur von lokalem Interesse sind, sondern auch Licht auf alle jene Gebiete werfen, in denen seit der römischen Antike eine eindeutige Kontinuität im Bereich zentraler Siedlungsräume festzustellen ist.

Die römische Vergangenheit Tirols

Das heutige Gebiet von Nord-, Süd- und Osttirol war seit Eroberung der Alpenländer durch Tiberius und Drusus (-15) Teil des römischen Imperiums und gehörte zu den Provinzen Rätien und Norikum. Die Via Claudia Augusta, schon in römischer Zeit eine der wichtigen Nord-Süd-Verbindungen, führte in zwei Ästen über den Reschen- und Brennerpass und verband Oberitalien mit der Provinzhauptstadt Augsburg (Augusta Vindelicum). Der Verlauf dieser Straßen ist weitgehend erforscht. Die westliche Route führte von Altino (Altinum) über Feltre, Trient, Bozen, Meran, Reschenpass, Nauders, Landeck, Imst, Fernpass, Füssen, Epfach (Avodiacum) nach Augsburg und bis zur Donau. Zwischen Nauders und dem Fernpass waren außer dem steilen Abstieg nach Altfinstermünz wegen der unwegsamen Talsohle drei Extremstrecken über Höhenrücken zu überwinden, trotzdem lässt sich eine stete Benützung dieser Straßenroute bis in die Spätantike verfolgen. Erst kürzlich wurde in Nauders bei Bauarbeiten ein römischer Meilenstein gefunden.

Die östliche Trasse über den Brenner zweigte bei Bozen (Pons Drusi) in Richtung Eisacktal ab, verlief aber zwischen Bozen und Klausen über den Ritten, also hoch über dem Tal, da die Eisackschlucht umgangen werden musste. In der Gegend von Brixen mündete die durch das Pustertal von Aquileja her kommende Straße ein. Nach dem Brenner ging es dann über Innsbruck-Wilten (Veldidena), Zirl, Seefeld und Garmisch ebenfalls nach Epfach und Augsburg.

Entlang dieser Trassen lassen sich eine stattliche Anzahl römischer Spuren feststellen: Meilensteine, Geleise im Felsen, Brücken, Wehrbauten, Zivilsiedlungen, der Prügelweg bei Lermoos, Münzfunde, Pferdeschuhe, Weihegaben, Altäre und Gräber. Armon Planta, Altstraßenforscher aus der Schweiz, stellte seine Beobachtungen im Gelände an. Er konnte den bis dahin nur rudimentär bekannten Verlauf des römischen Weges zwischen Reschenpass und Imst mit großer Sicherheit belegen [Planta 1980]. Trient (Tridentum) und Aguntum (bei Lienz in Osttirol) waren die beiden Municipien auf Tiroler Boden. Aguntum ging in der Völkerwanderung unter und wurde nicht mehr überbaut. Heute befindet sich dort die bedeutendste römische Ausgrabungsstätte des Landes.

Dass entlang der genannten römischen Straßen auch Reste von christlichen Kultbauten gefunden wurden, ist für die Historiker von großer Bedeutung, denn es gibt kaum schriftliche Nachrichten über diesen Teil der rätischen Provinz. Vereinzelt Nennungen von Bischöfen in verstreuten Quellen führten zur Ansicht, dass Trient, Chur und Aguntum bereits in der Antike kirchliche Verwaltungszentren waren. Ob Säben, die festungsartige Anlage auf einem fast unzugänglichen Felsen oberhalb des Städtchens Klausen (Südtirol), als Bischofssitz ebenfalls in die Antike zurückreicht, ist auf Grund der widersprüchlichen Überlieferung umstritten.

Die Untersuchungen der Archäologen sollten nun mehr Licht in diese an schriftlichen Quellen arme Zeit bringen. Dass dies nur zum Teil gelang, wird sich im Folgenden zeigen. Es gehört ins bekannte Bild, dass die Zeit vor 500 durch eine gewisse Dichte eindeutiger Bodenfunde dokumentiert ist, dass aber die vier Jahrhunderte nach dem Zusammenbruch des römischen Reiches in archäologischer Hinsicht verschwommen und undeutlich sind. Dass die schriftliche Überlieferung zwischen 614 und 911 keine glaubhafte Bestätigung im Boden findet, hat Illig in seinem neuen Buch über die archäologische Situation in Bayern wieder vor Augen geführt. Ist es in Tirol anders?

Das Bistum Säben-Brixen

1929 entdeckte Adrian Egger im Areal des Klosters Säben, im so genannten „Weingarten“, die Fundamente eines antiken Sakralbaues, der irgendwann im Frühmittelalter verfiel und später abgetragen wurde. Der Komplex wurde

1981/82 zusammen mit den Resten einer antiken Taufanlage in der heutigen Frauenkirche freigelegt. Die Kirche im Weinberg, die nach Ansicht der Archäologen vom 5. bis ins 7. Jh. in Funktion war, wird heute als Bischofssitz bezeichnet, obwohl der Bodenbefund diesbezüglich keine eindeutigen Hinweise liefert. Nach der Antike diente das Gebäude im Weinberg nur noch als Bestattungsort. Gefunden wurden Gräber mit schönen Beigaben, die von den Archäologen als germanisch klassifiziert werden. Ob die Bestatteten Christen waren, ist wahrscheinlich, aber nicht erwiesen.

Wenden wir uns kurz den schriftlichen Nachrichten über Säben zu. Während es für Trient einige wenige Hinweise auf ein antikes Christentum gibt, sind für Säben, ja für die gesamte Raetia II keinerlei schriftliche Quellen greifbar. Die *Vita Severini* nennt zwar einen Valentinus „Raetiarum quondam episcopus“ [Fontana/Haider 1990, 224], aber es ist nicht möglich, diesen Namen zeitlich oder örtlich einzuordnen. Ein hl. Valentin, dessen Gebeine in Passau ruhen, soll sein Grab ursprünglich in Mais bei Meran (im castrum Maiense/Zenoburg) gehabt haben, und *Venantius Fortunatus* (um 565) redet von Kirchen, die im Tiroler Raum dem hl. Valentin geweiht waren („Valentini templa“). Ob es sich dabei um den Bischof aus der *Vita Severini* handelt, bleibt unklar.

Im März 559 schreibt *Papst Pelagius I.* (die Historiker kennen nicht nur das genaue Datum des Briefes, sondern auch die genaue Regierungszeit dieses sonst kaum belegten Papstes: 556–561) an einen gewissen *Marcellus* „episcopus Sevoniensis“. Rom befiehlt Marcellus, er habe die vor den kriegerischen Ereignissen aus verschiedenen Regionen Italiens geflüchteten Priester aufzunehmen und ihnen Dienste zuzuweisen. Zudem möge er Mönche zu Priestern weihen, ohne dabei die Klöster zu leeren! [Fontana/Haider 1990, 230] Dieses Schreiben wirft plötzlich Licht in undurchdringliches Dunkel: Es gab in Säben also einen Bischof, dem der Papst etwas anschaffen konnte, und es gab in den Alpen neben Kirchen auch Klöster, welche Form diese auch immer gehabt haben mögen. Das alles trifft aber nur zu, wenn die Namensform „Sevoniensis“ als Fehlschreibung für „Sabionensis“ betrachtet wird und Papst Pelagius nicht fälschlicherweise mittelitalische Gepflogenheiten auf das Alpengebiet übertragen hat. Dazu Gelmi [1994, 19]:

„Da in dem Brief auch von mehreren Klöstern die Rede ist, dürfte es sich bei diesem Bischof Marcellus kaum um einen Bischof von Säben handeln, weil damals weit und breit um Säben keine Klöster bestanden.“

Nach diesen Einschränkungen breitet sich das Dunkel wieder aus.

„Kein Zweifel“ besteht hingegen an der Historizität des Bischof *Materninus von Säben*. Er hat an der *Synode von Grado* teilgenommen, die zwischen 572 und 577 stattgefunden haben soll. Betrachtet man den Überlieferungs-

das, so erkennt man, wie gering der Wert dieser Nachricht ist. Die Bischofsliste der Synode von Grado ist in das Protokoll einer Mantuaner Bischofsversammlung des Jahres 827 eingearbeitet und liegt nur noch in einer Abschrift des 15. Jh. vor! [Gelmi 1994, 19] Kein Original, nicht einmal ein gefälschtes.

„Besser bezeugt“ ist Bischof *Ingenuin von Säben*. *Paulus Diaconus* († angebl. 797) nennt ihn in seiner *Historia Langobardorum* (*Geschichte der Langobarden*) zweimal. Einmal als Teilnehmer der Synode von Marano im Jahr 590, ein zweites Mal als Vermittler zwischen Langobarden und Franken, zusammen mit *Agnellus von Trient*. Wie verlässlich ist aber Paulus Diaconus? Es besteht der begründete Verdacht, dass Paulus Diaconus als Autor eine Fiktion aus späterer Zeit ist und deshalb über die Verhältnisse der alten Zeit nur Sagenhaftes oder Erdichtetes bieten kann.

Ingenuin begegnet ein drittes Mal, im Jahre 591, dieses Mal in einem Brief der langobardischen Bischöfe an den byzantinischen *Kaiser Maurikios* (*Mauricius*) als „episcopus ecclesiae Secundae Raetiae“, also als Bischof von Raetia II, was den Historikern Kopfzerbrechen bereitet. Saß das kirchliche Oberhaupt dieser Provinz nicht in Augsburg? Wie dieser denkwürdige postalische Beleg auf uns gekommen ist, wird in den mir zugänglichen Geschichtsbüchern nicht vermerkt. Wir können ihn nur mit größtem Misstrauen betrachten. Aus dem genannten Material geht zudem hervor, dass Ingenuin als Arianer irrgläubig gewesen sei. Dennoch wird er, angeblich seit dem 10. Jh., in Tirol als katholischer Heiliger verehrt [Gelmi 1994, 19].

Nach diesen wenig vertrauenswürdigen Nachrichten hören wir erst wieder 769, also fast 200 Jahre später, von der Existenz des Bischofssitzes Säben. Mit Verwunderung nehmen die Historiker zur Kenntnis, dass Säben in wichtigen „Dokumenten“ des 8. Jhs. *nicht* aufscheint. Herwig Wolfram bemerkt dazu: „Nach 591 verstummen die Nachrichten über Säben; erst 769 wird der nächste Bischof zweifelsfrei bezeugt“ [Wolfram 1995, 99]. *Bonifatius* übergeht in seiner Diözesaneinteilung Säben mit Stillschweigen, in den Anweisungen von 716 und 739, die der Papst anlässlich der Einrichtung der bayerischen Diözesen über die Alpen geschickt haben soll, scheint Säben nicht auf. Eine höchst unverlässliche spätmittelalterliche Namensliste im Brixener Archiv nennt für diesen Zeitraum drei Bischöfe: *Johannes, Mastulus und Alim* (Riedmann: „wohl in dieser Reihenfolge“). Die Namen klingen nach Erfindung ebenso wie jener der bayerischen Adelsfamilie der *Huosi*, die unter *Tassilo III.* auch in Tirol (wohl nur in Urkunden) die Kirche reich beschenkte.

Über die Verhältnisse in Trient wissen wir allerdings noch weniger. Wolfram beurteilt die Situation folgendermaßen:

„Nach Agnellus [bezeugt 590] zählt der Bischofskatalog viele Namen auf, die – mögen sie nun echt oder falsch sein – keine ‘Geschichte’ haben. Erst

im 9. Jahrhundert wird der nächste Bischof einwandfrei als handelnde Person bezeugt. Trotzdem dürfte die Kontinuität der Tridentiner Sedes außer Zweifel stehen" [Wolfram 1995, 100].

Also erst 769 tritt wieder ein Bischof von Säben auf. Er heißt *Alim* und fungiert in der Gründungsurkunde des Klosters *Innichen* (769) als Zeuge. Wieder haben wir es mit einer Abschrift zu tun, sie findet sich im Traditionsbuch von *Freising*, das angeblich aus der ersten Hälfte des 9. Jh. stammt [Gelmi 1994, 32]. Aus einer anderen „Quelle“ wissen wir, dass Alim im Jahr 770 seinen Mitbruder *Arbeo von Freising*, einen gebürtigen „Südtiroler“, besucht hat. Weiters wird Alim als Teilnehmer der Synoden von *Dingolfing* und *Neuching* genannt, und er begegnet auch im Salzburger Verbrüderungsbuch des Bischofs *Virgil*. Die mangelnde „Historizität“ all dieser Quellen haben Illig und Anwander in ihrem neuen Buch hinlänglich dargelegt, und ich kann mir dazu weitere Ausführungen sparen. Alle diese Nennungen gelten aber den Historikern als Beweis dafür, dass Säben Bischöfe hatte, die schließlich ihren Sitz um 900 ins Tal nach Brixen verlegten.

Was lehrt der archäologische Befund? In Säben wurde nach 500 nichts Neues gebaut, aber auch der Brixner Dom hat vor der Romanik keine älteren Fundamente aufzuweisen. Prof. Riedmann, Historiker der Universität Innsbruck, vermerkt ausdrücklich: „Von den Baudenkmalern der früheren Zeit, etwa von der ältesten Brixner Kathedrale haben sich keine Spuren erhalten“ [Riedmann 1982, 49]. Die Zeit von 600 bis 1100 ist weder in Säben noch in Brixen archäologisch fassbar! Deutlicher kann man es wohl nicht sagen. Es liegt der Verdacht nahe, dass sich Brixen – möglicherweise erst im 15. Jh. unter der Leitung von *Nikolaus Cusanus* – eine würdige Vergangenheit zulegte, wobei die dichtende Klio zu wenig auf logische Zusammenhänge geachtet und natürlich auch nicht mit den systematischen Grabungen der Archäologen gerechnet hat. Die fundlose Zeit überschreitet sogar den Zeitraum, den Illig als imaginär erkannt hat.

Wie anderswo gibt es auch für Tirol Urkunden aus der Zeit der Karolinger. Verglichen mit dem überreichen Fundus von Freising oder Salzburg handelt es sich hier allerdings um eine fast verschwindende Menge. Aber auch diese wenigen Schriftstücke sind mit Blick auf die Phantomzeit besonders kritisch zu betrachten. Prof. Riedmann, der vom Herausgeber der „*Geschichte des Landes Tirol*“ mit dem Abschnitt über das Mittelalter betraut war, schreibt:

„Über die lokalen Gewalten an Etsch, Eisack und Inn in der karolingischen Epoche sind uns nur wenige Nachrichten überliefert. Von den Säbener Oberhirten dieser Zeit kennen wir zum Teil nur die Namen. [...] An

großen Kirchenversammlungen in Mainz 852 und Worms 868 nahm auch Bischof *Lantfried von Säben* (845-868) teil. Lantfried begab sich ferner nach Frankfurt an den Hof König *Ludwigs des Deutschen* und erbat sich ein Diplom für seine Kirche, in dem der Herrscher die Säbener Kirche und alle ihre Besitzungen in seinen besonderen Schutz nahm sowie ihr die Immunität verlieh. Dies bedeutete, daß auf dem Kirchengut der öffentlichen Gewalt des Grafen, des üblichen Stellvertreters des Herrschers, keine Wirksamkeit zukam.“ [Fontana/Riedmann 1990, 299]

Dieses Diplom – es ist unsicher, ob es 845 oder 848 ausgestellt wurde – ist die Grundlage für den Beginn des geistlichen Fürstentums der Brixener Bischöfe. Es handelt sich um die älteste Original-Urkunde der Tiroler Geschichte. Es ist noch nie jemandem in den Sinn gekommen, ihre Echtheit anzuzweifeln.

Bischof Lantfried begegnet uns kurz später noch einmal: Papst *Nikolaus I.* (858–867) richtet ein „scharfes“ Schreiben an den Salzburger Erzbischof *Adalwin*. Lantfried war trotz Ermahnung durch Mitbrüder nicht von seiner Jagdleidenschaft abzubringen, und zudem hatte sein unsittlicher Lebenswandel Ärger erregt! Wir hören später nichts von einer Absetzung Lantfrieds, die Strafpredigt scheint gewirkt zu haben, er scheint in sich gegangen zu sein. Oder hat hier bloß jemand unter Beweis stellen wollen, dass Säben zum Metropolitanverband von Salzburg gehört? Schließlich hätte der Papst den unwürdigen Bischof selbst ermahnen können! Wozu der Umweg über Salzburg? Freilich war das Jagen der Oberhirten ein notorisches Fehlverhalten, das sich über die Jahrhunderte hinzog. Hatte doch schon Bonifatius das Jagen der Bischöfe angekreidet; die gebildete Frau im Gespräch des Erasmus kritisiert die Jagdlust der geistlichen Obrigkeit immer noch, nach 1500. Da war man offensichtlich jahrhundertlang ganz machtlos. Es könnte natürlich anders gewesen sein: Die Kritik am Verhalten der kirchlichen Oberhirten war ein Thema, das erst im Vorfeld der Reformation nach den Konzilien von Konstanz und Basel aufkam. Die fraglichen Urkunden könnten aus dieser Zeit stammen.

Wie wirkungslos aber in alter Zeit päpstliche Verweise waren, wird deutlich, wenn wir das nächste „Dokument“ näher betrachten! Es wurde etwa dreißig Jahre später von König *Arnulf* ausgestellt, und wir stellen erstaunt fest, dass der Kaiser in der Jagdleidenschaft seiner Bischöfe offensichtlich nichts Unchristliches sah. Der Herrscher bestätigt 893 in der „damaligen bayerischen Hauptstadt Regensburg“ dem Bischof *Zacharias von Säben* (890–907) das Jagdrecht in einem dieser Kirche gehörenden Forstgebiet! Der eine Bischof wird wegen seiner Jagdleidenschaft scharf zurechtgewiesen, der andere verfügt etwa zwei Jahrzehnte später ohne moralischen Einwand über

ein Jagdgebiet, das so ausgedehnt ist, dass es „zum Rückgrat der künftigen weltlichen Herrschaft des Bischofs von Säben-Brixen werden sollte“ [Fontana/Riedmann 1990, 301].

Arnulfs Sohn, *Ludwig das Kind* (900–911), der letzte Karolinger, schenkt schließlich der Kirche von Säben den Hof „Prihsna“, also Brixen, wohin das Zentrum des Tiroler Bistums verlegt werden sollte. Bischof *Zacharias* und *mehrere andere bayerische Oberhirten* baten den noch unmündigen Herrscher im Jahre 901 um diese „milde Gabe“. Die angeführte Begründung: Der Bischofssitz im Gebirge hätte von Ludwigs Vorfahren noch keine Schenkung erhalten und außerdem sei Säben „durch die Sorglosigkeit seiner Oberhirten sehr verarmt“ [Fontana/Riedmann 1990, 301]. Verarmt? Riss die Jagdleidenschaft womöglich ein zu großes Loch in die bischöfliche Kassa?

Alle genannten Urkunden begründen die weltliche Macht der Brixener Bischöfe, und es werden noch weitere folgen, alle ausgestellt von deutschen Königen, die sich auf diese Weise angeblich den Weg über die Alpen nach Rom sicherten. Sie verliehen den Bischöfen von Brixen die Oberhoheit im Gebirgsland Tirol, das Münzregal und die Oberaufsicht über die Bergwerke, wenn man dieser schriftlichen Überlieferung Glauben schenkt. Für Trient ist die Immunität nicht belegt, und das Domkapitel von Verona beanspruchte dieses Privileg nur für vier Dörfer. Freising hingegen, dem das Kloster Innichen gehörte, herrschte über ein größeres Gebiet als Verona [Fontana/Riedmann 1990, 330]. Die Schreibwerkstatt von Freising war fleißiger als die von Trient oder Verona.

Als Kardinal *Nikolaus Cusanus* 1450 von Papst *Nikolaus V.* gegen den Willen des Domkapitels und ohne die übliche Zustimmung des Landesfürsten zum Bischof von Brixen ernannt wurde, kam es zum offenen Konflikt zwischen Cusanus und *Sigmund von Tirol*. Der aus dem fernen Rheingebiet stammende Kirchenmann legte dem Habsburger ehrwürdige Traditionsbücher und Urkunden vor und begründete damit den Anspruch der Bischöfe von Brixen nicht nur auf die weltliche Herrschaft, sondern auch auf die reichen Silber- und Salzbergwerke des Landes. Cusanus „fand“ die Beweisstücke im Brixener Archiv, und es ist unklar, ob sie vor seiner Zeit irgend jemand zu Gesicht bekommen hatte. Sigmund beschrift zuerst den Rechtsweg und konsultierte glänzende Gelehrte, unter anderem *Laurentius von Blumenau*, *Gregor von Heimburg* und *Johannes Pirckheimer*, den Vater von *Willibald und Caritas Pirckheimer*. Cusanus schleuderte gegen den Herzog den Bannfluch und verhängte 1458 über Tirol das Interdikt, ermutigt von seinem alten Freund *Enea Silvio Piccolomini*, der im selben Jahr als *Pius II.* den Papstthron bestieg.

Als Cusanus einen Wittelsbacher mit der Herrschaft in Tirol zu belehnen drohte, kümmerte sich Sigmund nicht mehr um die Urkunden, sondern er

nahm den Bischof kurzerhand gefangen. In seiner Notlage verzichtete Cusanus auf die maßlosen Forderungen, erklärte jedoch alles für ungültig, sobald er wieder frei war. In Rom wurde der gelehrte, fromme Mann wie ein Märtyrer gefeiert. 1464 starb der Papst, und bald darauf der streitbare Bischof. Die schönen Urkunden liegen heute noch vor. Es handelte sich schon zur Zeit des Cusanus um „längst verlorene Ansprüche“ [Fontana/Riedmann 1990, 493].

Niemand hat bis heute die Frage gestellt, ob nicht einzelne Schriftstücke, auf denen diese unerhörten Privilegien basierten, aus der Werkstatt des Cusanus stammten. Er besaß das Rüstzeug für ein derartiges Unternehmen! Er hatte noch vor *Lorenzo Valla* die Konstantinische Schenkung als Fälschung erkannt, er kam selbst in den Verdacht, ein Fälscher zu sein: Immerhin hatte er eine Serie von bis dahin unbekanntem Plautusstücken in einem Kölner Kloster „gefunden“ und nach Rom verbracht. Italienische Humanisten, z. B. *Antonio da Rho*, bezweifelten die Echtheit dieser Dichtungen [Speyer 1993, 31]. In den *Zeitensprüngen* [2002, 307] wurde dazu der unfreiwillig komische Ausschnitt aus einer Romanbiographie abgedruckt, in der ein gewisser Hans Künkel [1936] schildert, wie Nikolaus Cusanus in Köln im Schutt und Moder die verschollenen Schriften antiker Autoren findet.

Wie konnte es dem Papst überhaupt in den Sinn kommen, einem der gelehrtesten Männer seiner Zeit eine so undankbare Aufgabe zuzuweisen, indem er ihn unter Missachtung althergebrachter Gepflogenheiten zum Bischof der Diözese Brixen machte! Wollte Rom die Kontrolle über die Alpenübergänge und die Tiroler Bodenschätze in die Hand bekommen? Möglicherweise hat man einen ehrgeizigen „Fachmann“ mit dieser heiklen Angelegenheit betraut. Nikolaus Cusanus war ohne Zweifel in der Lage, fehlendes Urkundenmaterial zur rechten Zeit bereitzustellen.

Antikes Christentum

Begeben wir uns wieder auf festeren Boden, also zurück zu Sydows Buch: Es handelt zunächst von den römischen Funden. Ein Ergebnis kann nicht genug betont werden: In Tirol liegen die Reste der ergrabenen antiken Sakralbauten mit wenigen Ausnahmen direkt unter noch heute bestehenden Gotteshäusern. Hier war also der christliche Kult zwischen der Spätantike und unserer Zeit nie unterbrochen worden, auch nicht durch die „dunkle“ Zeit des frühen Mittelalters. Wäre ein Kultbau abgegangen und über mehrere Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte vergessen worden, hätte man Neubauten möglicherweise an anderer Stelle errichtet.

In Nordtirol kamen sechs antike Anlagen zutage: Innsbruck-Wilten (Velvidena), Ampass, Thaur, Martinsbühel bei Zirl, Pfaffenhofen und Imst. Die Identifizierung und Datierung dieser Baureste bereitet den Archäologen keine

besonderen Schwierigkeiten, denn es gibt genügend Vergleichsmaterial aus anderen Gebieten. Typisch für die christlich-römischen Sakralbauten ist der rechteckige Betsaal, der geostete Altarraum mit halbrunder Priesterbank, die Chorschranken (Berna) und die Solea (Verbindungsrampe zum Laiensaal), wie man es heute noch in Santa Maria in Cosmedin (Rom) sehen kann. Die Ostmauer war entweder gerade oder eine halbrunde Apsis. Unter dem Altarraum befand sich in zwei Fällen eine begehbare Reliquiengruft (Memoria), die halbrunde Priesterbank war in drei Fällen nachweisbar. Die antike Kirche von Wilten war 20 m lang und beheizbar. Ähnlichkeiten mit den Anlagen in Aquileja legen einen Entstehungszeitraum zwischen 400 und 500 nahe. Danach wurde über Jahrhunderte nichts Wesentliches mehr verändert.

Man beachte den archäologischen Befund: Die antiken Gotteshäuser Tirols waren bis zur Romanik, also sechs- bis achthundert Jahre mit geringfügigen Neuerungen in Gebrauch! Auch die antiken Chorschranken, die nach älterer Anschauung nach 600 abgekommen sind, waren um 1000 noch vorhanden. Erst in der Romanik (1100–1300) wurden die antiken Kirchen durch steinerne Neubauten ersetzt. Es widerspricht jeglicher Erfahrung, dass diese meist kleinen Gebäude über einen so langen Zeitraum den Ansprüchen einer wachsenden Christengemeinde genügen konnten. Die auf die Romanik folgende Neubauphase ist zwischen 1400 und 1500 zu beobachten, also ca. 300 Jahre später. Damals wurden in Tirol fast alle Gemeindekirchen umgebaut oder neu errichtet, ausgenommen die romanischen Klosterkirchen und die Kathedralen von Trient und Brixen. 300 Jahre sind ein glaubhafter Zeitraum.

In der Frühromanik waren die Chorabschlüsse grundsätzlich gerade. Runde Apsiden, sofern sie nicht in die Antike fallen, gelten zumeist als hochromanisch, aber wegen der Berücksichtigung der schriftlichen Überlieferung in manchen Fällen auch als karolingisch. Zu sehr fühlen sich die Archäologen immer noch verpflichtet, ihre Datierungen am Geschriebenen festzumachen. Auch Sydow ist hier keine Ausnahme. Dennoch weist er hin und wieder auf Unerklärliches hin. So vermerkt er z. B., dass sich die Bautechnik der Romanik nicht von der antiken unterscheidet. Die Mauern zeigen die bekannte römische Schalenteknik. Der Raum zwischen den beiden regelmäßig angelegten Steinlagen wurden mit einer Masse aus Mörtel und Steinen ausgefüllt. Wenn man bedenkt, dass in den unsicheren Zeiten der Völkerwanderung die römischen Verwaltungsstrukturen zusammenbrachen und die germanischen Einwanderer nur den Holzbau pflegten, so ist es schon bemerkenswert, dass nach jahrhundertelanger Pause immer noch nach altem Muster gebaut wurde. Sydow meint, die romanischen Kirchen in Tirol könnten von italienischen Mauern errichtet worden sein. Dass die Steinarchitektur der Romanik an die der Antike anknüpft, macht deutlich, dass die Zäsur nicht sechshundert oder gar achthundert Jahre gedauert hat.

Karolingische Holz- und Steinkirchen

Ein weiterer wichtiger Befund in Sydows Buch: Im Unterinntal, das wie das übrige Tirol Teil des römischen Reiches war, kamen *keine* antiken christlichen Kirchen ans Tageslicht. Dabei hatten die Archäologen mit diesem Gebiet hohe Erwartungen verbunden, denn für diesen Raum liegen frühe schriftliche Nachrichten vor. Der sogenannte *Indiculus Arnonis*, ein Güterverzeichnis des Salzburger Bischofs *Arn* vom Jahr 788, nennt in Tirol östlich des Ziller zehn Kirchen, von denen sieben untersucht wurden: Brixen im Thale, Erl, Kundl, Niederndorf, Radfeld, Zell bei Kufstein und Kirchbichl, wo man die Kirche von „Pirchnawang“ vermutet. Die Archäologen rechneten verständlicherweise an den genannten Orten mit frühen Vorgängerbauten. Die Grabungen waren aber eine herbe Enttäuschung. Die romanischen Anlagen hatten keine gemauerten sakralen Vorläufer, weder aus der Römerzeit noch aus dem 8. Jh. In einzelnen Fällen lagen unter den romanischen Kirchen zwar antike Mauerreste (Kirchdorf, Kössen, Münster), aber sie gehörten eindeutig Profanbauten an.

Hatten die karolingischen Kirchen des *Indiculus* keine Spuren hinterlassen? Das musste in höchstem Maße verunsichern. Nahe liegend wäre gewesen, den *Indiculus* zu hinterfragen. Hatte Salzburg irgendwann nach 1100 seine Gebietsansprüche zurückdatiert? Handelt es sich um eine gefälschte Aufzeichnung, die in einem Gebietsstreit mit der angrenzenden Diözese Säben/Brixen Zeugnis ablegen musste? Erstellte man das Verzeichnis zu einem Zeitpunkt, als in all den aufgezählten Orten bereits gemauerte Kirchen standen? Warum nennt der *Indiculus* in allen Fällen „*ecclesiae parochiales*“, also Pfarrkirchen, wo es die Pfarrsprengel, wie wir sie heute kennen, nach Ansicht der Historiker vor dem 12. Jh. noch nicht gab? Alles spricht dafür, dass der *Indiculus* eine Fälschung ist. Es müsste verunsichern, dass 58 % der Kirchen, die in Nordtirol archäologisch untersucht wurden, erst im 13. und 14. Jh. zum ersten Mal urkundlich genannt werden; darunter befinden sich die antiken Sakralbauten Ampass (1256), Imst (1352), Thaur (1237) und Pfaffenhofen (1301). Wilten scheint in einer auf 1140 gefälschten Urkunde aus dem 13. Jh. zum ersten Mal auf, und Martinsbühel wird trotz seiner exponierten Lage im Mittelalter überhaupt nie genannt.

Ich habe nirgends einen Hinweis gefunden, dass der *Indiculus Arnonis* angezweifelt worden wäre. Im Gegenteil: Die Archäologen haben sich bei der Datierung ihrer Funde – in einem Fall wider besseres Wissen – an dieser schriftlichen Überlieferung orientiert, statt sich auf ihr eigenes Urteil zu stützen. Sie entwickelten die Anschauung, die nicht gefundenen Kirchen seien allesamt aus vergänglichem Material, also aus Holz gewesen. Schließlich gab

es das eine oder andere Pfostenloch, das als Teil eines frühen mittelalterlichen Holzbaues gedeutet werden konnte. Sydow [2001, 66]:

„Unter den frühmittelalterlichen Gründungsbauten in Tirol sind, wie sich erst nach Sammlung sämtlicher Indizien herausgestellt hat, die Holzkirchen mit Abstand am häufigsten vertreten. Wenn die Befunde trotzdem so spärlich sind, liegt das oft an Planierungen, mit denen bei den im Gebirge fast durchgängigen Hanglagen der Platz für einen größeren Neubau hergerichtet wurde. Abgesehen davon sind Brandreste schon aus Gründen der Geruchsbelästigung in der Regel wohl möglichst vollständig entfernt worden, was auch leicht möglich war. Die dann noch verbliebenen geringen Reste früherer Holzbauten sind häufig durch spätere Eingriffe zerstört worden.“

Sydow sieht den Übergang von der Antike zum Frühmittelalter so:

„Über gut 200 Jahre wurden nach bisherigen Erkenntnissen in Nordtirol keine neuen Kirchen errichtet. Als dann in Zusammenhang mit einer neuerlichen Missionierung etwa ab 700 wieder Gotteshäuser gebaut wurden, wiesen diese weder in Grundriss noch in Bautechnik Verbindungen mit den frühchristlichen auf. Dies ist umso bemerkenswerter, als die Kirchen des 5./6. Jahrhunderts im selben geographischen Raum praktisch unverändert fortbestanden. Der Wandel deutet auf grundlegend neue Verhältnisse in der kirchlichen und seelsorglichen Organisation. Neben den neuen, meist von der Grundherrschaft abhängigen religiösen Zentren hielten sich die von der romanischen Bevölkerung getragenen, aus frühchristlicher Zeit überkommenen, wahrscheinlich sogar unter Beibehaltung des alten Ritus, bis in die frühe Romanik.“ [Sydow 2001, 66]

In der Romanik knüpfte man nach jahrhundertelanger Pause wieder an die römische Bauweise an!

Wenn alle Hinweise fehlten, datierte man mit Hilfe der C14-Methode. Man unterzog die gefundenen Skelette dem bekannten Test, der, wie Christian Blöss und Hans-Ulrich Niemitz [1997] aufgezeigt haben, nicht so sicher ist, wie noch so mancher Wissenschaftler annimmt. Das Ergebnis des in Tirol gefundenen Materials scheint die von den wenigen schriftlichen Quellen suggerierten Datierungen zu bestätigen.

In einem Fall (St. Ulrich und Afra, Filialkirche in Thaur) hat man einen Fensterstock und einen eingemauerten Balken einer dendrochronologischen Untersuchung unterzogen und den Fensterstock für karolingisch erklärt. Der eingemauerte Balken, der wohl eher aus der Erbauungszeit stammt als der Fensterstock, gehörte hingegen einer späteren Bauphase an [Sydow 2001, 98]! Obwohl sowohl der Baustil als auch das Patrozinium stützig machen, wurde die Filialkirche St. Ulrich und Afra karolingisch. Die Kirche war als Augsbur-

ger Besitz den beiden Stadtheiligen von Augsburg geweiht. Der Kult der hl. Afra geht vielleicht auf die Antike zurück, aber der 973 gestorbene hl. Ulrich wurde erst nach seinem Tod verehrt. Er kämpfte mit Otto I. in der Schlacht auf dem Lechfeld (955). Betrachtet man die Kirche von ihrer Architektur her, so kann man keinen Unterschied zur Romanik feststellen (Rechteckiger Betsaal mit Rundapsis, flache Decke).

Mangels eindeutiger Funde waren die Holzkirchen, deren Existenz nicht bestritten werden soll, für Tirol zunächst eine unsichere Annahme. Dann fand Sydow in Stams (Pfarrkirche neben dem 1273 gegründeten Zisterzienserstift) entlang der zwei romanischen Fundamente der ersten gemauerten Kirchen die Spuren regelmäßig angeordneter Pfostenlöcher, die tatsächlich einem hölzernen Vorgängerbau angehört haben mussten.

„In Größe und Grundriss schließt sich dieser Bau einer in der Schweiz, Süddeutschland und dem Land Salzburg verbreiteten Gruppe von Holzkirchen an.“ [Sydow, 2001, 67]

Es gab also in Tirol die karolingischen Holzkirchen, und deshalb waren also die im *Indiculus* genannten Gotteshäuser aus vergänglichem Holz! Kein Wunder, dass davon nicht viel oder nichts erhalten ist. Für Stams liegen allerdings keine frühen schriftlichen Nachrichten vor.

Wenn man die Zeitübersicht betrachtet, erkennt man das Problem deutlich: Nach der antiken Phase (5./6. Jh.) treffen wir in Tirol frühestens im 11. Jh. wieder neu errichtete Steinbauten an. Nach Ansicht der Archäologen wurde zwischen 500 und 700 überhaupt nichts gebaut, dafür ordneten sie, auf Grund schriftlicher Nachrichten, dem 8. und 9. Jh., also der Karolingerzeit, ziemlich viele Baureste zu, während das 10. Jh. wieder ziemlich fundlos bleibt. Von 35 Kirchen in Nordtirol setzte man in 24 Fällen eine Bauphase ins 8. Jh. Mehr als die Hälfte (13) dieser Anlagen war angeblich aus Holz. Wie bereits angedeutet, ist davon so gut wie nichts erhalten. So liest man immer wieder „Spuren zerstört“ oder „Grundriss unbekannt“. Trotzdem konstruierte man mit Hilfe der C14-Untersuchung die Bautätigkeit des 8. und 9. Jhs. In Erl, Fließ, Kleinsöll, Telfs (St. Georg), Thaur (St. Ulrich und Afra), Vomp und Weer sind auch die steinernen Reste karolingisch oder zumindest vermutlich karolingisch.

Jede Kirche ist hier ein Kapitel für sich. Fließ (Oberinntal) kann man infolge des spärlichen Fundmaterials vernachlässigen, Kleinsöll und Weer kamen wohl wegen der runden Apsis ins 8. Jh., St. Ulrich und Afra in Thaur wegen des Fensterstocks und St. Georg in Telfs auf Grund einer C14-Analyse. Auf diese Weise sind in Nordtirol zwei karolingische Kirchen vollständig erhalten: *St. Ulrich und Afra in Thaur* und *St. Georg in Telfs*. Wer diese Anlagen kennt, hat seine Zweifel. Sie unterscheiden sich durch nichts von

(anderen) romanischen Bauten. Werfen wir noch einen Blick auf die Grabungsergebnisse in Erl (bei Kufstein). Hier zeigt sich besonders deutlich, wie wenig Archäologen ihrem eigenen Urteil vertrauen.

Der Mithrasstein von Erl

Als Sydow 1980 die Kirche von Erl untersuchte, gab es eine Sensation, die Schlagzeilen machte: Im Fundament der Südmauer fand sich ein römischer Stein mit der Inschrift „DIM PRO SALUTE“ („Divo invicto Mithrae pro salute“), also ein Mithrasstein. Das war ein Hinweis auf den im römischen Reich weitverbreiteten Kult, den Hauptkonkurrenten des frühen Christentums. Unter den ältesten Steinfundamenten von Erl fand sich allerdings kein christlicher Vorgängerbau, auch nicht der kleinste Hinweis, der sich als Holzbau deuten ließ.

Der Grundriss der Anlage (Bethaus mit rechteckigem Chor) wies eindeutig frühromanische Züge auf. Nun war aber Erl im *Indiculus Arnonis* genannt! Sydow folgerte daraus: Wenn es die im *Indiculus* genannte Kirche von Erl gab, dann musste sie an einem anderen Platz gestanden sein. Das war 1980. Im Buch von 2001 ist alles anders: Sydow vertritt nun die Ansicht, der Steinbau sei doch mit der 788 genannten Kirche identisch. Der Mithrasstein wird nur mehr am Rande erwähnt und ist jetzt Teil der in der Romanik erneuerten Südwand. Dabei handelt es sich um einen Fund, der nicht nur religionshistorisch bedeutend ist. Er ist auch deshalb erwähnenswert, weil dieses Steinfragment zu den wenigen frühen Inschriften Tirols zählt. Wenn sich ein römischer Weihstein in einem romanischen Fundament findet, war er bei der Errichtung der Kirche noch vor Ort greifbar. Die Frühromanik fällt ins 10. Jh., in Tirol, wo man mit Verspätungen rechnen muss, wahrscheinlich erst in die Zeit nach 1100. Der Weihstein des 5. Jhs. wäre somit noch nach 700 Jahren ein willkommenes Bauelement gewesen! Dass Sydow die Steinfundamente von Erl entgegen seiner früheren Meinung für karolingisch erklärt, zeigt, dass er den Historikern mehr traut als seinem eigenen Urteil.

Kundl ist im *Indiculus* ebenso genannt wie Radfeld und Niederndorf. Alle drei Grabungen brachten nichts Karolingisches zutage. Bevor Sydow die Bauphasen von Kundl datiert, will er das „Kolloquium von Müstair“ abwarten. Diese Anmerkung führt uns zum Paradefall karolingischer Überreste. Welchen Aufschluss kann uns das Kolloquium von Müstair liefern? Die Wandbilder von Müstair, des angeblich von Karl dem Großen gegründeten Klosters im Müstertal an der Grenze zwischen Südtirol und der Schweiz, ist der einzige zusammenhängende Freskenzyklus des 9. Jhs. Er verhalf Müstair 1984 zur Aufnahme in das Register der Weltkulturgüter der UNESCO. Verständlich, wenn man bedenkt, wie viele Klöster unter Karl dem Großen erbaut

wurden und wie wenig davon erhalten ist! Seit 13 Jahren untersucht der Luzerner Wissenschaftler Jürg Goll die archäologischen Grundlagen des Klosters. Erst 2003 sollen die Forschungsarbeiten abgeschlossen „und die Geheimnisse St. Johanns endgültig gelüftet sein“ [Matuschak 2001, 9]. Kundl wird noch ein Jahr warten müssen.

Müstair

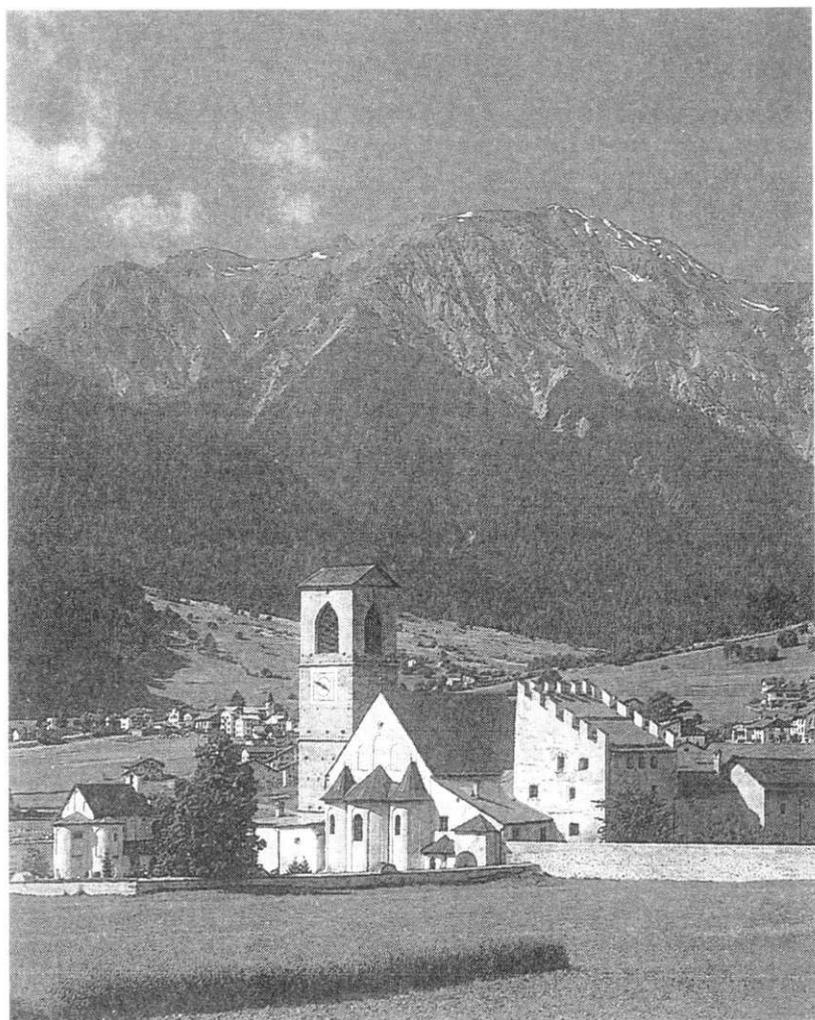
Illig hat bereits in seinem Buch „Das erfundene Mittelalter“ die Meinung vertreten, dass die Kirche von Müstair mit ihren berühmten Fresken ohne zureichenden Grund der Karolingerzeit zugewiesen wird [Illig, 1999a, 328]. Der Bau mit seiner ursprünglich flachen Decke und den drei Apsiden unterscheidet sich nicht von anderen romanischen Kirchen. Wie sind Historiker zur Anschauung gekommen, dass hier Karolingisches fast unverändert erhalten blieb?

Müstair wurde der (späten) Legende nach von Karl dem Großen gegründet, nachdem er auf der Rückreise von seiner Krönung in Rom in einen Schneesturm geraten war. Die Stuckfigur Karls in der Stiftskirche stammt nicht aus der Gründungszeit, wie man früher angenommen hat, sondern bestenfalls aus dem 12. Jh.

„Die linke Seite des Unterkörpers und die Füße wurden schon in spätgotischer Zeit, wohl nach dem Kriege von 1499, aus Tuffstein ergänzt, Zepher und Reichsapfel stammen aus neuerer Zeit. [...] Auf's Ganze gesehen ist es der Kaiser, wie man ihn im 12. Jh. dachte“ [Müller 1978, 235; vgl. auch Illig 1999a, 198].

Keiner glaubt ernsthaft an eine Stiftung durch Karl. Niemand wird aber bestreiten, dass der Weg über Ofen- und Umbrailpass im Mittelalter auf Grund der Höhenlage in der kalten Jahreszeit problematisch war. Um durchreisenden Pilgern in dem unwirtlichen, unbesiedelten Münstertal (heute Kanton Graubünden, Schweiz) eine Raststätte zu bieten, gründeten die Johanniter im 12. Jh. in Taufers ein Hospiz, das Johannes dem Täufer, dem Heiligen dieses Ritterordens, geweiht war. Die Kirche besteht heute noch in kaum beeinträchtiger Gestalt. Der urtümliche gemauerte Glockenturm und der bemerkenswert schöne romanische Freskenschmuck (13. Jh.) erfreuen noch so manchen, der hier auf dem Weg nach dem berühmteren Müstair Halt macht.

Müstair soll aber nach Meinung der Experten mindestens 300 Jahre älter sein! Welche Überlegungen kommen einem in den Sinn, wenn man die beiden Bauwerke nebeneinander stellt? Mich hat folgendes nachdenklich gemacht: Es gibt die Legende, das Kloster in Müstair sei ursprünglich in Taufers an der Stelle des Johanniterhospizes gestanden. Ein Murbruch habe diese



Müstair, Graubünden: Kloster [Mazzotta/Spitaler 1]

Zeitensprünge 1/2003 S. 119

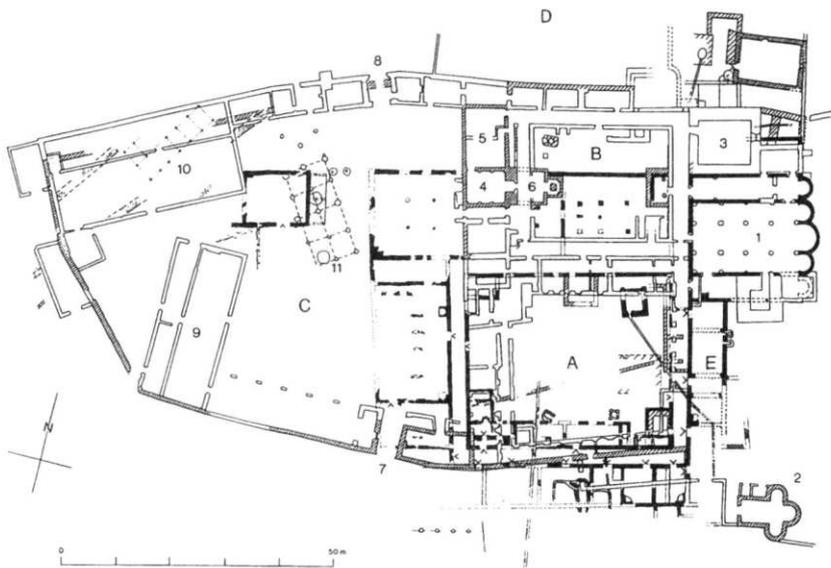
ältere Gründung 1130 verschüttet [Theil 1970, 4]. Später habe man dann das Klostergebäude etwa zwei Kilometer entfernt an einem sichereren Ort, also dort, wo es heute steht, errichtet.

Es seien folgende Fragen erlaubt: Wenn der Platz in Taufers so unsicher war, dass die Mönche ihre neue Wohnung nicht mehr an dieser Stelle aufbauen wollten, warum haben dann die Johanniter den unsicheren Ort für ihr Hospiz gewählt?

Als nächstes verunsichert das Patrozinium. Das Hospiz in Taufers ist Johannes dem Täufer geweiht, also dem Patron der Johanniter. Warum ist das Kloster in Müstair, das 300 Jahre vorher entstanden sein soll, ebenfalls Johannes dem Täufer geweiht? Ist es nicht wahrscheinlicher, dass der Heilige des Johanniterhospizes auf das Kloster überging? Und überhaupt: Wenn das große Johanneskloster schon jahrhundertlang bestanden hätte, warum fühlten sich die Johanniter veranlasst, zwei Kilometer entfernt ein Hospiz zu gründen? Waren den wenigen durchziehenden Pilgern die Tore des großen Klosters verschlossen?

Die schriftlich überlieferte Geschichte von Müstair reicht in die Karolingerzeit zurück. Ein Blick auf diese Quellen bietet das bekannte Bild eines großartigen Höhepunkts in der Mitte des 9. Jhs., dem ein plötzlicher Verfall am Ende des 9. Jhs. folgte. Am Beginn stehen die karolingischen Verbrüderungsbücher von zwei Klöstern, die immer wieder zur Feder griffen, wenn es darum ging, alte Ansprüche nachzuweisen: *Reichenau* und *St. Gallen*. Auf der entsprechenden Seite lesen wir im älteren Buch (Reichenau, Ende 8. Jh.!) die Überschrift in fehlerhaftem Latein: „Nomina Fratrum de monasterio qui (!) vocatur Tuberis“. Von den ca. 290 Namen fallen nur etwa 37 in die Karolingerzeit. Unter dem Namen des Abtes *Domnus* stehen 33 Mönche, zwei Drittel der Namen sind lateinisch. *Lidorius*, *Victor*, *Rusticus*, *Vigilius*, *Quintillus*, *Maiorinus*, *Silvester* oder *Marcellinus* sind wohl unverdächtig, *Puricicus*, *Sambacius*, *Iactatus*, *Senator*, *Parrucio*, *Ursicinus*, oder *Spurtio* klingen aber nach Erfindung. Auch die Namensgleichheiten sind merkwürdig. In der ersten Liste heißen drei Mönche *Victor*, zwei *Honoratus* und zwei *Ursicinus*. Wie hat man diese Männer auseinandergehalten? Es handelte sich nach Meinung der Historiker jedenfalls um ein blühendes benediktinisches Institut. Wieso trägt es den Namen „Tuberis“, also „Taufers“, wo es den Ort doch erst seit dem 12. Jh. gab? Iso Müller meint, man habe zuerst den ganzen Talabschnitt so bezeichnet, bevor der Name auf das heutige Dorf überging. Beweis gibt es dafür keinen.

Der Eintrag im Buch von St. Gallen wird auf die Mitte des 9. Jhs. datiert. Der Abt von Müstair hieß jetzt *Rihpertus*, und er leitete einen Konvent von 45 (!) Mönchen. Die Hälfte von ihnen übte das Priesteramt aus.



Übersichtsplan der Klosteranlage (nach Prof. Hans Rudolf Sennhauser) – Pianta del complesso monasteriale (da: Prof. Sennhauser)

A Südhof, B Nordhof, C Wirtschaftshof

Schwarz ausgefüllt: Mauern der karolingischen Klosterkirche und ergrabene Mauerreste des karolingischen Klosterkomplexes

- | | | | |
|---|--|----|--|
| 1 | Karolingische Klosterkirche mit Nord- und Südannex, um 800 | 6 | Doppelgeschossige Herrschaftskapelle St. Ulrich und Nikolaus |
| 2 | Doppelgeschossige Heiligkreuz-Kapelle, 10. Jh. | 7 | Südlicher Torturm, um 1500 |
| 3 | Plantarium, 12. u. 15. Jh. | 8 | Nördlicher Torturm, um 1500 |
| 4 | Ehem. Bischofsresidenz | 9 | Süd Stall, 1707 |
| 5 | Norbetsaal, 11. Jh. darüber Fürstenzimmer | 10 | Nordstall, um 1500, darunter prähistorischer Pfostenbau |
| | | 11 | Spätromisches Pfostengebäude |

Müstair: Klosteranlage, nach dem Ausgräber Rudolf Sennhauser
[Mazzotta/Spitaler 3]

„Die wachsende Bildung zur Zeit der karolingischen Renaissance und die vermehrte Betätigung in der Seelsorge hatten diese Veränderung veranlasst. Zahlenmäßig beherbergte Müstair nie mehr einen so großen Konvent wie hier in der Mitte des 9. Jahrhunderts.“ [Müller 1978, 15]

Im Buch des Klosters *Pfäfers* (Ende 9. Jh.) hat Müstair nur noch eine Belegschaft von *acht* (!) Mönchen und *keinen* Abt mehr. Welch ein Abstieg in so kurzer Zeit!

Noch unglaublicher als die hohe Zahl der Mönche und der plötzliche Verfall der Mönchsgemeinschaft sind die Quellen zur Besitzgeschichte. Ich entnehme die höchst merkwürdigen Einzelheiten dem Buch von Pater Iso Müller:

Von 772 bis 806 unterstand Müstair direkt den Bischöfen *Constantius* und *Remedius* von Chur, die in Churrätien eine Art Kirchenstaat leiteten, in dem „die Besitztitel ineinander flossen und nicht immer klar geschieden werden konnten“ [Müller 1978, 21]. 807 löste Karl der Große diese Herrschaft ohne Vorwarnung auf und führte die Grafschaftsverfassung ein. Der erste Graf „dürfte“ *Hunfried* (!) gewesen sein. Alle Kirchen und Klöster fielen nun der Grafschaft zu, auch Müstair. Im „sogenannten“ Reichsurbar aus der Mitte des 9. Jh. erscheinen Unterengadin, Münstertal und Vintschgau (unter der summarischen Bezeichnung „Ministerium Remedii“) als karolingischer Fiskalbesitz. Unter diesen wenig erfreulichen Umständen sollen die berühmten Fresken entstanden sein!

Erst *Karl der Dicke* änderte die „unglückliche“ Lage. Seit 878 war ein gewisser *Liudward*, ein auf der Reichenau erzogener schwäbischer Adeliger, Karls Kanzler und Erzkaplan. Für seine Verdienste erhielt dieser Liudward („wohl“ im Jahre 880) die Diözese Vercelli. Im gleichen Jahr „schenkte“ ihm Karl auch Müstair. Welchen Vorteil ihm das abgelegene Kloster einbrachte, ist unklar. Als Herberge diente es ihm nicht, denn Liudward hätte auf dem Weg nach Vercelli wohl kaum den Ofen- oder Umbrailpass benutzt. Lang dauerte dieser Besitz auch nicht. Denn schon 881 „nahm“ Karl in einem Tauschgeschäft seinem Kanzler Müstair „wieder weg“ und „überantwortete“ es dem Bischof von Chur. Nun war Müstair wieder dort, wo es am Anfang gewesen war. Iso Müller dazu:

„Der Handel mit Klöstern und Kirchen fiel damals nicht sehr auf, später erscheint Liudward auch als Abt von Bobbio und als Nutzniesser der

Abtei Massino am weinreichen Westufer des Langensees.“ [Müller 1978, 22]
Arnulf von Kärnten bestätigte 888 (!) die Urkunde von 881.

Man könnte nun meinen, dass Müstair unter dem Bischof von Chur zu neuem Leben erwacht wäre. Dem ist nicht so. Auf den glänzenden Höhepunkt folgte, wie bereits angedeutet, der abrupte Verfall.

„Zählte der Konvent noch um die Mitte des 9. Jh. an die 45 Mönche, so waren es gegen Ende nur noch acht, wie uns der Eintrag in den *Liber Viventium* von Pfäfers belehrt [...] Noch mehr, die Liste weist zu ihrem Beginn keinen Abt auf.“ [Müller 1978, 23]

Müller meint, man könne das Erlahmen des monastischen Lebens im 9. Jh. nicht überall beobachten, es sei aber ein „Signum der Zeit“. Ungünstige politische Verhältnisse werden für den Verfall verantwortlich gemacht, unter anderem die Tatsache, dass Engadin und Vintschgau zwischen 930–955 unter bayrischen Einfluss „gerieten“. (Die Bayern waren am Ruin schuld!). Und schließlich soll das Bistum Chur von den Sarazenen (!) heimgesucht worden sein. Zudem hätten sich in den „Kontaktgebieten“ die Ungarnfeldzüge „bemerkbar gemacht“. Müller fasst zusammen:

„Alle diese Momente, religiöse und politische, machen es begreiflich, dass auch Müstair an Lebenskraft verlor, ja dass man 150 Jahre nichts mehr von ihm erfuhr. Es war, als ob das Kloster untergegangen wäre“ [Müller 1978, 23].

1087 wurde das Kloster unter Bischof *Norbert von Chur* neu geweiht. Die Inschrift an der Kirchenwand ist aber nur als Kopie des ausgehenden 12. Jhs. erhalten, d. h. als Teil der romanischen Neugestaltung. Als der Konvent 1157 „glücklich“ reformiert wurde, handelte es sich nicht mehr um ein Männerkloster, sondern es war überraschenderweise plötzlich ein *Frauenkloster*! Iso Müller [1978, 33]: „Wie das Ende des Mönchskonventes, so hüllt sich auch der Beginn des Nonnenklosters in einiges Dunkel.“ Noch heute beten in Müstair Nonnen.

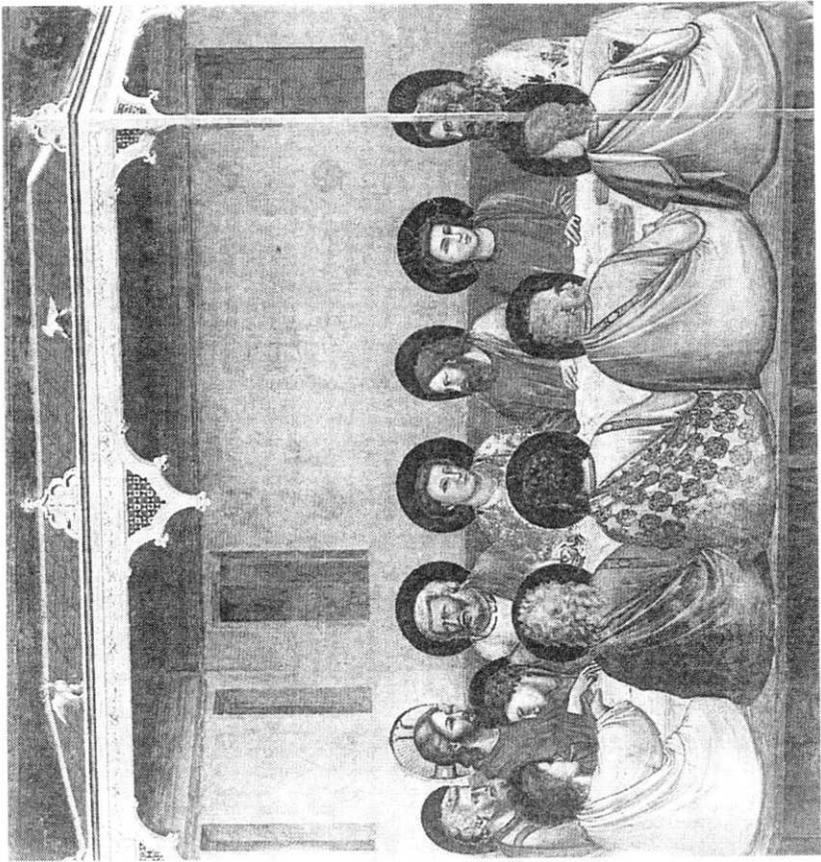
Die karolingischen Fresken

Wo werden nun in diesem unrealistischen historischen Auf und Ab die berühmten Fresken angesiedelt? Die etwa 100 „karolingischen“ Szenen gehören zur ersten Ausstattung des Gotteshauses, sie müssen zusammen mit dem Kirchenbau entstanden sein, denn der Verputz, der die Freskoschicht trägt, steht in fester Verbindung mit dem Mauerwerk. Nun datiert man diese auf das „Ende des 8. Jh. oder allenfalls um 800“ [Müller 1978, 15]. Warum so früh? Das Kloster wurde doch 806 durch „den Staat“ (durch den großen Karl!) beschlagnahmt, deshalb sei es unwahrscheinlich, dass er die Kirche nach 806 „auf eigene Kosten“ so reichlich ausmalen ließ. Warum eigentlich nicht?

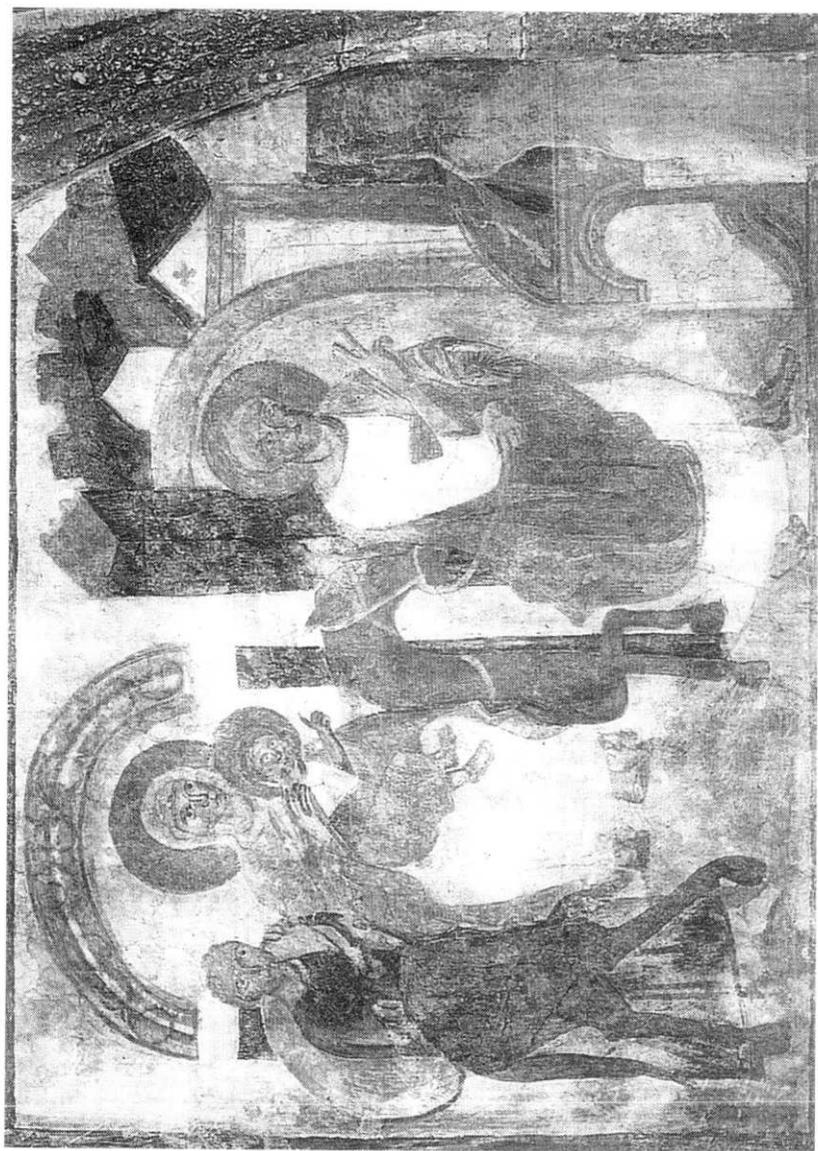
Die frühe Datierung zieht Probleme nach sich. Mit ihren Apsiden und dem umfangreichen Bildprogramm ist Müstair die repräsentativste aller rätischen Kirchen des Frühmittelalters. Iso Müller verschweigt, dass diese Fresken im gesamten Karolingerreich einmalig dastehen, zumindest wurde bis heute in ganz Europa nichts Ähnliches entdeckt. Und ausgerechnet in einem der



Müstair: Letztes Abendmahl. Szene aus dem „karolingischen“ Bildzyklus. Wie bei Giotto sitzt Jesus am linken Ende der Tafel. Die Architektur im Hintergrund stellt eine romanische Pfeilerbasilika dar. Der Maler hatte bereits eine rudimentäre Kenntnis der Zentralperspektive [Gnädinger/Moosbrugger 74]



Padua, Arena-Kapelle: Giotto „Abendmahl“ [Bellosi 47]



Müstair: Flucht nach Ägypten. Szene aus dem „karolingischen“ Bildzyklus. Man beachte die lebhafteste Gestik des Jesuskindes, die Sitzhaltung Mariae und die anatomisch fast korrekte Darstellung des Esels. Die Stadt im Hintergrund zeigt Ansätze zu richtiger Perspektive [Gnädinger/Moosbrugger].



Padua, Arena-Kapelle: Giotto „Flucht nach Ägypten“ [Bellosi 43]

unwirtlichsten Winkel eines völlig bedeutungslosen Alpentales soll diese Pracht zu einem so frühen Zeitpunkt entstanden sein! Die oberste Bildreihe betrifft König David. Karl der Große trug angeblich den Namen des biblischen Königs, für Historiker ein weiterer Beweis, dass in Müstair nur Karl der Große gemeint sein kann. Ein Wermutstropfen ist die ausführliche Absalom-Episode, die gar nicht zum Bild des Überkaisers passen will, ja geradezu gegen einen Bezug zu Karl dem Großen spricht. Man glaubt heute eher an Ludwig den Frommen, den der Auftraggeber mit den Absalom-Bildern weißwaschen wollte. So wird das Entstehungsdatum der Fresken um zwei oder drei Jahrzehnte später angesetzt, aber karolingisch bleiben sie allemal.

Ich habe den Bilderzyklus näher betrachtet. Der Stil wird meistens gegenüber dem von St. Benedikt in Mals abgewertet. Es fällt schwer zuzustimmen. Die Bilder von Müstair sind zwar in vielem schematisch, aber die meisten von ihnen sind durchaus schwungvoll und lebendig. Viele Szenen sind so bewegt, dass daneben der berühmte Giotto († 1337), der in Assisi und in Padua vom Thema her ähnliche Bilderzyklen gemalt hat, geradezu statisch wirkt. Giotto ist von Müstair gar nicht so weit entfernt, wie man meinen möchte! Auch er gestaltete einen Kirchenraum mit streifenartig angeordneten Szenen aus der Bibel. Er wählte wie die Maler von Müstair Architektur-Hintergründe, die erste Anzeichen für richtige Perspektive zeigen. Die Anatomie ist weder in Münster noch bei Giotto korrekt, aber sie ist natürlich und hebt sich von den bleistiftartigen Beinen und den übertriebenen Verrenkungen der romanischen Figuren deutlich ab. Jesus trägt bei Giotto den gleichen Heiligenschein wie in Müstair. Manche Bilder zeigen eine fast identische Bewegung und Anordnung der Figuren. Beim Letzten Abendmahl sitzt Jesus bei Giotto wie in Müstair am linken oberen Ende der Tafel.

Müstair bietet auch eine Darstellung der Flucht nach Ägypten, ein Bildinhalte, der nach Franz Siepe [2002, 85] als Gegenstand der bildenden Künste im westlichen Frühmittelalter noch unbekannt war. Die ältesten Beispiele stammen aus dem Osten. Auf ihnen sitzt Maria dem Betrachter zugewandt auf dem Reittier, in gleicher frontaler Ansicht thront das Kind auf ihrem Schoß; der Esel geht, von Josef geführt, von links nach rechts. Dieses Thema und diese Art der Darstellung erscheinen im Westen in Köln. Siepe [2002, 85] bemerkt dazu: „Erst Mitte des 11. Jh. treffen wir dieses Bildschema auf der Holztür von St. Maria im Kapitol zu Köln wieder an“

Die Darstellung in Müstair folgt diesem Bildschema mit einer Abweichung. Das Jesuskind ist von der Seite gezeichnet, zappelt lebendig auf dem Schoß der Mutter und erhebt die Rechte, um zu segnen. Von Giotto ist Maria in richtiger Reithaltung – vom Betrachter abgewandt – dargestellt. Man erkennt, dass Müstair zeitlich nach St. Maria im Kapitol, aber deutlich vor



Köln, St. Maria im Kapitol: Flucht nach Ägypten; Holztür um 1050. Hier sitzt Maria in frontaler Sitzhaltung wie auf einem Thron und hält das Wickelkind [Foto Postkarte]. Vgl. auf S. 177 eine weitere Darstellung aus dem 11. Jh.

dem Gemälde Giotto's steht. Daraus folgt, dass die Fresken von Müstair erst nach 1050 anzusetzen sind. Es fehlt der Raum, die Sache genauer auszuführen, aber es wäre wünschenswert, wenn sich ein Kunsthistoriker ohne Scheuklappen dieser Sache annehmen würde.

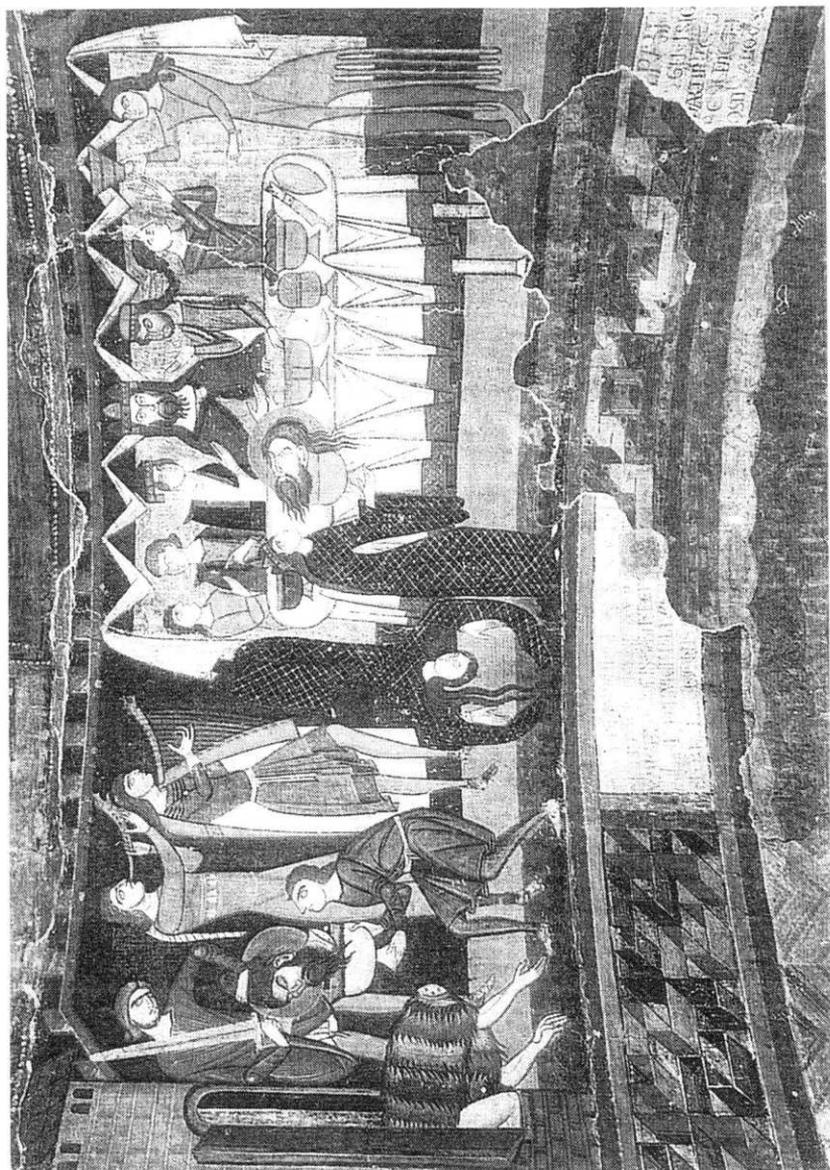
Fest steht, dass die Fresken von Müstair von lombardischen Künstlern ausgeführt wurden. Sie sind byzantinisch beeinflusst und bedienen sich einer natürlicheren Bildsprache als die darübergemalten manierten romanischen Fresken. Dabei dienten die karolingischen Fresken den romanischen weitgehend als Sinopie, also als Vorzeichnung [Gnäding 1994, 63]. Nicht das Bildprogramm wurde erneuert, sondern lediglich der Stil wurde „modernisiert“. Die vom Süden inspirierten Darstellungen in Erdfarben mussten den manierten farbigen Bildern im nördlichen Stil weichen.

Die Hauptszene mit dem drastischen Tanz der Salome erscheint uns heute für eine Klosterkirche ganz unpassend, besonders wenn man bedenkt, dass sie das Gotteshaus von allem Anfang an schmückte. Kann es sein, dass die Oberhirten den Mönchen diesen frivolen Anblick gönnten? Oder wollte die männliche Oberaufsicht den Nonnen mit dieser negativen Frauenfigur die Verworfenheit der weiblichen Natur täglich vor Augen führen? Ich bin der Meinung, dass Müstair von allem Anfang an ein Frauenkloster war. Es wäre durchaus denkbar, dass es nach dem Johanniterhospiz St. Johann in Taufers entstand und dass man von dort das Patrozinium übernahm. Die karolingische Entstehung ist eine späte Erfindung von Mönchen, die mit ihren Verbrüderungsbüchern beweisen wollten, wie fleißig man in ihrem Kloster seit ältesten Zeiten betete. Sie begegneten damit bösen Zungen, die etwas anderes behaupteten.

Der „karolingische“ Bildzyklus von Müstair weist bereits alle Standard-szenen auf, die wir aus spätmittelalterlichen Darstellungen zur Bibel kennen. Er endet mit der Darstellung des Jüngsten Gerichts. Eine ähnlich ausführliches Beispiel für dieses Thema findet sich erst wieder im 12. Jh. Iso Müller bemerkt dazu:

„Wie wichtig diese Malereien im europäischen Denkmälerbestand sind, ersehen wir daraus, dass wir beispielsweise dem Tod Absoloms erst wieder in der Winchester-Bibel des 12. Jh. begegnen und dass die Weiterentwicklung des Weltgerichtsbildes zu den entsprechenden Darstellungen von Sant'Angelo in Formis (bei Capua) aus der 2. Hälfte des 11. Jh. und von Torcello (Venedig) aus dem 12. Jh. führt.“ [Müller 1978, 16]

Das alles weist ganz deutlich darauf hin, dass die „karolingischen“ Fresken frühesten aus dem 11. Jh. stammen. Die darüber liegenden romanischen Fresken sind hundert Jahre später anzusetzen, sie sprechen für die Zeit um 1190, in die sie von den Kunsthistorikern auch datiert werden.



Müstair: Enthauptung des Johannes, Tanz der Salome und Gastmahl des Herodes. Romanisches Fresko in der Hauptapsis. Der „karolingische“ Bildschmuck diente als Vorzeichnung. Die zum Teil noch lesbare Weihinschrift unter dem Bild ist rückdatiert [Gnädinge/Moosbrugger 102].

St. Benedikt in Mals

Die Freskenreste von St. Benedikt in Mals, einer Kapelle, die zu Müstair gehörte (heute Südtirol, Italien), gelten ebenfalls als karolingisch. Wir wundern uns schon nicht mehr, dass wir auch hier auf Widersprüchliches und Ungereimtes stoßen. Im Gegensatz zum Johanneskloster von Müstair fehlen für Mals allerdings alle literarischen Nachrichten. Die Kapelle ist in primitiver Stein-Lehmbauweise errichtet. Die Fresken liegen auf der dritten Schicht. Die Darstellungen werden von ihrer Qualität her höher eingeschätzt als die in Müstair, und sie stammen von zwei ganz verschiedenen Malergruppen.

In der Architektur fällt besonders der Unterschied bei der Apsidengestaltung auf. St. Benedikt hat nach außen einen geraden Abschluss, innen sind an der Altarwand drei Nischen mit Hufeisenbögen eingelassen. Sie waren mit Stuckverzierungen eingefasst. Man fand die Reste einer Halbsäule, Flechtbandmuster, Tierkapitelle und Chorschrankenplatten mit dem fälschlich so genannten „Korbboden“-Muster, das wie die Flechtwerksteine für die Kunsthistoriker ein „sicheres“ Zeichen für die Karolingerzeit ist [Illig 1996, 458]. Auch in Müstair wurden Flechtwerksteine gefunden, was die einmal festgesetzte Datierung nur bestätigte. Architektonisch ist Müstair anders als St. Benedikt in Mals: Müstair hat an den Apsiden Rundbögen, es gibt keine Hufeisenbögen und keine Stuckumrahmung. Die Stuckarbeiten an der rechten Seitenwand (Taufe Jesu) und in der Ulrichskapelle (Engel mit antikisierenden Rundbögen) werden für romanisch gehalten (1180).

Meine Frage: Wenn eine kleine unbedeutende Kapelle wie St. Benedikt Hufeisenbögen aufweist, so muss das damals eine gängige Bauweise gewesen sein. Es ist unwahrscheinlich, dass man beim Bau kleiner Gotteshäuser Sonderwege einschlug, die sich von Großbauten so gründlich unterschieden. Hufeisenbögen zeigen die spanisch-westgotischen Kirchen des 7./8. Jhs., die Illig [1999b, 106 ff.] ins 10./11. Jh. verbracht hat und die sich dann in weiteren Bauten fortsetzen, z.B. in Toledo in einer Synagoge und in einer Kirche des 13. Jhs. Die Kirche von Müstair, die aus derselben Zeit stammen soll wie St. Benedikt in Mals, hat einfache Rundbögen. Wer importierte den Hufeisenbogen in den Vintschgau?

Wenn wir dies alles betrachten, dann muss die Frage erlaubt sein, was das geplante Kolloquium von Müstair für die Archäologie Tirols bringen soll. Es kann nur neue Verwirrung stiften. Die Archäologen müssen aufhören, ihre Funde an der nachweislich fälschungsdurchsetzten schriftlichen Überlieferung zu eichen.

Literatur

- Belloso, Luciano (1981): Giotto. Das malerische Gesamtwerk; Florenz
- Bitschnau, Martin (1983): Burg und Adel in Tirol; Wien
- Blöss, Christian / Niemitz, Hans-Ulrich (1997): C14-Crash; Gräfelting
- Fontana, Josef u. a. (¹1990): Geschichte des Landes Tirol. 1. Band mit Beiträgen von Walter Leitner (Urzeit), Peter W. Haider (Antike und frühes Mittelalter) und Josef Riedmann (Mittelalter); Bozen · Innsbruck · Wien.
- Gelmi, Josef (1994): Geschichte der Diözesen Bozen-Brixen und Innsbruck. 5 Hefte. Heft 1: Von den Anfängen bis zum Jahre 1000. Heft 2: Das Mittelalter von 1000 bis 1500; Kehl am Rhein
- Glaser, Franz (1997): Frühes Christentum im Alpenraum. Eine archäologische Entdeckungsreise; Graz · Wien · Köln
- Gnädinger, Louise / Moosbrugger, Bernhard (1994): Müstair; Zürich
- Illig, Heribert (1996): Flechtwerk und Ketzertum. Langobardische Notizen II; in: *Zeitensprünge*, 8 (4) 448-477
- (1999b): Wer hat an der Uhr gedreht?; München
- (³1998a): Das erfundene Mittelalter (Taschenbuchausgabe aktualisiert); München
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): Bayern und die Phantomzeit. Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters. Eine systematische Studie; Gräfelting
- Künkel, Hans (1936): Schicksal und Liebe des Niklas von Cues; Leipzig
- Matuschak, Bernhard (2001): Labyrinth von Raum und Zeit. Ein Besuch im Kloster St Johann im schweizerischen Müstair; in: *Wiener Zeitung* vom 26./27. 1., S. 9.
- Mazotta, V. / Spitaler, K. (²⁵2000): Kloster St. Johann Müstair; Regensburg
- Müller, Iso (1978): Geschichte des Klosters Müstair. Von den Anfängen bis zur Gegenwart; Disentis
- Planta, Armon (1980): Neues von der Via Claudia Augusta; in: *Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum*; Bd 60, 155-183.
- Rasmo, Nicolò (1981): Karolingische Kunst in Südtirol; Bozen
- Riedmann, Josef (1982): Geschichte Tirols. Geschichte der österr. Bundesländer. Hrg. von Johann Rainer; Wien
- Söldner, Wolfgang / Höck, Anton (1999): Zirl in vor- und frühgeschichtlicher Zeit; Innsbruck
- Speyer, Wolfgang (1993): Italienische Humanisten als Kritiker der Echtheit antiker und christlicher Literatur. Akademie der Wissenschaften und der Literatur. Abhandlungen der Geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse. Jg. 1993, Nr. 3
- Sydow, Wilhelm (2001): Kirchenarchäologie in Tirol und Vorarlberg. Die Kirchengrabungen als Quellen für Kirchen- und Landesgeschichte vom 5. bis in das 12. Jahrhundert. Fundberichte aus Österreich. Materialhefte. Hrg. vom Bundesdenkmalamt. Reihe A, Heft 9; Horn
- Theil, Edmund (1970): St. Johann in Taufers. Kl. Laurin-Kunstführer Nr. 12; Bozen
- Walde, Elisabeth (1975): Die Grabung in der Kirche St. Martin in Martinsbühel. Bayerische Vorgeschichtsblätter 40, 108-127
- (1998): Via Claudia. Neue Forschungen; Innsbruck
- Wolfram, Herwig (1995): Grenzen und Räume. Geschichte Österreichs vor seiner Entstehung; Wien

Übersicht über die archäologisch erforschten Kirchen Nordtirols

Nach W. Sydow [2001]

Ort/ Erstnennung/ Patrozinium/ Heutiger Bau/ Diözese

Bauphasen: antik 5./6. Jh. / karoling.: 7./8. Jh. / frühroman.: 9./10. Jh. / roman.: 11./12. Jh.

I: = älteste Anlage

Ia, b, c... = Adaptionen der ursprünglichen Anlage, kein Neubau

II, III = Neubauten über alten Fundamenten

788 = Kirche genannt im *Indiculus Amonis*

Ampass: 1256 / Johannes d. Täufer / Säben-Brixen

I: 5. Jh. / Ia: Grundriss unbekannt; Reliquienlokal / II: verm. um 1190

Brixen im Thale: Mutterpfarre / 788 / Maria / Neubau 1789-95 / Salzburg

I: karoling., 788; Holz / II: vermutl. frühroman.

Erl: 788 / St. Andreas / Neubau 1681 / Salzburg

Mithrasstein / I: 788; Steinkirche! Rechteckchor; Chorschranken / Ia: Neubau der Südmauer mit Mithrasstein

Fließ: 1220 / Maria / Bau vom 15. Jh., barockisiert / Säben-Brixen

I: ? C14: 670/78; Grundriss nicht erhalten / Ia: nach 780: C14! Grundriss nicht erhalten / Ib: frühroman. Grundriss nicht erhalten / II: roman.

Imst: 1352 / Laurentius / roman. II / Säben-Brixen

I: Marmorplatte mit „Ro“ und Kreuz; Memoria / II: roman. Erweiterung

Innsbruck-Arzl: 1237 oder 1378 / Joh. d. Täufer u. Joh. Ev. / Bau von 1480 / Säben-Brixen

I: vermutl. 8. Jh.

Innsbruck-Hötting: 1286 / Albuin und Ingenuin / gotisch / Säben-Brixen

I: ? C14: 680/870 / II: vermutl. 10. Jh.

Innsbruck-Wilten: (Basilika) / 1140 (gefälscht) / Maria / Neubau 1751-56 / Säben-Brixen

I: 5. Jh. Bodenheizung / Ia: 7. Jh. / Ib: Bodenerneuerung, vermutl. 10. Jh.

Kirchbichl: manchmal identifiziert mit dem 788 genannten „Pirchnawang“ / Maria / gotisch / Salzburg

I: 788 (?); Holz, kaum Reste; Grundriss unbekannt / II: Saalkirche mit Rechteckchor, vermutl. „frühromanisch“, 9. Jh.

Kirchdorf: 1197/ Stephan / Neubau um 1500 / Salzburg

Röm. Profanbau / I: 9. oder 10. Jh. auf den röm. Mauern

Kitzbühel: 1255 / Andreas / Neubau des 15. Jhs. / Salzburg

I: 9. oder 10. Jh. „verloren“ / II: vermutlich 10. oder 11. Jh. / III: 11. oder 12. Jh.

Kleinsöll: 1416 / Johannes d. T. / Umbauten vom 15. bis 17. Jh. / Freising

I: Apsissaal, vermutl. 8. Jh. / II: Saal mit Rechteckchor, „wohl“ 11. Jh.

Kössen: 1355 / Petrus / 16. Jh. / Salzburg

Röm. Profanbau / I: Holz, vermutlich 8. Jh. / II: vielleicht um 1000; Saal mit Rechteckchor, C14: 880/990

- Kundl:** 788 / Maria H. / Neubau von 1734 / Salzburg
I: 788; möglicherweise aus Holz; Spuren verloren / Spätere Bauphasen sollen erst nach dem „Kolloquium von Müstair“ datiert werden.
- Mauern, Steinach:** 1201 / Ursula / Umbau von 1678 / Säben-Brixen
Keine Baureste; Funde im Kirchenboden: Ohrring auf 8. Jh. datiert; Fibel 10. oder 11. Jh.
- Martinsbühel** bei Zirl: keine Nennung vor dem 16. Jh. / Martin / Chor 16. Jh. / Säben-Brixen
I: adaptierter röm. Profanbau der Wehranlage Teriola mit Apsis; Priesterbank / Erneuerung des Bodens, vermutl. 10. oder 11. Jh. / II: Langhausmauern 11. oder 12. Jh.
- Mieders:** 1348 / Maria Geburt / Neubau 13. Jh., später barockisiert / Säben-Brixen
I: Holz? Grundriss unbekannt, zerstört, 2 Pfostenlöcher C14! / II: 10. oder 11. Jh.; Apsissaal, C14!
- Münster:** 1200 / Pfarrkirche / Maria / Neubau des 15. Jhs., barockisiert / Säben-Brixen
Röm. Profanbau / I: um 700; Saal mit Rechteckchor / lab: eine Wand neu, vielleicht 9. oder 10. Jh. / Ic: vermutlich 11. Jh.
- Münster:** keine Nennung vor dem 16. Jh. / St. Michael / Neubau von 1788 / Säben-Brixen
I: Datierung ins 10. Jh. ist strittig; möglicherweise Eigenkirche
- Niederndorf:** 788? 1376 / Georg / Neubau von 1685/98 / Salzburg
I: Wenn es sich um die 788 genannte Kirche handelt, kann sie nur aus Holz gewesen sein; alle Spuren zerstört / II: vermutlich 10. oder 11. Jh.; möglicherweise Saal mit Rechteckchor
- Oberlangkampfen:** 1315 / Georg / Bau vom 15. Jh. und von 1700 / Freising
I: Holz, auf älterem Gräberfeld; C14: 8. Jh. / II: roman. Saal mit Rechteckchor; Inschrift des 11. Jhs.
- Pfaffenhofen:** 1310 / Maria / Bau von 1414, Umbau 1734 / Säben-Brixen
I: wohl 5. Jh.; Priesterbank und Bema; Reliquiengrube / Ia: um 700 (Beigaben!) / II: vermutlich 10. Jh.
- Radfeld:** 788! / St. Briccius / Bau vom 14./15. Jh. / Salzburg
I: Die 788 genannte Kirche muss aus Holz gewesen sein; Grundriss unbekannt / II: Saal mit Rechteckchor, roman.
- Stams:** 1273 / Johannes d. T. / Bau von 1313-1316 / Säben-Brixen
I: Holz; Saal mit Rechteckchor; 8. Jh. / II: Steinkirche Saal mit Rechteckchor, vermutlich noch 8. Jh. / III: Saal mit Rechteckchor; „woh!“ 11. Jh. auf Grund von C14!
- Stans:** 1337 / Laurentius / Neubau von 1505/10 / Säben-Brixen
I: Holz; Grundriss unbekannt, 2 Pfostenlöcher; 8. Jh. / II: roman. Steinbau
- Stumm:** 1511 / Rupert / Neubau von 1511, 1765 / Salzburg
I: 10. oder 11. Jh.; Saal mit Rechteckchor
- Telfs:** 1331, damals Pfarrkirche / Georg / Säben-Brixen
Röm. Profanbau / I: vielleicht 7. oder 8. Jh., vermutlich Holz auf älterem Gräberfeld / II: 8. Jh. auf Grund von C14; heutige Kirche!

- Thaur**, Pfarrkirche: 1237 / Maria / Neubau vom 15. Jh. / Säben-Brixen
I: 420-520; Priesterbank, Bema und Solea / Iabc: 5. Jh. / Id: vielleicht 7. Jh. / Ie: zwischen 6. und 10. Jh. / II: roman. Saal mit runder Apsis
- Thaur**: keine Nennung / Ulrich u. Afra / Apsissaal des 8. Jhs. / Säben-Brixen
I: 8. Jh.; heutige Kirche, Datierung auf Grund der dendrochronologischen Analyse eines Holzbalkens!
- Voldöpp** (Gemeinde Kramsach): 1315 / Nikolaus / Neubau des 18. Jhs. / Freising
I: Saal mit Rechteckchor, 10. oder 11. Jh.
- Vomp**: 1138 / Peter u. Paul / Neubau von 1480 und 1520 / Säben-Brixen
I: Chorschranke, gehörte vermutlich zu einem Steinbau, vielleicht 8. Jh. / II: roman. Saal mit Doppelapside
- Wattens**: 1336 / Laurentius / Neubau von 1500 / Säben-Brixen
I: vermutlich aus Holz und 8. Jh.; Spuren verloren / II. frühroman. Westwand / III: Neubau von 1200
- Weer**: 1268 / Gallus / Neubau von 1778/79 / Säben-Brixen
I: vermutlich 8. Jh.; Saal mit Apsis! Kastenaltar, vermutl. 8. Jh. / II: Westwand vielleicht frühroman.
- Zell** bei Kufstein: 788! / 1315 / Martin / Neubau des 15. Jhs., Umbau von 1722 / Salzburg
I: 788; vielleicht aus Holz, Grundriss unbekannt, ein Pfostenloch (C14!) / II: Saal mit Rechteckchor, Mauertechnik des 10. Jhs.

Alfred Tamerl, A-6491 Schönwies, Dorf 3

Die Streichung der polnischen 'Karolinger': Adam Naruszewicz bereits 1780 erfolgte Eliminierung der lechiadischen und lescidischen Könige aus Polens Frühmittelalter

Gunnar Heinsohn

I.

Polens quellengesicherte Geschichte beginnt mit dem Piasten Mieszko I. (Mesco, Mieczyslaw). Dieser wohl 921 geborene Mann aus dem Stamme der – um Gnesen siedelnden – Polanen wird um 963/65 Herzog, nimmt 966 das Christentum an und leistet 986 Kaiser Otto III. den Vasalleneid. Im Jahre 990 übergibt er die Regierung an seinen Sohn Boleslaw Chobry (Mieszko II.).

Die polnischen Historiker räumen für die *Geschichte* Polens ein paar dunkle Jahrzehnte zwischen 920 und Mieszkos Taufe im Jahre 966 freimütig ein. Früheste Fundamente kleiner Rundkapellen (Krakau, Giecz) verweisen auf Christen bereits kurze Zeit vor diesem frommen Akt. Vor 920 jedoch – und das gilt für alle Gelehrten des Landes – befindet man sich in der *Vorgeschichte* Polens, also in einer Zeit, für die es polnische Texte, Münzen, Bauten oder Könige noch nicht gibt. Während ein paar Kilometer weiter westlich Fürsten- und Königsgeschlechter schon Jahrhunderte früher in Blüte stehen, bescheidet man sich in Polen mit einem durch nichts zu erleuchtenden dunklen Zeitalter, aus dem erst Mieszkos Vater kurz vor 920 mühsam herausfindet. Sein Name ist nicht gesichert. Er könnte Ziemomisius/Siemomysl geheißen haben.

Mit diesem Spätbeginn polnischer Geschichte hat man sich an der Weichsel keineswegs immer schon abgefunden. So wird im kalendarischen Jubeljahr 1750 ganz selbstverständlich eine Porträtgalerie mit den Köpfen von fünfzig polnischen Königen für das Jahrtausend zwischen 750 und 1750 publiziert. In den gelehrten Büchern dieser Zeit werden auch dreizehn Herrscher der frühmittelalterlichen Zeit mit königlichen Taten in Krieg und Frieden versehen. Heute jedoch wissen nur noch kenntnisreiche Polonica-Liebhaber um die Monarchien der Lechiaden (auch Lechiten; pol. Lechici) und Lesciden. Einzelne Figuren inspirieren noch die Sagen- und Märchenbücher. Bis 1780 jedoch muss sie jeder Schüler zwischen Ostsee und Schwarzem Meer auswendig hersagen können. Heute sucht man selbst in den besten polnischen Enzyklopädien und Lexika vergebens nach einer Liste dieser Herrscher, aus deren Existenz die Nation doch viele Jahrhunderte Kraft gezogen hat.

Für die Zeit von 550 bis ca. 920 verzeichnet die bis ins 18. Jh. gültige polnische Geschichtsschreibung zwölf Könige und eine Königin. Sie sind das Produkt von Chronikschreibern des Hochmittelalters. Zum Zuge kommen dabei Sagengestalten wie Lescus und Popelus (s. u.) aus dem 1113 bis 1116 geschaffenen *Chronicon* des Anonymus, der als Franzose auch unter dem Namen Martinus Gallus geführt wird. Schon weitgehend vollendet wird die frühmittelalterliche Königsabfolge Polens vom Zisterzienser – und späterem Krakauer Bischof – Wincenty/Vincentius Kadlubek (1150–1223). Der polnische Gründungsheros und Lechiden-Stammvater Lechus I. mit einer Regierungszeit ab 550 allerdings wird erst in einer anonymen Chronik aus dem Jahre 1382 erwähnt (*Chronica principium Poloniae cum eorum gestis*). Kadlubeks überaus kreatives vierbändiges *Chronicon Polonorum* wird in Jahreskapiteln bis 1206 geführt. Der klösterliche Autor ist fest entschlossen, seinem Land ein hohes Zivilisationsalter sicherzustellen und postuliert deshalb Kämpfe bereits gegen Julius Caesar für ganz besonders frühe Piasten (die real erst mit Mieszko beginnende Königslinie).

Zur Abfassungszeit (12./13. Jh.) von Kadlubeks lateinisch geschriebener Chronik folgt man bereits den kalendarischen Vorgaben der Legenden- und Chronikenschreiber Westeuropas, die in ihrer Serie frühmittelalterlicher Könige immerhin vier Karlsherrscher der ersten Kategorie vor dem ersten Echt-Karl (Simplex) unterzubringen vermögen (Mann, Groß, Kahl und Dick). Dem polnischen Gegenstück zum westlichen Einhard gelingen gleich vier Herrscher mit dem Namens Lescus (Lesco, Lestek, Leszek) vor dem ersten – uns noch interessierenden – Echt-Lescus (Leszek der Weiße), so dass die polnischen Gegenstücke zu den Karolingern als Leskiden nicht unpassend bezeichnet sind [Kadlubko/Gallus 1749, 5-12]. Die Regierungszeit, Schreibweise und selbst Anzahl der Herrscher hat eine Weile geschwankt, aber zwischen dem Beginn des 17. [Gluchowski 1605, 1-34] und dem Ende des 18. Jhs. [Kuropatnicki 1789, IV.1] geht es im wesentlichen um folgende Sequenz (Für das Auffinden und Herbeischaffen der alten Folianten zu ihrer Rekonstruktion ist Stefania Sychta und Jan Krzeminski von der Danziger Bibliothek der Polnischen Akademie der Wissenschaften – PAN Biblioteka Gdanska – zu danken.)

- Lechus I. (Lech)	ab 550
- Wyszymirus (Wyzimir, Wizimierz) aus dem Stamm des Lechus sowie weitere namentlich unbekannte Lechiaden und am Ende 12 Wojewoden (Pfalzgrafen)	bis 700
- Cracus (Krakus)	700–728
- Lechus II.	728–730
- Wanda (Venda)	730–740

- 12 Wojewoden (Pfalzgrafen)	740–750
- Lescus I. (auch Przemyslaw)	750–784
- Lescus II.	784–800
- Lescus III.	800–815
- Popelus I. (Popiel Senior)	815–830
- Popelus II. (Popiel Junior)	830–842
- Piastus (Piast)	842–861
- Zemowit (Siemovitus)	862–892
- Lescus IV.	892–913/auch 921

Ende der Phantomkönige

- Vater (Ziemomisius/Siemomysl?) von Miezko I.	???–963
- Miezko I. (Mesco) <i>Erster unstrittiger Herzog</i>	963–999

Auch schon vor der auf S. 146 reproduzierten Kupferstich-Galerie mit 50 Porträts für 1.000 monarchische Jahre aus dem Jahre 1750 werden Abbilder der dreizehn frühmittelalterlichen Könige produziert. So enthält etwa die Genealogie *Reges Poloniae* in der prachtvollen Form des polnischen Wapenadlers von Thomas Treter (1547–1610), die im Jahre 1617 in Brüssel als Kupfer verlegt wird, nur 44 Porträts [Niewodniczanski 2002, 40].

Sechs polnische Könige regieren erst nach Fertigstellung dieses Stiches bis zur Erstellung des nächsten im Jahre 1750. Treters Porträts von Lechus I. bis Lescus V. wiederum können auf die prachtvolle Ikonographie der polnischen Könige von Ian Gluchowski aus dem Jahre 1605 zurückgreifen. Beide Darstellungen dienen dem anonymen Stecher von 1750 als Vorlage. Alle drei Werke dürften im polnischen Adel gut verbreitet gewesen sein. Man 'kennt' mithin sogar Gesichter und Gewänder der verehrten frühen Herrscher. Jeder von ihnen schaut mindestens so prächtig aus, wie man sich seit der Renaissance in Westeuropa einen Großkarl („768–814“) ausmalt. An seinen beiden 'Zeitgenossen' Lescus II. (784–800) und Lescus III. (800–815) sei das exemplarisch gezeigt.

II.

Nach der ersten polnischen Teilung (1772) bekommt Adam Naruszewicz (1733–1796) von König Stanislaw August Poniatowski (1764–1795) den Auftrag, eine Geschichte Polens für die nationalbewusste Erziehung der nachwachsenden Elite zu erarbeiten. Mit ihr soll das drohende Schicksal des Landes noch einmal gewendet werden. All das bleibt vergeblich. Ein wenig vielleicht auch deshalb, weil sich der König für einen wirklichen Forscher entscheidet. Der ist an Propaganda nicht interessiert und 'missbraucht' seine

Polones Regizat.

LESCO SECVNDVS.



ATtulit huic Regnum variorum cursus equorum,
Et, præter morem, Sors oculata, suum.
Dignus erat Regno, quamvis patre natus agresti

Die polnischen Könige Lesco II. und III. (784–815) in Renaissance-Holzschnitten [Gluchowski 1605, 20/22]

A Ronco Roizat

LESCO TERTIVS.



Quam fuerit belli cupidus, quam Martisamicus
Iste, vel hoc signo dicere quisq; potest:
Cum sub eo Patriæ pax arma quæta teneret,
Bellandi fieret nullaq; causa domi:
Impatiens otii, Graios contra, atq; Latinos
Pannonibustoties auxiliariis erat.

Position dafür, eine wissenschaftlichen Standards gehorchende Analyse zu schreiben. Naruszewicz gelangt mit seinem großen Wurf gerade bis 1386. In diesem Jahr geht die Piastenherrschaft zu Ende. Die strahlendste Periode des polnisch-lithauischen Großreiches – mit über einer Million Quadratkilometern Fläche – von Wladislaw Jagiello bis Stefan Batory (1386–1586), kommt gar nicht mehr zur Behandlung.

Naruszewicz's Bände II bis VII erscheinen unter dem Titel *Historia narodu polskiego* [Geschichte des polnischen Volkes] in den Jahren 1780 bis 1786. Es sind dies die Bücher über die wirklich mit Quellen versehbare Geschichte des Landes. Sie beginnt im ersten Band, der wegen eines für später geplanten Bandes zur Prähistorie die Nummer II trägt, und setzt nicht etwa gegen 550 mit Lechus I., sondern zum Schrecken des Publikums erst im 10. Jh. mit Herzog Mieszko ein. (Der erste und bisher einzige polnische Staatschef mit dem Namen Lech tritt unter dem Familiennamen Walesa im Jahre 1990 für ein halbes Jahrzehnt das Präsidentenamt an).

Der Band I von Naruszewicz's großem Werk wird erst 28 Jahre nach seinem Tode herausgegeben. Er trägt den Titel *Dzieje przedhistoryczne* [Geschichte der Frühzeit; 1824] und enthält, was damals seit dem Altertum über das Territorium Polens bis zu seiner nun so viel später angesetzten historischen Zeit unter Mieszko bekannt ist.

Naruszewicz befindet sich in einer unübertrefflichen Lage für die Ermittlung der wirklich vorhandenen Quellen zur polnischen National- und Königsgeschichte und damit für die seinerzeit als ungemein skandalös empfundene Streichung der dreizehn frühmittelalterlichen Landesherrn. Er stellt eine Gruppe von Gelehrten zusammen, welche den gesamten vorhandenen Aktenbestand zu sichten beginnt und von ihm allgemein zugängliche Kopien für die wissenschaftliche Arbeit erstellt. Naruszewicz allein verfasst mit dem Rückhalt dieses immensen Sammlerfleißes 130 Biographien berühmter Polen. Die von seiner Arbeitsgruppe ausgewerteten Dokumente bis einschließlich des Jahres 1773 werden zwischen 1781 und 1792 in den *Acta regum et populi Poloni* publiziert, von denen insgesamt 230 Bände vorliegen. Die *Monumenta Germaniae historica* – angeregt im Jahre 1819 durch den Freiherrn vom Stein – erscheinen erst ab 1826.

Auch Naruszewicz kann auf andere Gelehrte zurückgreifen. Besonders Lechus I. steht auch damals schon seit fast einem Jahrhundert in der Kritik. Bereits im Jahre 1766 hat ihn zu Danzig August Ludwig Schlözer (1735–1809) endgültig als Phantom erwiesen:

„Lech kam nicht vor dem Jahr 550 nach Polen, er kam nicht nach demselben, er kam niemals. Lech ist ein bloßer Übersetzungsfehler, ein noch nicht 400 Jahre altes Hirngespinnst, ein historisches Unding. Laßt ihn ins



Adam Naruszewicz (1733–1796) [Zeichnung von W. Kotarsky]

Reich der Schatten wandern. [...] Mein Aufsatz, der dem Lech sein Daseyn bestreitet, ist zwar in einem Reiche, von Stanislaus August regiert, vor der Flamme sicher: allein Gehör, Prüfung und Ergebenheit kann ihm nur der Schutz eines erhabenen Patrioten und der richterliche Anspruch einer gelehrten Gesellschaft gewähren. [...] Es kommt hier weder auf die Menge noch auf das Ansehen derer an, die an den Lech glauben oder nicht, die Gesellschaft fordert innere Beweise und kritische Gründe“ [Schlözer 1770, 2/5/7].

Bereits im Jahre 1780 also ist die polnische Quellenkritik zu den frühmittelalterlichen Königen weit genug fortgeschritten, um die einst so erlauchten Dreizehn aus der Realgeschichte Polens zu eliminieren. Auf dem Höhepunkt der europäischen Aufklärung entscheidet sich die polnische Geschichtswissenschaft im Konflikt zwischen Legenden und Fakten für letztere. Das fällt nicht leicht, denn das polnisch-lithauische Großreich liegt in den letzten – 1795 ausgehauchten – Zügen, und niemand kann sich Popularität erhoffen, wenn er eine ganz Liste berühmter Herrscher gerade aus der ältesten Zeit eliminiert und die polnische Geschichte, um deren Fortgang man doch fürchtet, am Anfang um grandiose Jahrhunderte reduziert.

In Abhandlungen, die ernst genommen werden wollen, finden die dreizehn Glorreichen von nun an keinen Eingang mehr. Natürlich gibt es Revisionsversuche. Vor allem den – in der Tat gewaltigen – Zerstörungen durch die Schwedeneinfälle des 17. Jhs. sollen ausgerechnet sämtliche Münzen und Dokumente des Frühmittelalters, nicht jedoch die späterer polnischer Epochen zum Opfer gefallen sein. Wegen dieses wundersamen Totalverlustes sollen die dreizehn frühmittelalterlichen Könige auch ohne Existenzbeweis in den Geschichtsbüchern bleiben dürfen. Da wird ein Argument vorweggenommen, das in der Abwandlung von den Schweden des 17. Jhs. zu ihren Wikingervorfahren für das ebenso totale Verschwinden der Quellen und Artefakte des frühmittelalterlichen Westeuropa bis zum heutigen Tag in regem Gebrauch ist.

Alle Versuche zur Rettung der Lechiaden und Lesciden bleiben erfolglos. Naruszewicz's *Acta* liefern nämlich auch die Basis für die Werke von Joachim [Ignacy] Lelewel (1786–1861), der als bedeutendster polnischer Historiker überhaupt gilt. Zum Glauben an chirurgisch genaue und zugleich hundertprozentige Quellen- und Fundvernichtung ist er nicht zu bekehren. Mit seinen Arbeiten zur Geographie und Numismatik des Mittelalters und seinem Hauptwerk *La Pologne au moyen-âge* findet der Abschied von den frühmittelalterlichen Königen Polens seine klassische Form [3 Bde., Paris 1846-51]. In einer zweibändigen Enzyklopädie über *Polnische Altertümer* [Moraczewski 1842/52], die Lelewel gewidmet ist, werden die Lechiaden und Lesciden beinahe schon

fanatisch nicht einmal mehr als Königsliste erwähnt, die als Fiktion entlarvt werden musste. Sie werden eisern übergangen. Wer über sie hätte schreiben wollen, wäre nur noch als primitiv und unbelehrbar angesehen worden. Diese Haltung hat vor der Geschichte Recht behalten. Auch nachher sind Quellen für ein frühmittelalterliches Polen niemals gefunden worden [Heinsohn/Sidoreczak 2001].

III.

Auf ihre Weise haben es die polnischen Gelehrten mit der Wende zu den Fakten damals einfacher als ihre westeuropäischen Kollegen. Als man in Polen die Lechiaden und Leskiden ins Schattenreich verweist, steckt man in Deutschland und Frankreich noch mitten im Fertigbasteln der karolingischen und spätmerowingischen Stammbäume. Die hochmittelalterlichen Vorlagen für die westeuropäischen Autoren des 18. und 19. Jhs. haben mit Namen wie Pippin, Karl, Lothar und Ludwig Herrscher in die fiktive Zeit gestellt, die es auch vor 600 oder nach 920 gibt. Die Westeuropäer unterliegen also einer starken Verführung, Dokumente und Münzen der unstrittigen Herrscher zwischen diesen und den fiktiven Persönlichkeiten gleichen Namens aufzuteilen.

Dagegen tragen die von den hochmittelalterlichen Chronisten Polens erdachten Könige Namen, die es vorher als Herrscherbezeichnungen ohnehin nicht gibt. Die polnischen Wissenschaftler finden also keine Möglichkeit, harte Evidenz für Könige aus der Zeit vor 550 irgendwelchen fiktiven Herrschern bis zum Jahre 920 zuzuweisen. In Polen erfolgt das Auftreten eines königlichen Namens, den die spätmittelalterlichen Chronisten für die fiktive Zeit vor 920 verwenden, überhaupt erst mit dem unstrittigen Lescus Bialy (Lescus/Leszek der Weiße). Er regiert zwischen 1202 und 1227. Er herrscht also genau zu der Zeit, in der Wincenty Kadlubek im Jahre 1206 die Liste der fiktiven frühmittelalterlichen Könige Polens weitgehend kanonisiert. Da der Klosterbruder gleich vier Lescusse hinzufügt, gewinnt sein wirklicher König Lescus der Weiße plötzlich eine wunderbar legitimierende Langtradition.

Als sich polnische Forscher seit Naruszewicz bzw. gegen 1760/70 daran machen, die harte Evidenz polnischer Geschichte – Münzen und Akten vor allem – systematisch zu erfassen, verbietet sich das an sich verführerische 'Verbrauchen' der unstrittigen Funde für Lescus den Weißen aus dem 13. Jh. für die legendären vier Lescusse des 8./9. Jhs. von selbst. Mit einer Jahrhunderte überspringenden Vergewaltigung der ohnehin knappen Funde will sich niemand blamieren. Im Endergebnis gibt es für sämtliche dreizehn „legendäre Könige“ – so nennt man sie seitdem in der polnischen Fachliteratur – weder aus der Zeit vor 550 noch aus der Zeit nach 920 und schon gar nicht innerhalb dieser dreieinhalb Jahrhunderte irgendetwas, das ihnen zugewiesen werden könnte.

Die Konsequenzen dieses Befundes werden nur schwer verschmerzt. Bis zu siebenhundert Jahre haben die Polen diese Könige gekannt, die prachtvollen Konterfeis vor dem geistigen Auge gehabt und die Heldentaten und Tragödien dieser Uropolen ihren Kindern erzählt. Der Tod Vendas (Wandas), die sich selbst durch Sprung in die Weichsel opfert, um der Ehe mit einem Deutschen zu entgehen, der sich dadurch des Landes bemächtigt hätte, kann auch heute noch ein polnisches Herz in Rührung versetzen. Über bald sieben Jahrhunderte hinweg scheitern die Söhne des polnischen Adels im Examen, wenn sie die Taten dieser überlebensgroßen Fürsten nicht nennen können.

Die wuchtigen Folianten mit Polen-Chroniken aus der Renaissance [Michow 1521; Cromer 1555] sollen zumindest in ihren Frühmittelalterkapiteln nur noch Makulatur sein. Mit dieser noblen Bildung aus überaus kostspieligen Büchern sogar in polnischer Mundart [Strykowski 1582; Bielski 1597] soll ab 1780 niemand mehr glänzen dürfen. Das sentimentale Anklammern an die gleichermaßen blumigen und blutrünstigen Erzählungen – sie bieten einer Einhard-schen *Vita Karoli* spielend Paroli – wird nichtig vor dem nüchternen Blick der Recherche. Es gibt für die ehrwürdigen Figuren nun einmal keinen einzigen Existenzbeweis. In einem raren und kostbaren Moment geschieht daraufhin etwas Ungewöhnliches: Die wissenschaftliche Haltung obsiegt. Die dreizehn polnischen Karolinger bzw. Lechiaden und Lesciden werden ersatzlos und für immer aus der Geschichte verabschiedet.

Die den Legendenkönigen zugewiesenen dreieinhalb Jahrhunderte allerdings werden beibehalten und seitdem als dunkles Zeitalter in den Büchern geführt. Damals gibt es noch keine Ausgrabungen, mit der die Zeitspanne als solche auf ihre Existenzberechtigung hätte überprüft werden können. Dass mit den fiktiven Menschen auch fiktive Jahrhunderte aus den Büchern herausmüssen, wird nicht einmal geahnt. Erst seit den systematischen archäologischen Untersuchungen des Weichseldeltas durch Deutsche bis 1945 und danach durch polnische Ausgräber weiß man, dass für die 350 Jahre auch die Schichten in der Erde fehlen [Heinsohn 2001]. Die weltweit umfassendsten Ausgrabungen für einen einzelnen Kulturraum überhaupt erfolgen in den 1990er Jahren am 682 km langen polnischen Teilstück der Trasse für die Yamal-Gasleitung aus Sibirien. Die Auswertung von 724 Fundstätten bestätigt einmal mehr die Abwesenheit frühmittelalterlicher Schichten in Polen [Chlodnicki/Kryzaniak 1998; Heinsohn 2002]. Heute traut man sich die nahe liegenden Schlüsse auf einstige Kalenderverlängerung zumindest vorerst nicht zu. Die Kühnheit der polnischen Gelehrten des 18. Jhs. kann auf das 21. nicht einfach übertragen werden.

Westeuropas Mediävisten haben seit Adam Naruszewicz's Einleitungsband für die Geschichte des polnischen Volkes bald zweieinviertel Jahrhunderte für

das Beginnen mit einer seriösen Quellenkritik verloren. Die Inspiration, die man sich im Osten heute von ihnen erwartet, fehlt an allen Ecken. Wohl auch, weil sie seit Illigs 1991er Axt an knapp 300 frühmittelalterliche Phantomjahre für alle Gebiete der Erde ohne Atempause und auf immer mehr Feldern herausgefordert werden, verteidigen sie verbissener denn je ihre geliebten Karolinger, Alfredinger etc. etc. [einschlägige Überblicke bei Louda/Maclagan 1984; Ross 1978]. Je mehr überkommene 'Beweise' den wütend verteidigten Jahrhunderten endgültig abhanden kommen, desto massiver wird der akademische Bücher- und Aufsätzewall zur Verteidigung des Unhaltbaren.

Was soll man da raten? Liebe sich vielleicht der kommunistische Fehlspruch „Von der Sowjetunion lernen, heißt siegen lernen“ verbessern zu einem „von Polen lernen, heißt Kritikfähigkeit zum Frühmittelalter erwerben“? Man muss danach ja nicht einfach alles vergessen. Auch über Jahrhunderte geglaubte Fiktionen verdienen eine Erinnerung, denn ihre wissenschaftliche Überwindung eignet sich allemal als Ermutigung.

Literatur

- Bielski, M. (1597), *Kronika Polska*, Krakau
- Cellarius, A. (1659), *Regni Poloniae, Magnique Ducatus Lithaniae...: Novissima Descriptio*, Amsterdam
- Cromer, M. (1555), *De origini et rebus gestis Polonorum*, Basel
- Chlodnicki, M., Kryzaniak, L., Hg. (1998), *Pipeline of Archaeological Treasures*, Poznan
- DESA UNICUM (2002), *121 Aukcja map i widoków ziem polskich od XV do XIX wieku*, Warszawa
- Dlugosz (seu Longinus), J. (1615), *Historia Polonica Ioannis Dlugossi*, Bd. 1 der 1455 bis 1480 verfassten Handschrift in zwölf Büchern, hgg. v. H. Dobromilski
- Gluchowski, I. (1605), *Ikones ksiazat y krolow polskich*, Krakow
- Heinsohn, G. (2001), „Danzig und die rätselhafte frühmittelalterliche Chronologie-lücke des Weichseldeltas“, in *ZS*, 13 (3), 440-462
- (2002), „Polen im frühen Mittelalter: Der Schock bei den Arbeiten an der Yamal-Pipeline“, in *ZS*, 14 (1), 126-131
- Heinsohn, G., Sidorczak, J. (2001), „Gibt es Slawen betreffende Schriftquellen aus dem frühen Mittelalter?“, in *ZS*, 13 (2), 200-212
- Illig, H. (1991), „Die christliche Zeitrechnung ist zu lang“, in *ZS*, 3 (1) 4-20
- Kadlubko, V., Gallus M. (1749), *Scriptores historicae Poloniae Vetustissimi* (1116 bzw. 1206), Danzig
- Kuropatnicki, E.A. (1789), *Widamosc o kleynocie szlacheckim, oraz herbach domow szlacheckim, w Koronie Polskiej i Wielkim Xiestwie Litewskim*, 4 Bücher in einem Band, Warszawa
- Lelewel, J. (1846-51), *La Pologne au moyen-âge*, 3 Bde., Paris
- Louda, J., Maclagan, M. (1984), *Les dynasties d'Europe* (1981), Paris
- Miechow, M. (1521), *Chronica Polonorum*, Krakow

- Moraczewski, J., Hg. (1842/52), *Starozytnosci Polskie*, 2 Bde., Poznan
- (1780-86), *Historia narodu polskiego*, Bde. II-VII, Warszawa
Naruszewicz, A. (1824), *Dzieje przedhistoryczne*, Warszawa
Niewodniczanski, T. (2002), *Imago Poloniae: Das polnisch-lithauische Reich in Karten, Dokumenten und alten Drucken*, Bd. 1, Berlin et al.
Ross, M. (1978), *Rulers and Governments of the World. Volume 1: Earliest Times to 1491*, London · New York
Schlözer, A.L. (1770), *Abhandlung über die Aufgabe aus der polnischen Geschichte „könnte nicht die Ankunft des Lechs in Polen zwischen den Jahren 550 und 560 u.s.w.“, welcher von der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig 1766 den 19 Aug. der Fürstl. Jablonowskische Preis zuerkannt worden*, Danzig
Strykowski, M. (1582), *Kronika Polska Litewska*, Königsberg

Prof. Dr. Dr. Gunnar Heinsohn, Adresse s. Impressum

Noch einmal: Ajtony und der Goldschatz von Nagyszentmiklós (Hungarica II)

von Klaus Weissgerber

Mit diesem Kurzbeitrag hoffe ich, den 'Streit' zwischen Konrad Fischer und mir über den Goldschatz von Nagyszentmiklós zu einem vernünftigen Ende zu bringen. Dieser 'Streit' beschränkte sich auf sehr kurze Leserbriefe und beruhte auf (beiderseitigen) Missverständnissen.

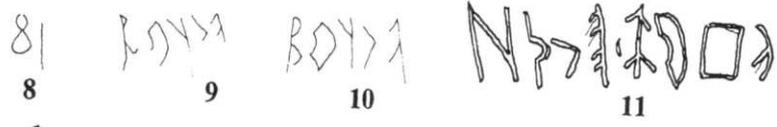
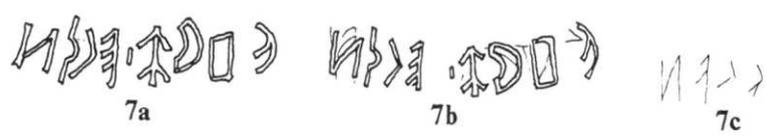
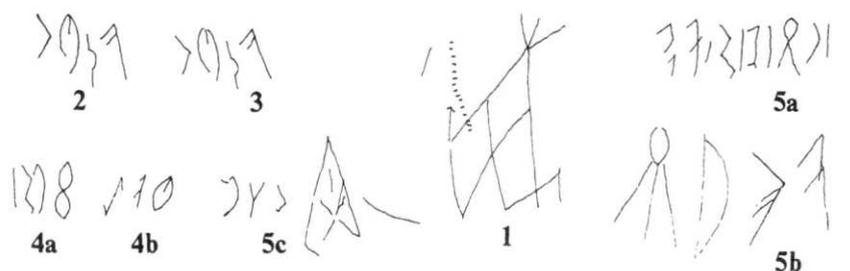
Zur Erinnerung: Nach meinen Beiträgen über die osteuropäische Geschichte (Bulgaren, Magyaren, Ostslawen) warf mir Fischer „übertriebene Hunno- wie Slawophilie“ vor. Ohne konkrete Begründung bezeichnete er die „altturkische Kerbschrift“ des „Goldbechers“ des Schatzes als „Runenschrift“ germanischen Ursprungs [Fischer 2002a]. Ich antwortete in einem etwas längeren Leserbrief:

„Ich bin weder hunno- noch slawophil. Da es mir um die Rekonstruktion der tatsächlichen frühmittelalterlichen Geschichte geht, kann ich das Hunnen- und Slawenproblem nicht weglassen, auch wenn das manchen 'Germanisten' missfällt. Die Weltgeschichte wurde nicht nur von Germanen bestimmt. Aber ich habe nie bestritten, dass Germanen sowohl in Südosteuropa wie in Osteuropa zeitweilig eine bedeutende Rolle gespielt haben. In meinen Bulgaren- und Magyaren-Beiträgen habe ich immer wieder auf Gepiden, Goten und Langobarden hingewiesen [...] In meinem Kiew-Beitrag habe ich begründet, dass die frühen Rus Germanen waren.“

Ich verhehlte nicht, dass mir die Vorwürfe von Fischer „unkonkret und gleichzeitig polemisch“ erschienen, weshalb (nur deshalb) diese mir „unwissenschaftlich“ vorkamen. Ich bat ihn um „einen sachlichen Beitrag, mit dem ich mich wissenschaftlich auseinandersetzen kann.“ Ich lehnte Fischers, von mir damals nur geahnte Position keineswegs von vornherein ab:

„Natürlich ist mir die von ihm genannte Inschrift des Goldbechers von Nagyszentmiklós bekannt. Es gehört viel Kühnheit dazu, sie als „germanische Runeninschrift“ zu deuten. **Aber selbst wenn diese Deutung stimmt: Warum sollen die frühen Magyaren nicht auch die germanische Runeninschrift angewandt haben.**“ [Weissgerber 2002, 410; Hvhg K.W.]

Ich gebrauchte etwas leichtfertig den von Fischer benutzten Begriff „Goldbecher“; hätte er „Trinkhorn“ geschrieben, wäre mir von Anfang an klar gewesen, was er eigentlich wollte. So dachte ich an die zwei „Goldpokale“ [Nm. 22 und 23; bei László Bilder Nr. 83-84; links neben Seite 176]. Diese weisen auf der Unterseite der Standplatten Inschriften auf, zu denen László [126] schrieb:



Kerbinschriften der Gefäße (nach Hampel) und vergrößerte Zeichnung der „Stephanus-rex“-Münze [László/Rácz 179, 47]

„Auf dem Fuß beider Pokale befindet sich eine Kerbinschrift, in gleicher Anordnung wie die Tamgas auf den Silberpokalen vom Tihanyplatz und vom Kiskörös-Vágóhid.“

Wie ich noch darlegen werde, stimme ich László, soweit es um diese beiden Pokale geht, nunmehr nicht mehr ganz zu.

Fischer [2002b, 478 f.] berief sich in seiner Replik erstmals darauf, dass László [Bild 82 rechts neben Seite 172] die Runeninschrift eines Ajtony auf dem Trinkhorn Nr. 17 falsch herum, „auf den Kopf stehend“, abgebildet hätte. Damit hat er Recht. Mir lag aber auch die Abbildung von Bálint [189, Nr. 3] vor, auf der das Trinkhorn 'richtig herum' abgebildet wurde. Die Inschrift ist aber dort sehr unscharf abgebildet und kaum zu erkennen. Hätte Fischer seine Lesung eher und konkret mitgeteilt, hätte ich anders geantwortet. Endlich wusste ich, was Fischer eigentlich wollte. Er deutete die Inschrift auf dem Trinkhorn als Runenschrift und las: HPK AITONGU. **Diese Lesung hat mich überzeugt**, auch wenn noch offen ist, was HPK bedeutet.

Deshalb betrachte ich, trotz allem, unseren 'Leserbrief-Streit' als produktiv. Ich möchte ihn als „dialektischen Streit“ bezeichnen. Nach Hegel entwickelt sich aus These und Antithese irgendwann eine Synthese. Meiner auf die bisherige wissenschaftliche Literatur gestützte These stellte Fischer seine Antithese gegenüber. Nunmehr bin ich zu einer „Synthese“ gekommen, die ich zur Diskussion stellen möchte. Hierfür gab es folgenden Anlass:

Illigs Bücher „Das erfundene Mittelalter“ und „Wer hat an der Uhr gedreht?“ wurden ins Ungarische übersetzt und fanden großen Anklang. Nunmehr erscheint die 4. Auflage des Buches (das beide Werke enthält). Der Verlag hatte Interesse an dem Thema gefunden. So kam es zu einer Vereinbarung, dass ich ein Buch über die Geschichte des Karpatenbeckens (Arbeitstitel: Probleme der ungarischen Frühgeschichte) verfasse, zu dem Illig das Vorwort schreibt. Auf der Grundlage der Phantomzeit-Theorie habe ich bei meinen umfangreichen Studien völlig neue Thesen entwickelt. So fiel mir auf, dass den Hunnen und Turk-Bulgaren kaum archäologische Relikte zugeordnet werden, dafür aber die zahlreichen „frühawarischen“ Relikte den Bajan-Awaren. Mit den „mittelawarischen“ und „spätawarischen“ Relikten wird mühsam die pannonische „Phantomzeit“ gefüllt.

Stattdessen habe ich die These entwickelt und begründet, dass die „frühawarischen“ Funde Relikte der Hunnen und Turk-Bulgaren, die „spätawarischen“ Funde (Greifen- und Rankenstil) aber bereits Relikte der Magyaren sind. Konventionell werden der „mittelawarischen“ Stilperiode höchstens zwei Generationen zugebilligt. Nach der Phantomzeit-Theorie bleiben den Bajan-Awaren aber nur die Jahre zwischen 568 und 600. Entsprechend identifiziere ich die „Mittelawaren“ mit den Bajan-Awaren.

In meinem Manuskript analysierte ich viele Einzelprobleme, ausführlich auch die des Goldschatzes von Nagyszentmiklós. Auf einige dieser Studienergebnisse möchte ich im folgenden Text hinweisen. (Als Hungarica III soll folgen: „Die geheimnisvollen Steigbügel. Nicht die Awaren, sondern die Magyaren brachten sie nach Europa.“)

Mir liegt eine umfangreiche Literatur über den **Goldschatz von Nagyszentmiklós** vor. Ich beabsichtige nicht, diese hier zu referieren, sondern verweise auf die grundlegenden Texte, insbesondere von Gyula (Julius) *Németh*, Gyula *László* und Csanád *Bálint* [187-192].

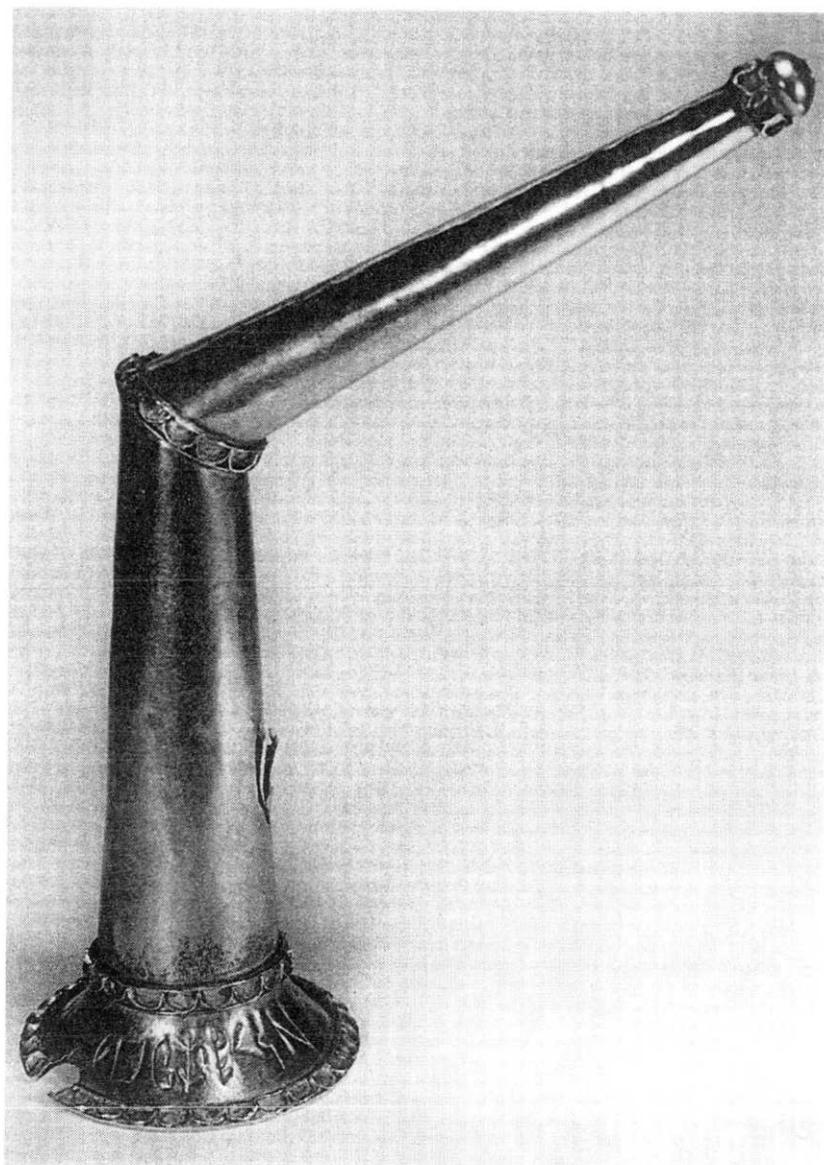
Der Schatz besteht aus 23 Einzelteilen, fast ausschließlich Tischgefäße (Schalen, Krüge, Becher, Pokale). Lediglich das Trinkhorn Nr. 17, auf das ich noch zu sprechen komme, trägt Statuscharakter. László unterschied zwischen dem „Tafelgeschirr des Fürsten“ und dem „Tafelgeschirr der Fürstin“.

Unter den Forschern besteht Einigkeit nur darüber, dass die Teile des Schatzes – wie es bei Schätzen so üblich ist – verschiedener Herkunft und zu verschiedenen Zeiten entstanden sind. Die Literatur über die ethnische Herkunft der Einzelstücke würde aber eine kleinere Bibliothek füllen [so Bálint 187]. Dieser Streit hat trotz des großen Aufwandes bis jetzt nichts gebracht.

Es hat den Anschein, dass sich im Schatz germanische Geschirrtteile befinden. Viele Muster weisen auf sassanidische und magyarische (Ranken- und Greifenstil) Herkunft hin. Heribert *Illig* [669] schrieb grundlegend zur chronologischen Zuordnung des Schatzes:

„Das Hin- und Herschieben des Schatzes zwischen 4. und 12. Jh. ist das Musterbeispiel einer chronologischen Verwirrung, die durch das Ernstnehmen fiktiver Zeit entstanden ist. Der Knoten löst sich zwanglos, indem man die Phantomzeit streicht und so die Querverbindung zum frühen 6. Jh. genauso erhält wie zum 10. und 11. Jh.“

Sehr viele Geschirrtteile sind auch beschriftet, wobei diese *Inschriften* offenkundig nachträglich eingehämmert oder eingeritzt worden sind. Es gibt Inschriften in griechischer Schrift (mit griechischem oder turksprachigem Text) und Kerbinschriften. Németh hielt letztere in seinem grundlegenden Werk für turksprachig. László [179] gab Abbildungen *dieser* Kerbinschriften (ich meine hier nicht die Inschrift des Trinkhorns), die zumeist wohl kaum als Runeninschriften germanischen Typs gedeutet werden können. Es handelt sich um eine „Kerbschrift“, die auch aus osteuropäischen Funden bekannt ist. Auf den ersten Münzen des ungarischen Königs István I. (Stephan I.) waren auch solche Kerbschriftzeichen enthalten [László 47 mit Abbildung]. Sie entsprechen der in Szarvas (heutiges Ungarn) auf einem spätawarischen (ungarischen?) Nadelbehälter gefundenen Kerbinschrift [Juhász 1983; vgl. Bálint 175, Pohl 182, 202, 224]. Vékony hält diese Inschrift für ungarisch [nach Bálint 175, Anm. 92].



Trinkhorn Nr. 17 von Nagyszentmiklós [László/Rácz 173]

Ich habe keinen Zweifel, dass diese Kerbschrift von den Magyaren ins Karpatenbecken gebracht worden ist. Auch die vielen Greif- und Rankenabbildungen auf Gedeckteilen des Schatzes von Nagyszentmiklós zeigen deutlich, dass diese der „spätawarischen“ (nach meiner Überzeugung ungarischen) Stilepoche entstammen müssen.

Konrad Fischer [2002b, 478] verwies auch auf die Gefäße 10, 22 und 23. Die Gefäße 22 und 23 sind die beiden bereits erwähnten Goldpokale. Gabor *Vékony* ordnete diese ebenfalls Ajtony zu. Hierauf werde ich noch eingehen, möchte aber schon jetzt erklären, dass ich nunmehr Vékony's und Fischers Auffassung zustimme, dass die (griechischen) Inschriften auf Ajtony hinweisen. Über die Inschrift der Schnallenschale Nr. 10 [bei László Bilder 76-78] möchte ich mir noch kein Urteil erlauben.

Wichtiger als solche Einzelinterpretationen ist mir etwas anderes: Ohne jeden Bezug auf Ajtony schrieb László [172], welche Bedeutung das *Trinkhorn* bei den Steppenvölkern hatte:

„Solch ein Trinkhorn als Hoheitszeichen ist unausbleiblicher Bestandteil der awarischen Fürstengräber und Schatzfunde. Ungarische Chroniken berichten vom Horn des Stammesfürsten Lehel, als seinem Hoheitszeichen, und auch Fürst Árpád besaß ein Trinkhorn, aus dem er den himmlischen Mächten zutrank, um für erfolgreich bestandene Kämpfe zu danken. Innerhalb des Nagyszentmiklóser Goldschatzes ist das Horn das einzige Stück, dessen Bestimmung nicht, oder nicht allein, der Gebrauch bei Tisch war, sondern das auch als Hoheitszeichen diente; die Kerbschriftzeichen beweisen, dass es zum Tafelgeschirr des Fürsten gehörte.“

Wenn gerade auf einem Trinkhorn der Name „Ajtony“ steht, kann dies nur bedeuten, dass ein Ajtony der letzte Eigentümer des Goldschatzes von Nagyszentmiklós gewesen sein muss !

Ehe ich näher auf diesen Ajtony eingehe, möchte ich kurz auf die *Entdeckungsumstände* des Schatzes zu sprechen kommen. Er wurde 1799 im heute rumänischen Banat, nahe der Flüsse Maros und Theiß, im Südwesten des Ortes Nagyszentmiklós (heute Sinnicolaul Mare) von einem Bauern, Neru Vuin, bei Grabungen gefunden und befindet sich jetzt im Kunsthistorischen Museum in Wien. László [20 ff.] hat die Geschichte des Fundortes analysiert:

„In Kenntnis der gegenwärtigen Lage der Fundstätte kann man sich nunmehr vorstellen, wie diese Gegend beschaffen war, als der Goldschatz vor feindlichem Zugriff vergraben wurde: Eine Insel, die sich inmitten eines von Gewässern geschaffenen, schilfbestandenen Moores, vielleicht von einer Art schanzenbesetzten Erdwall geschützt, erhob. Es dürfte sich um ein ähnliches Erdschanzwerk gehandelt haben, wie man solche im Zuge

der Ausgrabungen in árpádenzeitlichen Dörfern antraf. Die Inselsiedlung im Sumpfbereich war wahrscheinlich mit einer improvisierten Befestigungsanlage versehen und stellte nur eine interimistische Niederlassung dar, da sich weder Herdspuren, noch Scherben, noch auch Hausfundamente fanden, zumindest nicht in solchen Mengen, dass sie der ortsansässigen Bevölkerung aufgefallen wären. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass die ehemaligen Besitzer des Goldschatzes sich in dieser notdürftig befestigten Zufluchtsstätte nur vorübergehend aufgehalten haben und nach Hinterlassung ihrer Wertsachen auch von da wieder die Flucht ergreifen mussten.“ [László 20]

Es wurden auch Überreste eines Ledersackes gefunden. Nach weiteren Erörterungen schrieb László [22] zusammenfassend:

„Folgt man dem weiteren, dass der einstige Herr dieser zeitweiligen Niederlassung vor einem feindlichen Angriff in Eile fliehen musste und - vielleicht noch auf der Flucht - den Tod gefunden hat, auf jeden Fall aber nicht mehr Gelegenheit hatte, den Schatz wieder auszugraben. Was den bereits erwähnten, zum Schatz verwendeten Sack betrifft, verweisen wir noch kurz darauf, dass die Nomaden während ihrer Wanderungen unter Mitnahme der Jurten (Zelte) ihre ganze Habe, in Säcken verstaubt, den Lasttieren aufluden und dann auch in den Zelten in Ledersäcken aufbewahrten.“

Diese Fundumstände sind wichtig, um den letzten Eigentümer des Schatzes näher zu identifizieren.

Wer war Ajtony ?

Sein Name findet sich in vielen allgemeinen Darstellungen der ungarischen Geschichte [z.B. Csuday 123 ff.; Pamlényi 26 ff.]. Sie beruhen auf zwei Schriftquellen:

- den „Gesta Hungarorum“ (Taten der Ungarn) des „Anonymus“, des Notars des Königs Béla [s. Weissgerber 2001, 411],
- der „Vita“ des heiligen Gerhard (ungarisch: Géllert), den 1049 „Heiden“ von einem Berg in Budapest stießen, der seitdem Géllert-Berg heißt [zu dieser Quelle: Anonymus. Anm. 107]

Beide Texte wurden lateinisch geschrieben. In diesen Urfassungen ist von einem „Ohtum“ die Rede. In den jeweiligen deutschen und ungarischen Übersetzungen steht dafür „Ajtony“. Hierzu muss man wissen, dass „a“ im Ungarischen fast wie „o“, „y“ aber niemals wie „i“ ausgesprochen wird. Dieses „y“ ist ein kaum hörbares „j“, das mit dem vorangehenden „n“ phonetisch verbunden ist. Das ungarische Phonem „ny“ entspricht dem spanischen Phonem „ñ“ (mañana).

Dieser „Ajtony“ war keineswegs „ein Kumpan des Árpád“, wie Fischer [2002a, 207] unter Bezugnahme auf László, doch ohne jede Quellenangabe, schrieb. Bei László fand ich nirgends eine solche Bemerkung. In seinem Buch über den „Goldchatz von Nagyszentmiklós“ [1977] vermied er tunlichst jeden Hinweis auf Ajtony. Er ging lediglich nebenbei auf eine Abhandlung von Gábor *Vékony* ein: Dieser meint,

„die Schalen Nr. 9 und 10 können ursprünglich nicht liturgische Geräte gewesen sein, da sich die Inschrift auf Ajtony, den einst mächtigen Herrn der Theiß-Maros-Gegend bezieht. [...] Die frühesten Stücke der Tafelgeschirre verlegt er in die Zeit nach 820 [...], die spätesten in die Zeit vor dem von ihm auf 1014-1015 datierten Feldzug gegen Ajtony“ [László 45].

Die von László [Bilder 74 und 75] abgebildeten Schalen Nr. 9 und 10 enthalten Inschriften in griechischer und in Kerbschrift, auf die László [163 ff., 176 ff.] zwar einging, aber auch hierbei jeden Hinweis auf Ajtony vermied. Der Beitrag von Vékony [1973] hat mich davon überzeugt, dass die griechischen Inschriften dieser Schalen sich auf Ajtony beziehen. Zur Frage des Inhalts der Kerbinschriften möchte ich mir noch kein Urteil erlauben.

Jedenfalls ist allen einschlägigen Schriftquellen zu entnehmen, dass Ajtony kein „Kumpan des Árpád“ war (und somit nicht während der Landnahmezeit lebte), sondern eine historische Gestalt des 11. Jhs. Vor und während der Landnahmezeit wirkte aber *Glad*, ein Ahnherr Ajtonys. Über dessen Herrschaftsbereich berichteten Kundschafter vor der Landnahme laut Anonymus [Kap. 11]:

„Das Land zwischen dem Fluss Mors (= Maros) und der Festung Urschia (= Orsiva?) habe mit Hilfe der Kumanen (= Petschenegen) ein Fürst Glad inne, der von der Festung Bundyn (= Bodony) ausgezogen war.“

Das war das südliche Theißgebiet (das heutige rumänische Banat), also genau die Landschaft, in der der Schatz von Nagyszentmiklós gefunden wurde! Der Anonymus-Text [Kap. 11] ging aber weiter:

„und von dem [= Glad] jener Ohtum [= Ajtony] abstammte, den viel später, zur Zeit, nämlich zur Zeit des Heiligen Königs Stephan, Sunad [= Csanád], Sohn des Dobuca und Neffe des Königs, in seinem Lager am Mors [= Maros] deshalb tötete, weil Ohtum sich in aller Hinsicht jenem König aufreißerisch. Dem Sunad aber sprach der besagte König Stephan für seine guten Dienste die Gemahlin und die Burg des Ohtum zu, mit allem zugehörigen Besitz, wie eben gute Herrscher ihre Getreuen zu belohnen pflegen, und die Burg heißt jetzt Sunad [= Csanád]“ [Alle Angaben in Klammern entsprechen den Übersetzungen des Herausgebers Silagi.]

In der ungarischen Literatur ist die Rede von Marosvár (Burg am Maros), dem späteren Csanád. Der heilige Gerhard (= Gellért) soll Bischof von Csanád gewesen sein. Rumänisch heißt diese Stadt heute Cenad.

Schon Árpád versuchte, das Land des Glad zu erobern, worüber Anonymus [Kap. 44] ausführlich schrieb. Ich beschränke mich hier auf die für die Darstellung wesentlichen Passagen:

„Vorher wollten sie [Árpád und seine „Vornehmen“; K.W.] noch ein Heer gegen Fürst Glad [‘contra Glad ducem’], dessen Herrschaft vom Fluss *muros* [‘Maros’] bis zur Burg Horom [= Haram] reichte, und aus dessen Nachkommenschaft sehr viel später Ohthum [= Ajtony] entstammen sollte, den Sunad [= Csanád] tötete.“

„Als sie über den Temes setzen wollten, zog ihnen Glad entgegen, der Fürst jenes Landes, von dem später Ohthum abstammte. Er hatte ein großes Heer von Reitern und Fußvolk und wurde von Kumanen, Bulgaren und Walachen [‘cumanorum et bulgarorum atque blacorum’] unterstützt.“

„Und weil Gott in seiner Gnade den Ungarn voranging, schickte er ihnen einen großen Sieg, und ihre Feinde fielen vor ihnen, wie Halme durch die Schnitter. In demselben Kampf fielen zwei Führer der Kumanen und drei Führer der Bulgaren. Glad selbst gelang es, zu fliehen.“

So entscheidend scheint aber seine Niederlage nicht gewesen zu sein. Er verschanzte sich in der Burg Keve, und es kam schließlich nach diplomatischen Verhandlungen zum Friedensschluss. Jedenfalls behielten Glad und seine Nachkommen bis zu Ohthum = Ajtony die Herrschaft über die südliche Theißregion (Banat).

Da die Schilderung des „Anonymus“ mit der Zeit des Königs Zsolt, dem Sohn des Árpád, abbrach, enthält sie keine unmittelbaren Angaben über die Besiegung Ajtonys. Die zitierten Passagen sind aber deutlich genug. Sie erwecken den Eindruck, dass Ajtony in den ersten Jahren der Regierung Stephans I. (997–1038) besiegt und getötet worden ist. „Anonymus“ gab aber keine Jahreszahlen an. Ungarische Historiker nannten ohne Begründung die verschiedensten Jahreszahlen: Nach Pamlényi [747] starb Ajtony 1003, nach Csuday [123] 1008, nach Vékony, wie dargelegt, 1015.

Ein andere chronologische Datierung ergibt sich aus der *Vita des heiligen Gerhard* (Gellért), in der ausführlich der Krieg des Csanád, des Heerführers Stephans I., gegen Ajtony geschildert wurde. Danach gewann Ajtony die erste Schlacht, fiel aber später bei Oroszlános. Gerhard war Bischof von Marosvár, des späteren Csanád. Der Krieg spielte sich während seiner Bischofszeit, aber noch zu Lebzeiten von Stephan I. ab. Horedt [1983] datierte ihn unter Abwägung aller Umstände auf etwa 1028. Diese Jahreszahl wird vor allem in rumänischen Chroniken angegeben [vgl. Banat's Chronology].

Anscheinend hat Ajtony vor der Schlacht von Oroszlános den Goldschatz in ‘Sicherheit’ gebracht, wie es auch in anderen Fällen geschehen ist. So heißt es im 5. Kapitel der „Kleinere St.-Stephans-Legende“, dass die Magyaren

vor einem Angriff der Petschenegen „alles [Wertvolle; K.W.] vergraben“ [László 22]. Der Fundort des Schatzes von Nagyszentmiklós ist nur 8 km von der Burg des Ajtony am Maros entfernt [Bálint 187]. Wegen Ajtonys Tod – wer wusste schon von dem Versteck? – blieb offensichtlich der Ledersack mit dem Schatz im Moor, bis er 1799 wieder gefunden wurde.

Nationalistische Historiker spekulieren über die Nationalität des Ajtony. Die Schriftquellen schwiegen sich hierzu aus. Da in diesen aber ausdrücklich die Rede davon ist, dass Petschenegen und Turk-(Bulgaren (neben Walachen) ihm zu Hilfe kamen, dürfte er nicht turksprachig, aber auch nicht romanischsprachig gewesen sein, wie rumänische Historiker suggerieren wollen.

Vieles spricht dafür, dass er *Aware* war. Nach meinen letzten Forschungen sprachen die Bajan-Awaren von 560 eine ugrische (= ungarische) Sprache. Die erste Landnahme (nach László) könnte die der Bajan-Awaren gewesen sein, während die zweite die der Árpád-Magyaren gewesen ist [vgl. Weissgerber 2001, 419 f., 424; ausführlich jetzt Weissgerber 2003, Kap. IV/10]. Nicht auszuschließen ist jedoch, dass Ajtony *Gepide* oder *Székler* gewesen ist. Gepiden sind archäologisch in Müresti (Siebenbürgen) bis ins 6. Jh. nachgewiesen, die Burg wurde aber in der Folgezeit weiterbesiedelt [Comsa 126]. Streicht man die Phantomzeit (etwa 600 bis 900), wurde diese Burg noch im 10. Jh. von Gepiden gehalten. Noch nicht geklärt ist die Sprache der Székler. Nach den Quellen waren sie zur Zeit der magyarischen Landnahme keine Magyaren. Einiges spricht dafür, dass sie Gepiden waren [Ausführlich Weissgerber 2003, Kap. IV/9]. Wenn dies stimmt, ist es nicht mehr rätselhaft, dass Ajtony, der letzte Eigentümer des Schatzes von Nagyszentmiklós, die Runenschrift benutzt hat.

Diese „Synthese“ im Hegelschen Sinn sollte für beide Seiten akzeptierbar sein.

Literatur

- Anonymus (1991): Die Gesta Hungarorum des anonymen Notars. Hg. Gabriel Silagi; Wiesbaden
- Bálint, Csanád (1989): Die Archäologie der Steppe. Steppenvölker zwischen Volga und Donau vom 6. bis 10. Jahrhundert; Wien · Köln
- Banat's Chronology (2002): Banat's Historical Chronology for the Last Millennium. XI-VV Century; www.genealogy.ro/cont/20a.htm
- Comsa, Maria (1986). „Romanen-Walachen-Rumänen“; in: Joachim Herrmann (Hg.): *Die Welt der Slawen*; München, 123-142
- Csuday, Eugen (1900): Die Geschichte der Ungarn; Budapest
- Daim, Falko / Städler, Peter (2002): Der Goldschatz von Sinnicolaul (Nagyszentmiklós); www.univie.ac.at/urgeschichte/&f/fma/nag/html
- Fischer, Konrad (2002a): „Zu A. Müller und K. Weissgerber (Leserbrief)“; in: ZS 14 (1) 207

- Fischer, Konrad (2002b): „Repliken auf Weissgerber und Müller (Leserbrief)“; in: *ZS* 14 (3) 478-480
- Horedt, Kurt (1983): „Zur Zeitstellung des Fundes von Sinnicolaul“; in: *Archäologisches Korrespondenzblatt* (Mainz) 13 (4) 503-505
- Illig, Heribert (2002): „Theoderich der Große - Vorlage für Karl den Großen“; in: *ZS* 14 (4) 656-671
- Juhász, Ilona (1983): „Der awarische Nadelbehälter mit Runenschrift von Szarvas“; in: *Acta Archaeologica Academiae Scientiarum Hungarica* (Budapest) 35.373-377
- László, Gyula (1977): *Der Goldschatz von Nagyszentmiklós*; Budapest (Mit Photographien von István Rácz)
- Németh, Julius (= Gyula) (1932): *Die Inschriften des Schatzes von Nagy-Szent-Miklos*; Leipzig. Mit zwei Anhängen:
 - Die Sprachen der Petschenegen und Kumanen
 - Die ungarische Kerbschrift
- Pamlényi, Ervin (Hg.; 1971): *Die Geschichte Ungarns*; Budapest
- Pohl, Walter (1988): *Die Awaren. Ein Steppenvolk in Mitteleuropa 567-822 n.Chr.*; München
- Vékony, Gábor (1973): „Zur Lesung der griechischen Inschriften des Schatzes von Nagyszentmiklós“; in: *Acta Archaeologica Hungarica* 25.296-306
- Weissgerber, Klaus (2001): „Zur magyarischen Phantomzeit. Die Ungarische Bilderchronik“; in: *ZS* 13 (3) 410-439 (= *Hungarica* I)
 - (2002): „Antwort auf Konrad Fischer und andere (Leserbrief)“; in: *ZS* 14 (2) 410
 - (2003): *Probleme der ungarischen Frühgeschichte* (Unveröffentlichtes Manuskript)

Dr. Klaus Weissgerber, 98693 Ilmenau, Herderstraße 6

Druckfehlerberichtigung für *Sinaica* IV [*ZS* 14 (4) 692-735]

S. 693 (6. Zeile von unten): statt „100“ lies „200“

S. 704 (7. Zeile von unten): statt „204“ lies „24“

S. 719 Ergänze die Ordnungszahl „7“ vor der Überschrift: Südostchina („Wu“)

Split und die Rätsel Altkroatiens

Heribert Illig

Split: Der Diokletianspalast

Selten ist der Einklang von Antike, Mittelalter und Neuzeit so zu erfahren wie in Split, dessen Altstadt in den kaiserlichen Palast hineingebaut worden ist. Grandiose Vorgabe war das Areal, das Aurelius V. Diocletianus um 300 unmittelbar am Meer anlegen ließ: Ein Geviert von 225 x 175 m, dessen hohe Umfassungsmauern mit vier Ecktürmen und sechs kleineren Vorbauten den eigentlichen Palast, das Mausoleum des Kaisers, einen Tempel und das zentrale Peristyl schützten. Die gesamte Anlage glich einem römischen Castrum: Im Zentrum kreuzten sich *Cardo* und *Decumanus*, die hier mit hohen Kolonnadenreihen flankierten 'Hauptstraßen'. Sie verließen den Palast durch drei große Tore. Auf der Meeresseite gab es nur ein unscheinbares Tor, durch das Diokletian direkt seine Staatsgaleere besteigen konnte [Stanić 123 ff.].

Der Kaiser stammte vermutlich aus einem Bauerndorf in der Umgebung und zog sich nach seiner Abdankung am 1. Mai 305 hierher zurück. Er musste noch erleben, dass die von ihm seit 303 verfolgten Christen unter Konstantin dem Großen toleriert wurden, bevor er wohl 311 oder 313 den Giftbecher wählte, um einem Komplott gegen ihn zuvorzukommen [vgl. Bauer 22 ff.] – so zumindest die christliche Version [LMA ▶ Diokletian].

Uns interessiert hier die urbane Kontinuität einer Stadt, deren Benennung merkwürdigerweise nicht von *Palatium* herrühren soll, sondern von dem illyrisch-griechischen Siedlungsnamen *Aspalathos*, der sich zu *Spalato* und schließlich Split geformt habe [Mehling 350]. Der Ort ist übrigens auf der *Tabula Peutingeriana* [vgl. Heinsohn 286 ff.] eingetragen.

Bauten und Geschichte

Ab 290: Palastbau mit Tempel, Mausoleum, Peristyl, 18 m hohen und 2 m starken Mauern, vier Toren. Erhalten haben sich nicht nur Überreste, sondern der zur Taufkirche umgewidmete Jupitertempel, das zum Dom umgebaute Mausoleum und 'die Basis' der Stadt:

„Zwischen schmalen Gängen öffnen sich basilikale, dreischiffige Festhallen und Apsiden sowie quadratische und runde Raumgebilde, die in der Antike mit Marmor, Ornamenten, Mosaiken und Malereien ausgestattet waren. Nahezu alle späteren Raumformen der abendländischen Baukunst sind hier vertreten, und zwar in hoher technischer Fertigkeit und Qualität. Die kühnen Deckenkonstruktionen tragen heute noch das enorme Gewicht

der mittelalterlichen Stadt; denn der Palast wurde auf einem leicht abschüssigen Terrain erbaut" [Stanić 124].

614–900: Keine materiellen Spuren, allenfalls Innenausbau der Kapelle im Westtor und ein Sarkophag.

900–1200: „Allmählich füllte sich das Territorium Alt-Splits, der bischöflichen ‘Civitas’ (A), und die neuen Häuser rückten enger aneinander. Diese an italienische Hausburgen erinnernden ‘Festungen’ gehören zu den sicherlich ältesten aus Stein errichteten Wohnbauten. Sie entstanden zwischen 900 und 1200, in einer Zeit also, in der man in Trogir, Zadar und Dubrovnik noch weitgehend Holz verwendete.“ [Stanić 130]

Es handelte sich um Häuser mit einem Untergeschoss und drei Wohngeschos- sen. Die unverputzten Mauern lassen erkennen, wo später die ursprünglich kleinen Fensteröffnungen durch größere ersetzt worden sind, wie im Erdge- schoss Läden, darüber Festsäule eingebaut worden sind. Als schönster und reichster Vertreter aristokratischer Wohnkultur gilt der Papalić-Palast, das heutige Stadtmuseum, das wie viele dieser Häuser im 15. Jh. spätgotisch umgebaut worden ist.

10./11. Jh.: In die Tore werden Kapellen eingebaut; über der im Westtor wird der erste Glockenturm der Stadt errichtet, dessen Mauerwerk sich deutlich von den römischen Mauern abhebt. Die flechtwerkskulptierte Altarschranke in der Kapelle des Nordtors ist noch in situ erhalten (s. u.). Flechtwerk-Altarschranken des Doms, aus denen später das noch erhaltene Taufbecken im Jupitertempel gestaltet wurde. Euphemias-Kirche vor dem Nordtor.

1000: Die byzantinische Oberherrschaft verfällt.

1096: Split formell mit dem kroatischen Staat verbunden; ab 1105 unter der Herrschaft der ungarisch-kroatischen Könige.

1250: Weil das Palastgelände, das bischöfliche Split zu eng geworden war, wurde vor dem Westtor die hochmittelalterliche Bürgerstadt (‘burghus’) angelegt. [Erst mit dieser Erweiterung wurde die Grundfläche von Split größer als die der Cheopspyramide (ca. 230 x 230 m)].

13. Jh.: Cyprianis-Palast; im Dom hölzerne Türflügel, Chorgestühl.

1327: Split unterstellt sich der Dogenrepublik Venedig, zu der es bis 1797 gehörte.

14. Jh.: Campanile, Domkanzel; Stadtmauern um die neue Stadt, Franziskanerkloster.

15. Jh.: Uhrturm. Im Dom der Baldachinaltar des hl. Domnius über spätantikem Sarkophag sowie der Altar des hl. Anastasius, dem Stadtpatron.

•

Wer einmal durch die engen Gassen von Split geschlendert ist und dieses Konglomerat aus römischen Untergeschossen und mittelalterlichen Überbauungen gesehen hat, wird keinen Gedanken mehr an Fomenko vergeuden, demzufolge die römischen Bauten zeitgleich mit den hochmittelalterlichen entstanden wären. Das geht hier so wenig wie in Rom oder Assisi, Köln oder Regensburg.

Dafür bestätigt sich einmal mehr die frühmittelalterliche Phantomzeit. Nach bisheriger Sicht ist der Palast 614 von Flüchtlingen besiedelt worden, als das benachbarte Salona, Hauptstadt des römischen Dalmatiens, von Awaren und Slawen für immer zerstört worden ist. Die Vertriebenen mussten das Palastareal intensiv nutzen, doch in der bisherigen Sicht hatten sie fast 300 Jahre zu warten, bis sie zusätzliches Mauerwerk aufführen durften.

Auch in Split ist die Phantomzeit nur auf Pergament bekannt. So soll 652 mit Johannes von Ravenna der erste Bischof von Split den Sarkophag des kaiserlichen Christenverfolgers aus dem Mausoleum geräumt und den Bau zur Kathedrale des Bistums Salona umgewidmet haben [Mehling 353], dem seit 614 die Metropole fehlte. Doch erst um 950 wird die Diözese Split Zentrum der dalmatinisch-kroatischen Kirche. Nachdem die fürs 9./10. Jh. genannte Kapelle Sv. Teodor im Westtor de facto aus römischen Mauern besteht, scheint für die Zeit zwischen 614 und 911 einzig und allein der Sarkophag des Bischof Johannes (8. Jh.) zu bürgen [Stanić 130]. Aber selbst das ist mehr als fraglich:

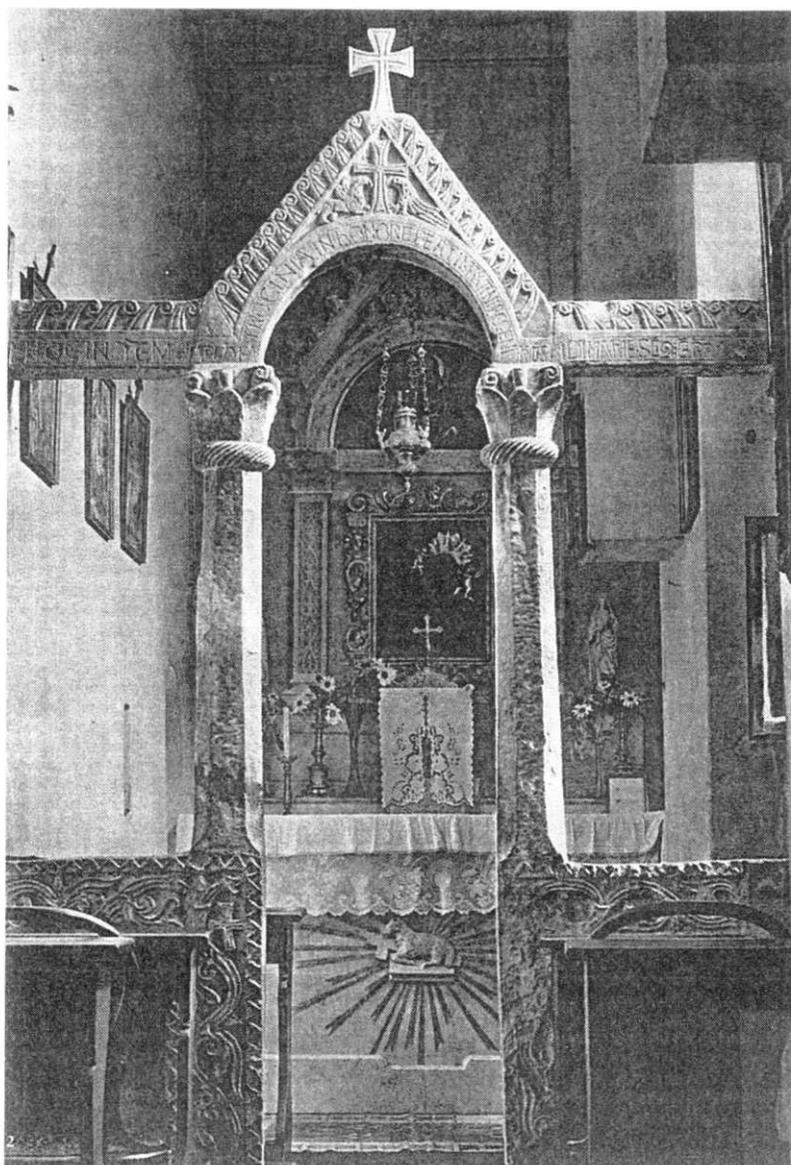
„Die Überschrift lautet in Übersetzung: ‘Hier ruht der schwache und nutzlose Johannes der Sünder, Erzbischof’. Die Überschrift ist leider nicht datiert, weshalb man auch bezweifelt, ob dies wirklich der Sarkophag des Ravenjanin [Ravennaten] ist” [Bego 61].

Geschichte und Kirchengeschichte setzen sich nach 652 keineswegs fort, sondern erst viel später. In der Kathedrale fand 925 das erste Konzil von Split statt. Zugewogen war König Tomislav, als Gregor von Nin die Rechte des „kroatischen“ Bischofs verteidigte. In den Jahren 928 und 1060 wurden am selben Ort weitere Konzile durchgeführt [Bego 43].

Sv. Martin in der Porta Aurea

Das Nordtor empfing die Ankömmlinge aus der Provinzhauptstadt Salona. Deshalb war diese „Porta Aurea“ reich mit Götter- und Kaiserskulpturen, Nischen, Archivolten und Ornamenten geschmückt. Wie im Westtor ist im frühen Mittelalter eine schmal-lange Kapelle eingebaut worden, deren Alter nicht näher fixiert werden kann. Dafür kann sie mit einer Rarität aufwarten:

„Sie ist eigentlich auch eine Verlegenheitslösung romanischer Architekten. Sie zeichnet sich aber insbesondere dadurch aus, daß die zier-



Split: Die im Nordtor eingebaute Sv. Martin-Kapelle mit ihrer in situ gebliebenen Chorschranke, die gegen 1975 zu Recht ins 11. Jh. datiert worden ist [Foto M. Grčević bei Jelovina 12].

lichen, im altkroatischen Stil gefertigten Chorschranken noch vorhanden sind" [Stanić 134].

Anstelle von „Chorschranken“ ließe sich auch von „Septum“ sprechen, obwohl der Durchgang stärker hervorgehoben ist als die Abschrankung. Der so genannte altkroatische Stil ist nichts anderes als das uns gut bekannte Flechtwerk. Es hat sich wohl deshalb in situ erhalten, weil der 'Torhohlraum' mit seinen nur 1,90 m Breite später niemand mehr für eine Neugestaltung gereizt hat. So wird das zierliche Giebeldreieck des Durchgangs noch von zwei achteckigen Säulen getragen, die links und rechts mit jeweils zwei Querbalken abgestützt sind. Auf deren oberen Hälften sind jeweils „Haken“ gereiht, die von beiden Seiten auf das zentrale Kreuz weisen. Dieses ist von einer Taube und einem Greif flankiert. Darunter zieht entlang der beiden Balken und dem runden Durchgang eine Inschrift, die für uns bedeutsam ist:

„HOC IN TEMPLO PATROCINIA. IN HONORE BEATI MARTINI AD GENITRICIS DEI MARIAE SANTIQUE GREGORI PAPE“ [Jelovina 95].

Wie es sich in einer Kirche gehört, wird hier der Kirchenpatrone gedacht, in diesem Fall dem seligen Martin, der Gottesgebälerin Maria und Papst Gregor, keineswegs aber irgendeinem weltlichen Potentaten.

Wirkliches Flechtwerk ist an den durchbrochenen Schranken zu sehen, das aber weich fließt und kaum verknotet ist. Es nimmt also nicht Wunder, dass dieses zur Weinranke stilisierte Ornament und damit dieses kleine Septum keineswegs ins 9., sondern ins 11. Jh. datiert wird [Jelovina 95]. Bevor wir auf das altkroatische Flechtwerk eingehen, vergegenwärtigen wir uns das erste Entstehen jenes Staates, der gerade zwölf Jahre alt ist.

Die Anfänge Altkroatiens

Wie die übrigen Slawen kommen die Kroaten zu Anfang des 7. Jhs. in jene Gebiete, die sie auch heute noch bewohnen. Sofern Konstantin VII. [161] richtig informiert war, lebten sie noch hinter den Bayern, für andere kamen sie aus der Weichselgegend in der Nähe des heutigen Krakau/Kraków [ebd. 161, Anm. 326]. Als Benennungen tauchen Begriffe wie Chorbata, Chrobatia und Sclavonia auf. Das Glück der souveränen Landnahme soll aber nur ein kurzes gewesen sein, da Byzanz von 641 bis 800 wieder die Oberhoheit übernimmt. Doch davon wissen wir eigentlich nichts, wie ein knappes Zitat deutlich macht, das an die Zerstörung von Salona, 614, anknüpft:

„Nunmehr wird es still um Dalmatien: Für einen Zeitraum von zwei Jahrhunderten hörte man außer einigen geringfügigen Meldungen nichts mehr von und aus diesem Lande. Die Langobarden nahmen unterdessen auch Ravenna, so daß es auch kein Exarchat mehr gab. Die dalmatinischen Städte kamen wieder unmittelbar unter Byzanz, aber auf dem übrigen,

freien Gebiet begann sich ein kroatischer Staat zu bilden, der zu Beginn des 9. Jh. aus dem geschichtlichen Nebel aufsteigt. Nun ist auf einmal von kroatischen Fürsten und einzelnen kroatischen politischen Einheiten, die es niemals bisher gab, die Rede" [Bauer 25].

Nacht und Nebel zerteilte auch hier Karl der Große, von Jacob Burckhardt als „Blitzstrahl" apostrophiert. Er soll 787/88 Istrien und 803 das festländische Dalmatien bis zur Cetina erobert haben. Ein bis zwei Jahre später wären auch die Uferstädte untertan gewesen, so dass im Staatsteilungsvertrag von 806 Karls Sohn Pippin (anfänglich Karlmann genannt) Venedig, Istrien und Dalmatien hätte erhalten können. Doch daraufhin besetzte eine byzantinische Flotte diese Städte. 812 wäre im Aachener Frieden der Streitfall geregelt worden: Kaiser Nikephoros behielt Venedig und die dalmatinischen Küstenstädte als Verwaltungseinheit („Thema"), während das dalmatinisch-kroatische Fürstentum unter fränkischer Oberherrschaft weiterbestanden hätte. Sofort wären fränkische Missionare von Aquileia eingeströmt, worauf zur Zeit Ludwigs des Frommen als erster Fürst Višeslav die Taufe genommen hätte.

Wenn man bedenkt, dass der Fluss Cetina 20 km südöstlich von Split die Adria erreicht, hätte der große Karl en passant, ohne persönliche Beteiligung, sein Reich um 600 km über die heutigen deutschen Grenzen hinaus erweitert.

Das schemenhaft sichtbare Fürstentum wird 924 zum Königtum erhoben:

Višeslav

Trpimir I. 845–864 (?)

Domagoj 864–876 (?)

Zdeslav 876–879

Branimir 879–892

Mutimir 892–910

Tomislav I. 910–928 (König 924)

Trpimir II. 928–935 [Matz 84].

Diese Reihung entstammt Urkunden und Chroniken späterer Zeit – schwache, ärmliche Belege. Wir erinnern nur an die älteste Urkunde Kroatiens, aus der ein blühendes Land abgeleitet worden ist:

„In der ersten Hälfte des 9. Jh. war dieser kroatische Staat bereits vollkommen geordnet, seine Hofkanzlei war in voller Funktion, Hofbeamte und Würdenträger umgaben Fürst Trpimir (845 bis 855), als er 852 die erste uns bekannte kroatische Urkunde mit der Unterschrift ausstellte „dux Chroatorum munere divino" [Bauer 27].

Diese Urkunde ist jedoch nur in Abschrift aus dem 16. Jh. erhalten [Jelovina 97]. **Nin** als Residenzort von Višeslav und als junger Bischofssitz ist heute ein Dorf und war auch damals nicht größer. Die kleine Insel, 17 km nordwestlich von Zadar gelegen, ist heute über zwei Brücken mit dem Festland verbunden.

Nach vorrömischer und römischer Besiedlung (Aenona) wäre es um 800 kroatischer Fürstensitz geworden, im 9. Jh. dann Bischofssitz. Dafür wurde die vorromanische Heilig-Kreuz-Kirche Sveti Križ errichtet, eine bescheidene Kreuzkuppelkirche, die gleichwohl zeitweilig den Rang einer Kathedrale innegehabt hätte [Braun 260 f.], „die kleinste Kathedrale der Christenheit“ [Rother 118]. Außerdem fanden sich immer wieder kroatische Könige ein, die bis ca. 1100 keinen festen Wohnsitz hatten.

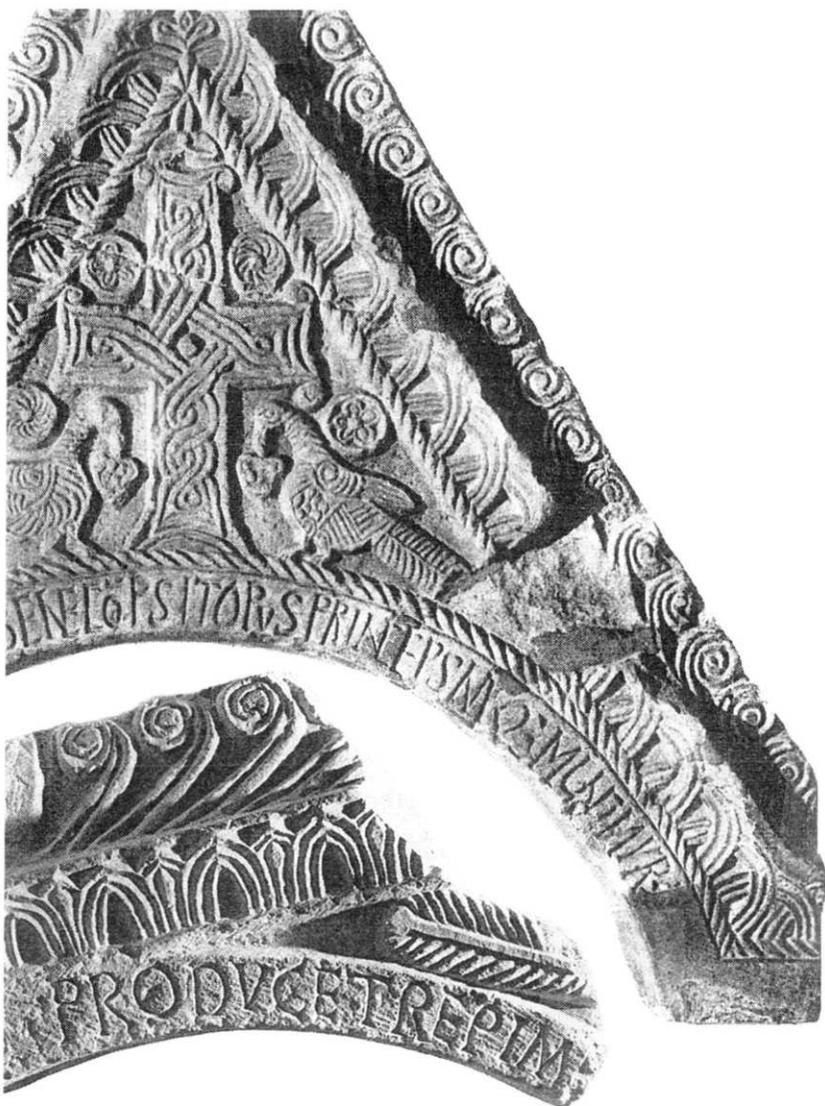
Später ging der Bischofssitz auf das deshalb so benannte **Biskupija** über, das bei Knin im Hinterland von Šibenik liegt. In Knin selbst residierten die kroatischen Könige vom 12. Jh. bis zum Beginn des 16. Jhs. Als Grablege diente hier Sv. Maria, eine dreiapsidige Basilika, die in die erste Hälfte des 9. Jhs. datiert wird, weshalb ihr Flechtwerk deutlich älter sein muss [Z-Katalog 48]. So erklärt sich auch der Titel der Ausstellung von 1992: *Von Nin nach Knin*. Die beiden Orte liegen nur etwa 75 km auseinander – die Geburtsstätte des altkroatischen Staates war überschaubar. Seine kleinen, unbeholfenen Kirchen repräsentieren das vorromanische 10. Jh., werden aber bislang in die Zeit ab 800 datiert, weil doch die einsetzende Missionierung Spuren hinterlassen haben sollte.

Angesichts dieser bescheidenen Zeugnisse wundert es nicht, dass die aufstrebende Forschung am Ende des 19. Jhs. härtere Bestätigungen suchte.

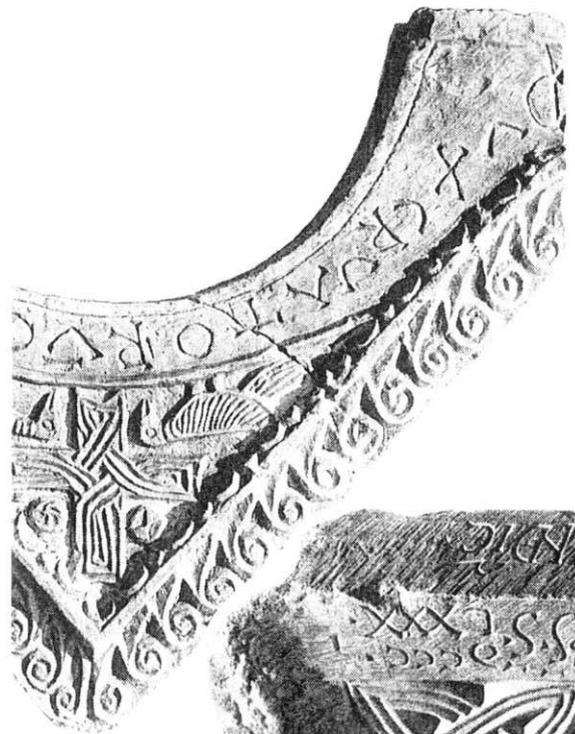
Die Funde um Nin und Knin

Tatsächlich wurde 1871 ein ‘Schlüsselstein’ gefunden: Bei Ausgrabungen in **Muč Gornji** kam ein mit Flechtwerk überzogener Septumbalken ans Licht, der einen Fürstennamen *und* eine Jahreszahl nennt [Jelovina V f.]. Diese Inschrift gilt als „zufälliger Fund“ [ebd.]. Doch sind die Fundumstände durchaus symptomatisch. Wir brauchen nur der Schilderung von S. Gunjača zu folgen:

„Im August 1871 begann der Pfarrer Don Jerko Granić mit Ausgrabungen für die Sakristei der Petruskirche, und stieß bei Aushebungen für das Fundament auf die Apside einer älteren Kirche und auf ein Balkenfragment des Septums, dekoriert mit einer Geflechtsplastik und einer Inschrift: ein Zusammentreffen, das sich auch in der späteren Forschungspraxis als Seltenheit erwiesen hat. Die Inschrift erwähnt den kroatischen Fürsten Branimir und trägt als Datierung das Jahr 888. Man kann es sich unschwer vorstellen, welchen Widerhall dieser zufällige Fund in der kroatischen, patriotisch gesinnten Öffentlichkeit fand, und zwar ausgerechnet zur Zeit des offenen Konflikts mit dem abtrünnigen Teil der Bevölkerung, der – obwohl sehr klein in der Zahl – kulturell dominant und von der Obrigkeit unterstützt, hartnäckig die kroatische Vergangenheit negierte, womit die politische, ethnische und kulturelle Existenz der Kroaten in Frage gestellt



Herrscher-Inschriften auf Flechtwerksteinen: Linke Seite: Für „Duce Trpimir“ und „Princeps Mucimir“; Steine aus Rižinica und Uzdolje. Rechte Seite: Zweimal Branimir, oben mit der Jahreszahl 888 n. Chr., unten als „Dux Cruatorum“; Steine aus Gornji Muć und Šopot. [Fotos Grčević bei Jelovina 14 f., 18, 21]. Beachtenswert sind die ganz unterschiedlichen Schriften, allesamt dem 9. Jh. zugeordnet, und die von der Fragmentierung verschonten Namen.



wurde. In dieser Zeit drückte die Bänke des Franziskanergymnasiums in Sinj, des damals einzigen Gymnasiums mit der Unterrichtssprache Kroatisch, der vierzehnjährige Stjepan Marun aus Skradin. Die Entdeckung in Muć, auf deren Bedeutung ihn auch sein Lehrer, der bekannte Patriot Fra Šimun Milinović hingewiesen hatte, beeindruckte ihn zutiefst" [Gunjača in Jelovina V f.; offensichtliche Druckfehler sind hier und i.W. verbessert; H.I.]

Hier hat sich also pünktlich ein ersehnter Fund eingestellt. Die weiteren Beweisstücke sind der „hitzen, patriotischen Schwärmerei eines Gymnasialisten zu verdanken" [ebd.]. Dieser Stjepan Marun trat als Pater Lujko dem Franziskanerorden bei und war anwesend, als 1885 beim Bau einer Eisenbahnlinie der nächste Fund gehoben wurde: Am Fluss Krka bei Knin wurde eine dreischiffige Basilika mit dekorierten Bauteilen entdeckt. Ein viel jüngeres Grab in der Nachbarschaft war mit zwei Kanzelplatten der Kirche ausstaffiert worden – auf der einen fand sich der Name Držislav, genannt „ein großer Herzog", auf der zweiten die Namensendung „CLAV, was eigentlich SLAV bedeutet" [ebd. VI]. Dieser Namensträger ist bezeichnet als „DUX HROATORUM". Damit waren die Kroaten bereits im 9. Jh. als von Herzögen geführtes Volk auf Pergament wie auf Stein 'aktenkundig'.

Ebenfalls um 1885 wurde das Dorf **Biskupija** bei Knin erforscht, wobei sich ein Fragment einstellte mit dem Rudiment „DUX GLO", das unschwer als glorreicher Herzog zu deuten war [Jelovina VII]. 1891 fand man in **Rupotine** bei Solin einen Stein, auf dem der Name Trpimir, eines Herzogs des 9. Jhs. festgehalten ist [Jelovina IX]. Auf dem Fragment haben sich justament die wesentlichen Buchstaben erhalten: PRO DUCE TREPIM(ero) [Z-Katalog 80]

Weitere einschlägige Fragmente tauchten auf: Aus **Šopot** nahe Benkovac stammen Giebel und Balken einer Chorschranke. Die Inschrift spricht davon, dass ein Herzog etwas gedacht habe und deshalb auch gewesen sei: BRANIMIRO COM(ite) DUX CRUATORU(m) COGIT(avit) [Z-Katalog 86].

Aus Sv. Michael von **Nin** ließen sich sieben Fragmente zusammensetzen. Ihr Text: (T)EMPORIBUS DOMINO B(ra)NNIMERO DUX SCLAVORU(m) [Z-Katalog 92]. Hier fehlen nur erster und letzter Buchstabe. Der Taufstein von **Nin** „trägt den Namen des Herzogs Višeslav, dessen Herrschaft um das Jahr 830 angesetzt wird" [Jelovina VII]. Im Dorf **Uzdolje** bei Knin wurde eine Inschrift gefunden, die den Namen des Fürsten Mucimir und die Jahreszahl 895 enthält [ebd., VII]:

OCTIGENT(orum) (non)AGINTA ET Q(ui)NQ(ue) (a)NNORUM D(omini) FERE T... DEN... (h)IC BENE CO(o)P(c)S(u)IT OPUS PRINCEPS NA(m)Q(ue) MUNCYMIR [Z-Katalog 97].

Das Datum ist der herrschenden Chronologie angepasst worden, denn es könnte ebenso gut sexaginta statt nonaginta stehen, womit Giebel und Balken auf 860 datiert wären. Insofern ist diese Datierung wenig stichhaltig. Schließ-

lich stammt aus **Otok** in Solin eine Inschrift, die dem 10. Jh. zugerechnet wird, nachdem König Stjepan Držislav von 969–997 regiert hat: CLV DUX HROATOR(um) IN TE(m)PUS DIRZISCLV DUCE(m) MAGNU(m) [Z-Katalog 100].

All diese Funde könnten den Sternstunden der Archäologie zugerechnet werden, so es keine speziellen Begleitumstände gäbe:

„Es ist zu bedenken, daß das Unterfangen, nach kroatischen Denkmälern zu suchen, der fremden Herrschaft [Ungarn innerhalb der Doppelmonarchie] verdächtig war und daß von dieser Seite keine materielle Unterstützung erwartet werden konnte. Zu Beginn wurde die Last von Patrioten aus Knin getragen, eines damals kleinen Städtchens von weniger als tausend Einwohnern. Es war Marun, der sie um sich scharte, indem er den »Ausschuß zur Erforschung kroatischer Altertümer in der Umgebung von Knin« ins Leben rief. Als die bescheidene Unterstützung dieses Ausschusses erschöpft war, dehnte Marun seine Aktion für freiwillige Beiträge auf das ganze kroatische Volk aus. Dabei konnte er an nichts anderes appellieren, als an den Patriotismus. Dank dieser Aktion kam es 1887 zur Gründung der »Kroatischen Gesellschaft für Altertümer«, an deren Spitze Marun volle vierzig Jahre stand. Bis 1925 begründeten sich sämtliche Aktivitäten fast ausschließlich auf der materiellen Unterstützung von Patrioten. So fällt auch der größte Teil der Resultate in die ersten drei Jahrzehnte – und das alles auf Grund der Hilfe, die unmittelbar vom Volk ausging. Das Interesse der Donatoren mußte vornehmlich durch sensationelle Entdeckungen angeregt werden, was zur Folge hatte, daß man planlos und nur dort Ausgrabungen vornahm, wo ein sicherer Fund zu erwarten war. Auf diese Weise füllten sich die Regale, die wissenschaftlichen Elemente wurden aber kaum beachtet, ja häufig wurden sie vollständig vernichtet“ [Jelovina VIII f.].

Deutlicher kann man die ‘wissenschaftliche’ Triebkraft nicht herausarbeiten, obwohl Gunjača keinerlei Zweifel schöpft, auch dann nicht, wenn er betrübt feststellt, dass die Sammlungen von Bribir und Obrovac verschwunden sind, desgleichen ein Teil der altkroatischen Denkmäler aus der Sammlung von Biograd [ebd. X].

Der *Fälschungsverdacht* wird unabweisbar. Er kann handfest mit *Indizien* untermauert werden. Zunächst war klar, dass die überall auftauchenden Flechtwerksteine den Weg in die richtige Richtung wiesen. Über 200 Exponate sind bekannt; sie werden von der Missionierung seit Anfang des 9. Jhs. bis ins 12. Jh. datiert [Jelovina XII]. Warum?

„Die Kroaten treten zum Christentum zur Zeit der Expansion Karl des Großen über, als die Geflechtsplastik schon in verschiedenen Teilen seines Reiches vorkam, besonders häufig in Norditalien“ [Jelovina XIII].

Da muss denn doch angefügt werden, dass es vor 1000 kein einziges fränkisches Flechtwerk gibt, dass die 15 bayerischen Arbeiten zwischen 750 und 800, die langobardischen gerade in ihrem östlichsten Zentrum, in Cividale nahe Slowenien, nur bis 774 reichen. Und da hätte sich fränkischer Einfluss im 9. Jh. des Flechtwerks bedient? Aber in Kroatien drängte es sich auf, die Flechtwerke erst für die Zeit ab 800 zeugen zu lassen. Somit gehen die bayerischen Exemplare nicht nur den österreichischen voraus [Illig/Anwander 247 f.], sondern auch den kroatischen, obwohl die wenigen bayerischen Exemplare nur die Ausläufer der Verbreitungswelle sein können, nicht ihr Ursprung.

Zum Zweiten muss auffallen, dass die frühen Christen Kroatiens so nationalbewusst waren, dass sie nicht nur Maria und Jesus oder Papst Gregor auf ihren Chorschranken namentlich ansprachen, sondern gerade auch ihre glorreichen Fürsten. Das hätte sein einziges Gegenstück in Cividale, wo schon in der ersten Hälfte des 8. Jhs. Herzogsnamen auf Altären und Ziborien eingemeißelt werden und eine erste Blüte des Flechtwerks um 750 'bezeugen'. Ansonsten ist die Vermischung von 'Kreuz und Krone' erst deutlich später feststellbar: entweder Ende des 10. Jhs. (s. o.) oder gar erst gegen 1100 auf der Tafel von Baška (s. u.).

Zum Dritten wird Schrift als solche in Ex-Jugoslawien im 9. Jh. und wohl auch im größten Teil des 10. Jhs. nur durch diese wenigen Steininschriften belegt. Mittlerweile besteht Einigkeit, dass Kyrill (826–869) für kirchliche Zwecke die Glagolica erfand, die freilich wie die kyrillische Schrift auch nicht vor 1000 nachzuweisen ist. (Die glagolitisch geschriebene Tafel von Baška auf Krk, „das älteste datierte Schriftdenkmal in kroatischen Sprache“, spricht vom 1089 verstorbenen König Dmitar Zvonimir [Braun 134]; die zur istrianischen Kleinstadt Hum führende glagolitische Allee kennt keine Schriftprobe vor 1492 [Alberi 722].) Da wäre also diese speziell für das Kirchenslawisch erfundene Schrift eine Generation nach dem Missionar in den Kirchen noch keineswegs benutzt worden? Immerhin stehen Kyrill wie Method für die byzantinische Mission genauso wie für die römische, ist doch Method von Papst Hadrian II. 868 zum Erzbischof von Pannonien und Mähren ernannt worden.

Zum Vierten ist die Datierung „nach Chr.“ ein harter Anachronismus. Denn sie kommt im ganzen Frankenland allenfalls in einigen Urkunden, nicht aber in Stein vor; die wenigen Spuren auf Pergament versanden ohnehin in der zweiten Hälfte des 9. Jhs., um erst im späteren 10. Jh. allmählich wieder gefunden zu werden. Der südliche Teil Kroatiens ist von Byzanz aus missioniert worden, das niemals nach der Geburt Christi gezählt hat. Und das Erzbistum Aquileia hat so wenig wie das Papsttum jener angeblichen Zeit die Jahre „n. Chr.“ gezählt.

„BRANIMIRI Aum) NNOR(XPI SACRA DE VIRG(ine) CARNE(m) UT SU(m)PS(it) S(acrum) DCCCLXXX ET VIII VI Q(ue) INDIC(tione). (In der Zeit des Fürsten Branimir, im 888. Jahr, nachdem Christus den heiligen Körper durch die Hl. Jungfrau erhielt. 6. Indiktion.)” [Z-Katalog 92]

Bei der Inschrift wollte es eine glückliche Fügung, dass zwar der linke Flechtwerksbeginn zerstört ist, darunter aber just nach dem Bruch der Name „Branimir” beginnt und vollständig erhalten ist. Es fällt hier wie bei den anderen in Frage stehenden Steinen auf, dass sie trotz ihres fragmentarischen Charakters gerade die Namen hinreichend erkennen lassen, dazu den fraglichen Titel oder das schmückende Beiwerk (Epitheton ornans) An diesem Stein fällt zudem auf, dass sich die Datierung von der Stirnseite auf die Unterseite fortsetzt. Diese Unterseite ist nicht gut geglättet und lässt links und rechts von der Schrift Freiraum erwarten, weil der Balken beidseits aufgelegt haben muss. Doch diese Auflager sind ganz unterschiedlich breit: Der viel breitere ist der linke, der obendrein kupert ist. So entsteht der Eindruck, als wäre im ersten Anlauf die kunstvoll übereinander angeordnete Jahreszahl 880 geschrieben und erst später noch 8 Jahre hinzugefügt worden

Dieses älteste, datierte Schriftzeugnis Kroatiens ist aus diesen vier Gründen als Fälschung des späten 19. Jhs. zu bezeichnen, erzeugt in Zeiten von Not und glühendem Patriotismus für das Selbstverständnis eines unterdrückten Volkes. Die Flechtwerksarbeiten waren vorhanden, zum Teil beschriftet, zur Ehre Gottes, später auch zum Ruhm weltlicher Herrscher. Hier wurde ein jüngerer Brauch aniciennisiert. Die anderen phantomzeitlichen Nennungen, vielleicht auch einige der späteren, sind denselben patriotischen Beweggründen geschuldet.

Die Folgen dieses Befundes sind weitreichend. Denn es handelt sich um außerordentliche Belege:

„Das epigraphische Material ist zugleich auch unser ältestes Archiv – und das nicht nur für Kroaten oder nur für Jugoslawen, sondern für alle Slaven” [Jelovina XVII f.].

Die Konkurrenz ist gering: Das Großmährische Reich beginnt unter Mojmir I. anno 830 und endet 907 unter dem Ansturm der Ungarn, eine phantomzeitliche Chimäre, die vielleicht trotzdem ein realzeitliches Pendant hat. Das Serbische Großreich kennt eine vage Reichsbildung seit etwa 850 [Matz 84 f.], die sich Ende des 10. Jhs. in Zeta fortsetzt (Montenegro, das erst 1077 vom Papst die Königskrone erhielt [Brockhaus]), um erst mit Stephan 1217 zum ersten serbischen König zu finden. Russlands Vorläufer beginnen herkömmlich 862 in Nowgorod (Fürst Rjurik) und 879 in Kiew (Fürst Oleg der Weise) [vgl. aber Weissgerber 112]. Polens Pseudo-Wurzeln des 6. bis 9. Jhs. sind bereits im 18. Jh. gekappt worden [Heinsohn 2003].

Dementsprechend ablehnend wird das Altkroatien um Knin eingeschätzt. Serben haben sich gerade in diesem nationalistisch brisanten Gebiet niedergelassen, aus dem sie dann im letzten Krieg vertrieben worden sind. Dies geschah nach Gründung der dortigen „Serbischen Republik“, 1991 [Weithmann 496], der eine Zerstörung von Zeugnissen aus den ältesten Zeiten folgte. 1992 fand deshalb eine Ausstellung in Zagreb statt:

„Die im Zentrum dieser Ausstellung stehenden Monumente sind das steinerne Gedächtnis unserer Existenz, der Kern unseres beständigen Seins und unserer Gegenwart auf einem Territorium, das zur Zeit besetzt und Versuchen ausgesetzt ist, es aus dem kollektiven Gedächtnis zu löschen. Einige dieser Monumente sind bereits erbeutet, usurpiert, ohne dass gegenwärtig etwas über ihr Schicksal bekannt wäre“ [Z-Katalog 46; Übersetzung H.I.].

1997 konnte über das kroatische Städtchen von wenigen Tausend Einwohner so berichtet werden:

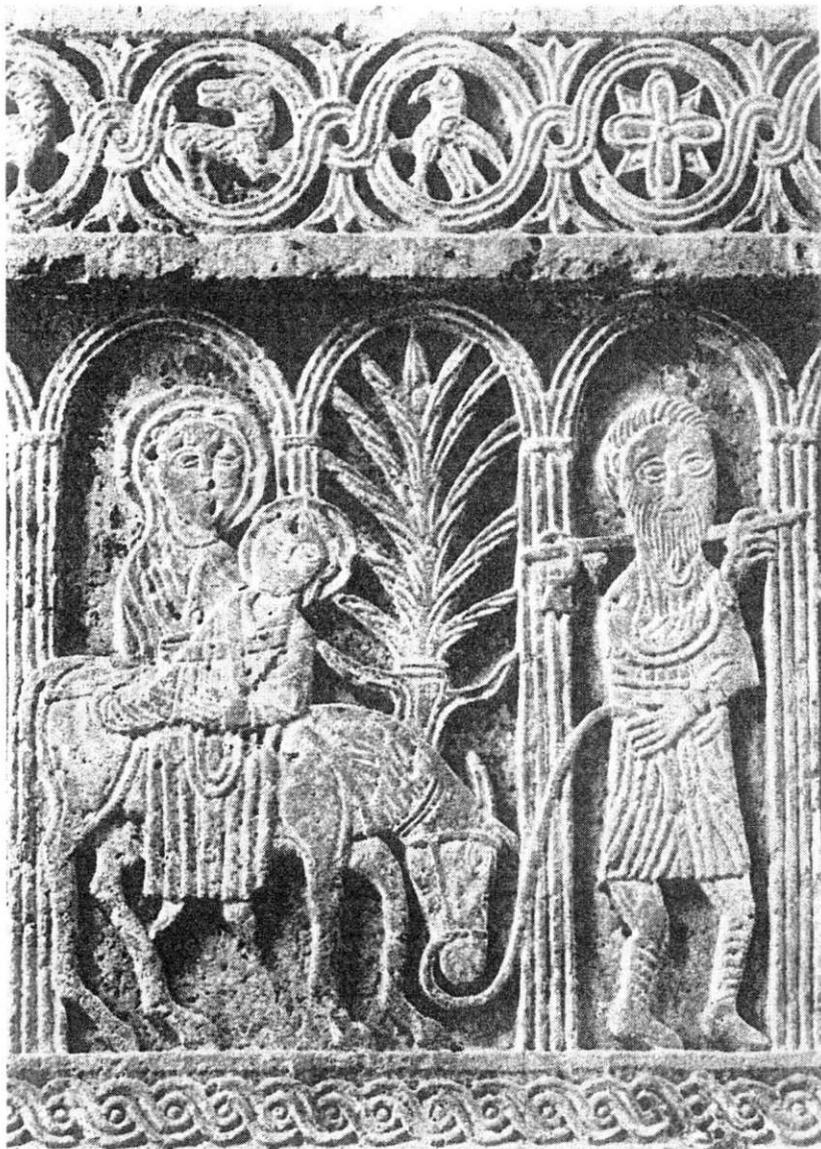
„Bis zum Sommer 1995 war Knin Hauptstadt der selbsternannten Republik Serbische Krajina. Bei der Rückeroberung durch die kroatische Armee wurden viele Häuser beschädigt oder zerstört. Manche Zerstörung rührte allerdings auch davon her, daß die Serben in den Jahren zuvor Kroaten vertrieben und deren Häuser oder Geschäfte angesteckt hatten“ [Braun 224].

Es bleibt also zunächst offen, ob wesentliche Belegstücke für die frühe Slawenzeit zerstört oder verschleppt worden sind. Die für die gesamte Alte Welt vertretene Lösung der rätselhaften Leerzeiten als Phantomzeit streicht die kroatisch-fränkische Vergangenheit des 9. Jhs; sie bestätigt die frühen kroatischen Anfänge im 7./10. Jh. und lässt die Ereignisse bei Polen, Russen, Serben, Slawonen, Slowaken, Slowenen oder Tschechen unberührt.

Alt-kroatisches Flechtwerk

Letzthin haben wir die bayerischen Flechtwerke dargestellt und dabei die Fragmente der 15 Fundstätten aus dem agilolfingischen 8. Jh. ins 10. und 11. Jh. verbracht [Illig/Anwander 227-260]. Dabei haben wir auf ihre klare Abhängigkeit von italienischen Vorbildern verwiesen und das Rätsel gelöst, wie die dortigen Flechtwerke direkt ins Bayern des 8. Jhs. 'springen' konnten und erst auf dem 'Rückweg' die österreichischen Flechtwerke des 9. und 10. Jhs. initiiert hätten.

Nicht behandelt wurden Flechtwerke auf der Balkanhalbinsel, was nunmehr nachgeholt werden soll. Denn schon das Septum von Split demonstriert, dass es hier Chorschranken gibt und dass sie von einem Teil der Kunsthistoriker deutlich später als „karolingisch“ eingestuft werden.



Zadar, Sv. Nediljica: Flucht aus Ägypten. Die Darstellung mit frontal thronender Maria und Wickelkind entspricht der von Köln (um 1060) und wurde ins 11. Jh. datiert [Jelovina 104, Abb. 48]; entsprechend Müstair nach 1050 (vgl. S. 126-130). Frontalität in Autun um 1130 [Abb. Brockhaus » Marienbild II]

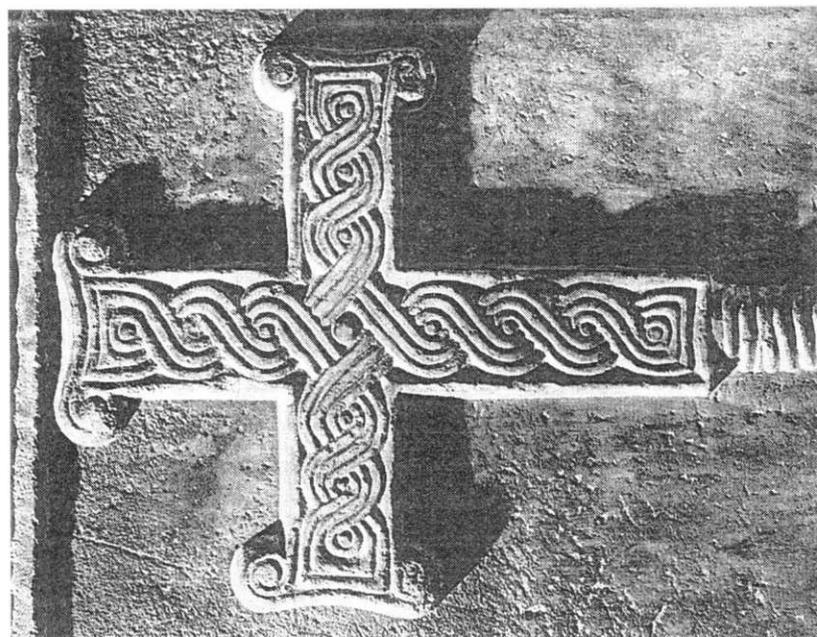
Indem wir das „*altkroatische Erbe*“ von Dušan Jelovina aufschlagen, begegnet uns gleich beim ersten Bild ein hinreichend bekanntes Problem: Ein Taufbecken aus dem Bischofssitz Nin, laut Inschrift zur Zeit des Fürsten Višeslav errichtet, ist gleichwohl schwer zu datieren:

„Dem Stil der dekorativen Elemente nach, trägt das Becken alle Kennzeichen des Übergangstils zum ausgebildeten Geflecht, das später zum wichtigsten Ornament auf steinernen Kirchengestaltungen wurde. Aus diesen Gründen wird die Entstehungszeit des Taufbeckens und die der Regierung Višeslavs um das Jahr 800 angesetzt (Šišić, Karaman). Später erwähnt auch M. Šeper das Becken und datiert es ins 11. Jahrhundert. Diese Meinung vertritt auch N. Klaić. Dagegen ist auf Grund historischer Tatsachen und der Funktionalität des Taufbeckens S. Gunjača der Ansicht, daß es vom Ende des dritten Dezenniums des 9. Jahrhunderts stammt.“ [Jelovina 93]

So haben wir von fünf Experten drei Meinungen. Der aktuelle Stand der Debatte ist im Katalog [2000, 309] der Ausstellung über *Kroaten und Karolinger* in Split festgehalten, der das Taufbecken bereits auf S. 5 abbildet. Hier schwankt die Datierung seit 1857 ungeachtet der herzoglichen Namensnennung zwischen 795, um 800, um 830, 870 bis 900, spätes 9./frühes 10. Jh. oder auch 11. Jh. [S-Katalog 309-312]; heute gilt für die Katalogautoren „spätes 8. oder frühes 9. Jh.“ [ebd., 309]. Zu ihren Begründungen finden die Diskutanten durch ganz unterschiedliche Einschätzungen der stilistischen, paläographischen und historischen Bedingtheiten. So erlaubt die Schreibweise „VVIS-SAS“ nicht nur die Lesung „Višeslav“, so ist auch die Herkunft aus Nin durchaus umstritten. Heute muss das Taufbecken als Beleg für eine durch die Karolinger angestoßene Christianisierung herhalten. Dazu wird das 80 cm hohe, 90 cm breite Becken (Innenmaße) als für die Erwachsenentaufe tauglich eingestuft; dabei ist es nur für die Kindertaufe des 11. Jhs. geeignet.

Kein Wunder, dass auch die anderen Flechtwerksarbeiten in diesem Katalog aus Split durchwegs dem 9. Jh. zugeschrieben werden – ging es doch zum vierten Mal um das in Paderborn erstmals formulierte Motto „Charlemagne – The making of Europe“. Im „*altkroatischen Erbe*“ von 1976 durften dagegen noch deutlich jüngere Datierungen vertreten werden. Dort sind 28 Fundstücke in zum Teil zahlreichen Fragmenten vorgestellt werden, also fast doppelt so viele, als in ganz Bayern zu finden sind. Es wird auch erkennbar, dass in Stein gehauene, figürliche Darstellungen von Menschen oder Tieren entsprechend der romanischen Entwicklung in Europa erst nach 1050 erwartet werden [Jelovina 95, 97, 101, 102, 103, 104].

Der Ausstellungskatalog von 2000 bringt fast 200 Fundstücke, also gut das Dreizehnfache der bayerischen Belegstücke. Sie verteilen sich auf Slawo-



Das sechseckige Taufbecken in Nin: Das Flechtwerk Kreuz auf einer Seitenfläche; die Ecke mit der Aufschrift „VVISSAS“ [Grčević bei Jelovina 2, 3]

nien (119), Istrien (57), Dalmatien (42) und Pannonien (4). So ist neuerlich bestätigt, dass sich das Flechtwerk in Europa nicht von Nord nach Süd, sondern eindeutig von Süd nach Nord verbreitet hat. Auch bei der heute durchgängigen Datierung ins 9. Jh. – das Taufbecken von Nin gilt als eine der frühesten Arbeiten – blieben die bayerischen Flechtwerke älter, da keines von ihnen nach 800 angesiedelt wird. Diesen Widerspruch in sich begreift aber die herrschende Lehre nicht. Indem sie auch bei diesen Flechtwerken karolingisch-missionarischen Einfluss geltend macht, manövriert sie sich in aussichtslose Position: In Bayern gibt es kein Flechtwerk der älteren Schule nördlich der Donau; fränkische gibt es vor 1100 überhaupt nicht. So wird ein fränkischer Einfluss in einem kunsthandwerklichen Bereich postuliert, der mit keinem einzigen Stück aus den angeblich befruchtenden Gebieten belegt werden kann!

Sv. Donat und andere Kirchen des Bistums von Zadar

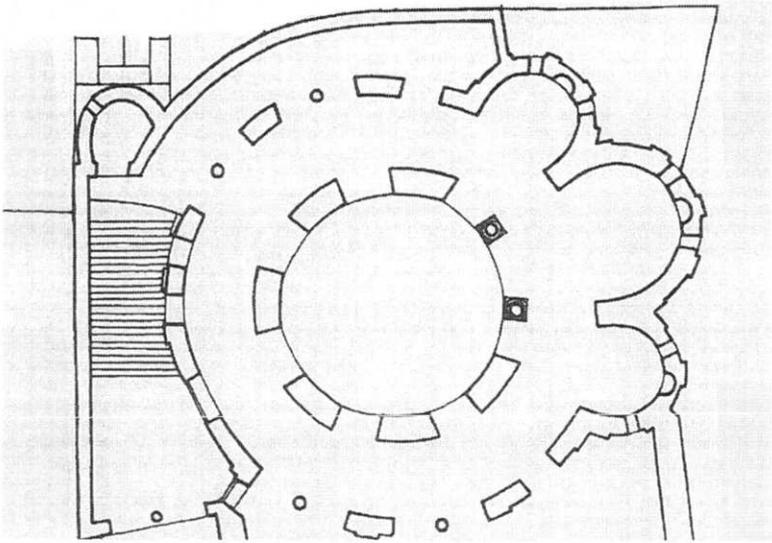
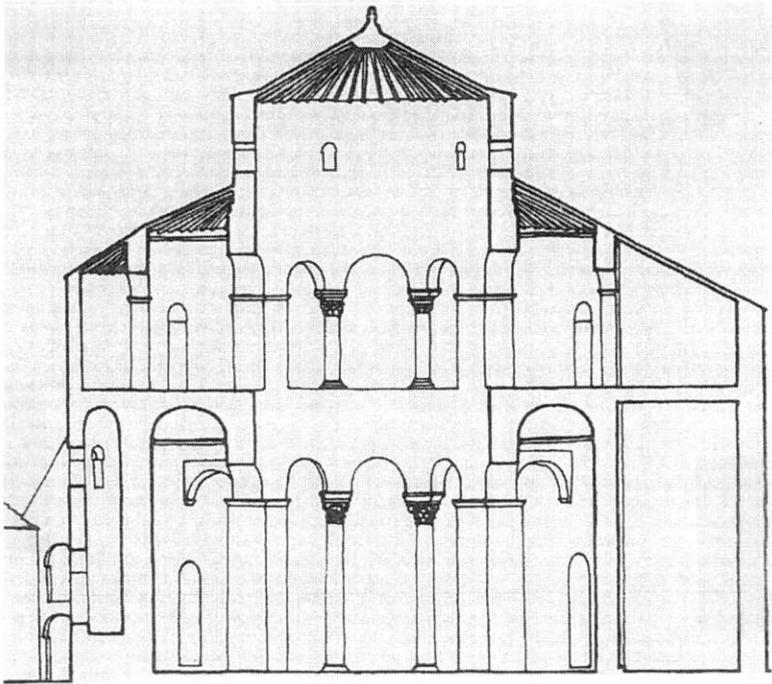
Nun ist das so genannte Altkroatien zwischen Nin und Knin in Wahrheit noch kleiner, da **Zadar** nahe der Linie zwischen diesen beiden Dörfern liegt. Dieser alte Römerhafen gehörte nach der Völkerwanderungszeit formal zu Byzanz. Doch der slawische Einfluss nahm zu, und ab ca. 1050 gehörte die Stadt auch nominell zum kroatischen Königreich. Man könnte sie also mit Fug und Recht beim „*altkroatischen Erbe*“ [Jelovina] subsumieren. Doch das tun weder die Verfasser des gleichnamigen Buches noch die Mitarbeiter an dem Katalog „*Von Nin nach Knin*“. Dagegen sieht der Baedeker dort das „repräsentativste Baudenkmal der altkroatischen Architektur“ [Braun 256].

Gemeint ist der wohl außergewöhnlichste Kirchenbau Dalmatiens: die Rotunde von Sv. Donat. Erbaut worden ist sie auf dem Pflaster des römischen Forums, im gut sichtbaren Fundament mit römischen Spolien armiert, also erst nach Verfall römischer Bauten errichtet. Das ist nicht selbstverständlich, denn gleich daneben stand bis zu seiner Zerstörung im 2. Weltkrieg das Baptisterium. Es wurde dem 6. Jh. zugerechnet und galt als älteste Kirche der Stadt. In direkter Verbindung zu Baptisterium und Sv. Donat steht die Kathedrale Sv. Stošija (Hl. Anastasia), im 12. bis 14. Jh. entstanden.

Der Rundbau von Sv. Donat wird zeitgleich mit der Aachener Pfalzkapelle datiert und gehört von der Bautypologie her auch in ihre Nähe wie in die von San Vitale, Ravenna. Die 26 m Innenhöhe konkurrieren durchaus mit Aachens fast 31 m. In Zadar wird die innere Rotunde von sechs Pfeilern und zwei Säulen getragen, der schmale Umgang ist zu drei Ostapsiden erweitert. Das Obergeschoss öffnet sich wie eine Galerie zum Innenrund. Doch die Unterschiede sind offensichtlich: Zunächst ist das zentrale Rund ungeheuer eng und hoch, beträgt doch der innere Durchmesser nur etwa 7 m, was eine



Zadar, Sv. Donat: Der Bau wird in die Zeit einsetzender Christianisierung, um 800 datiert, kann aber nicht älter als 990 sein, wenn man ihn mit Wieselburg (Niederösterreich) vergleicht [vgl. Illig 1999, 204; S-Katalog 157]



Zadar, Sv. Donat: Grundriss und Aufriss [S-Katalog 160 f.]

Relation für Höhe/Durchmesser von 3,7 ergibt – ein absoluter Extremwert gegenüber Aachens beträchtlichen 2,6 [Illig 1996, 240 f.; dort Relation Höhe/ Radius] und gegenüber 1 bis 1,5 bei Römerbauten wie dem Pantheon oder der Trierer Basilika. Weiter ist der Bau nicht überkuppelt, sondern holzgedeckt. Der Gesamtdurchmesser mit den schweren Pfeilern des Innenrunds und dem schmalen Umgang ist kaum größer als Aachens Innendurchmesser, der Entwurf ungleich urtümlicher als der von Aachen.

Wie sieht es in Alt-Kroatien mit der Steinbearbeitung aus, die bei Aachen ein wichtiges Kriterium war [vgl. Illig 1996, 249] ?

„In Stein zu bauen war indessen für alte Kroaten neu, weil sie das aus ihrer Urheimat nicht kannten. [...] Wenn wir den Blick auf die Mauern des ältesten kroatischen Gebäudes richten, sehen wir, daß kein Stein vom Hammer berührt wurde“ [Jelovina XI].

Beim Grundriss wurde kein Kreis gezogen, sondern nach Augenmaß begonnen; da gab es keine „Proportionalität der Dimensionen“, keine Bauhütte, keine Handwerksblüte, keine Baumeister [ebd.]

Dagegen ist Sv. Donat mit gut zubehauenen Steinen gemauert, die Lisenen sind kantenrein hochgezogen, die Bögen sauber nach Schablone gefügt; dasselbe gilt für die Pfeiler des Innenrunds [vgl. S-Katalog Abb. 156 f.]. Trotzdem musste das bisherige Fazit lauten:

„Obwohl Bischof Donatus als »genialer Dilettant« die »klassischen Maßstäbe der römischen, der byzantinischen und der romanischen Architektur heillos durcheinanderbrachte« (Stephan Vajda), überzeugt die architektonische Konzeption durch ihre Einfachheit und Strenge“ [Rother 116].

Nachdem der um 800 angesiedelte Bischof Donat von Nin die romanische Architektur noch gar nicht kennen konnte, wird bei Sv. Donat der kunstgeschichtliche Blick heillos durcheinander gebracht. Tatsächlich steht der mit Abstand größte, bestgemauerte und kühnste Bau Dalmatiens nicht am Beginn der dortigen Kirchenbaukunst, sondern – nun in der neuen Chronologie – zwischen den primitiven Anfängen des 10. Jhs. und der benachbarten Kathedrale Sv. Stošija. Bevor sie ab dem 12., vielleicht 13. Jh. neu gebaut wurde, könnte Sv. Donat nach 1050 als kroatische Königskirche errichtet worden sein. Es wird aber auch deshalb früher datiert, weil Konstantin VII. in *De administrando imperio* eine Beschreibung von Zadar gegeben hat:

„Die Stadt Diadora (Zadar) heißt in der Sprache der Römer 'iam era', was soviel bedeutet wie 'war schon', das heißt: als Rom gegründet wurde, war die Stadt bereits gegründet; es ist eine große Stadt. Die allgemeine Umgangssprache nennt die Stadt Diadora. In dieser Stadt liegt der Leib der hl. Anastasia, der Jungfrau, die die Tochter des zu jener Zeit herrschenden Kaisers Eustathios war, und der hl. Mönch und Märtyrer Chry-

sogonos und seine heilige Kette. Die Kirche der hl. Anastasia ist länglich, ähnlich der Kirche von Chalkoprateia, mit grünen und weißen Säulen, zur Gänze ausgestattet mit alten auf Holz gemalten Bildern. Der Fußboden besteht aus einem wunderbaren Mosaik. In ihrer Nähe gibt es eine weitere Kirche, die überkuppelte Hagia Trias, und oberhalb dieser befindet sich noch eine Kirche wie eine Empore, ebenfalls mit Kuppel, in die man über eine Wendeltreppe gelangt" [Konstantinos 156 f.].

Dieser Text erhellt die nicht immer unbezweifelbaren Kenntnisse. Ein Kaiser Eustathios ist ansonsten nicht bekannt; herrschende Lehre lässt Anastasia unter Diokletian sterben. Es hat bereits eine spätantike Basilika am Ort gegeben, den der Bau des 12.–14. Jhs. widerspiegelt [ebd., 157, Anm. 316]. Da er mit dem Baptisterium des 6. Jhs. fluchtet, während die Rundkirche Sv. Donat anders orientiert ist, dürfte hier eine spätantike Basilika mehr um- als neugebaut worden sein (so bestätigt sich ein mündlicher Hinweis von Ewald Ernst). Alte Ikonen hätten sich hier erhalten, obwohl der Bilderstreit in Byzanz alles einschlägige Bildwerk vernichtet haben sollte. Schließlich spricht der Kaiser von einer Dreifaltigkeitskirche mit zwei Kuppeln übereinander.

Das überträgt die Kunstgeschichte auf Sv. Donat, obwohl diese Kirche ein anderes Patrozinium hat, obwohl sie weder ein Kuppelgewölbe noch eine Wendeltreppe besitzt, sondern nur eine leicht gekrümmte Treppe. Nachdem ich letztes Jahr bereits Zweifel an einer durchgängigen Herkunft dieser Kaiserschrift aus der Zeit vor 956 angemeldet habe [Illig 2002, 515 ff.], sehe ich im Falle von Sv. Donat eine Beschreibung des 11./12. Jhs. aus dritter Hand, abgefasst vor dem Umbau von Sv. Stošija.

Spurensuche

Verglichen mit Sv. Donat sind alle übrigen Kirchenbauten der Region klein und niedrig. Die „Kathedrale“ Sv. Križ in *Nin* misst als Kreuzkuppelkirche etwa 7,80 m in jeder Richtung. Bekanntlich haben die Byzantiner erst im 10. Jh. den Typus der Kreuzkuppelkirche von den Armeniern übernommen, den diese schon im 5./6. Jh. entwickelt, aber dann über 200 Jahre lang nicht mehr gebaut hätten [Illig 1999, 113]. Byzantinische Belegbauten für das 9. Jh. fehlen. So sollte man hier in *Nin* keinen Bau kurz nach 800 sehen, sondern einen des fortgeschrittenen 10. Jhs., der Sv. Donat in Zadar zwangsläufig ins 11. Jh. verschiebt. Die Forschung sieht bei *Nin* ganz undeutlich:

„Der erste Forscher war L. Jelić, der die Kirche in das 9.–12. Jahrhundert datierte. Lj. Karaman meinte zuerst, sie stamme etwa aus dem Jahre 800, revidiert das aber später, und datierte sie in das 11. Jahrhundert. Die letzten Forschungsergebnisse I. Petriciolis datieren die Kirche indessen aufgrund der Stilanalyse der Bauelemente, der Analogien und der [Flecht-



Die „Kathedrale“ von **Nin**, die nicht aus der Zeit um 800, sondern aus dem 10. Jh. stammt [Foto Grčević bei Jelovina 81]

werks-]Dekorationen auf dem Türbalken in das frühe 11. Jahrhundert" [Jelovina 1976, 113].

Es gibt weiter eine Gruppe von kleinen Kirchen mit sechsseitigem Grundriss, der sich durch sechs runde Apsiden auszeichnet. Sie umgeben eine zylindrische Trommel samt Kuppel, während die Apsiden halbkugelig gewölbt sind. Eine Vertreterin steht als Kirche der heiligen Dreifaltigkeit in **Split**. Ihr Gesamtdurchmesser beträgt 10,30 m, der ihrer Kuppel 7,40 m. Die Datierung schwankte zunächst zwischen 8. und 11. Jh., wurde dann von Jelovina [114 f.] auf 10./11. Jh. präzisiert, doch vergleichbare Kirchen wurden dann durchwegs ins frühe 9. Jh. verbracht [S-Katalog 266, 322]. Dieser Missweisung müssen auch Kirchen in Bribir, Brnazi, Kašić, Pridraga, Trogir und Zadar (Hl. Maria) folgen [Jelovina 114].

Einen Sonderfall bildet die Salvatorkirche in **Cetina** (Sv. Spas) mit ihrer Einturmfassade (21 x 7 m). Der Glockenturm ist trotz des ruinösen Zustands noch bis ins oberste Stockwerk erhalten. Da auch ein Gräberfeld zur Datierung herangezogen werden konnte, wurde die Entstehungszeit von 8. bis 11. Jh. auf 10./11. Jh. eingeengt [Jelovina 1976, 115], doch zuletzt aufs 9. Jh. veraltet [S-Katalog 2000, 248 ff.]. Nun ist von mir hervorgehoben worden, dass Türme und Westwerke nicht vor 1000 erwartet werden können [Illig 1996, 261-270]. Insofern muss auch diese Kirche nach 1000 gesehen werden. Damit rücken die zugehörigen Grabfunde vom 9. ins 10. Jh.

Zu den altkroatischen Grabfunden gehören Schwerter und Sporen, Ohringe und einfache Gefäße. Sie wurden anfänglich für fränkisch-karolingisch erachtet, doch dann merkte man, dass es sich nicht um fränkische 'Mitbringsel', auch nicht immer um fränkische Exportware handelte.

„Es ist bekannt, daß sowohl Schwerter als auch Sporen aus Franken stammen, und nach Mustern von dort bei uns weiter hergestellt worden waren. Auf jeden Fall verfügen wir über eine stattliche Anzahl von Sporen karolingischen Typus. Einige von ihnen sind vergoldet und verziert, und sind seinerzeit zweifellos für Angehörige der Elite kroatischer Gesellschaft hergestellt worden. [...] In Biskupija hat man ein Paar kleiner Sporen gefunden, die mit Rosen ausgeschmückt sind, deren Blüten in der Mitte ein Körnchen Emailleinkrustation (Niello) aufweisen. Das verrät ihren fränkischen Ursprung, wobei man aber bemerken sollte, daß ein solches Exemplar in Frankreich nicht nachgewiesen werden konnte" [Jelovina XX].

Die Übersetzung hätte besser Frankenreich als Frankreich gelautet. Ungeachtet dessen gilt ein ähnlicher Nicht-Befund auch für die berühmten „karolingischen“ Schwerter. Man hat hier mehrere gefunden, darunter auch solche mit der Signatur „Ulfberth“ [S-Katalog „Ulfbreth“ 324]. Sie steht für eine Werkstatt am Rhein. Interessanterweise sind im Frankenreich selbst bislang keine derar-

tigen Schwerter gefunden worden, sondern nur 'im Ausland' und auch da immer in einem Kontext zwischen 10. und 11. Jh., als ob die Handelsmarken (wie auch Ingelri, Ughtred oder Banto) ausschließlich für den Export zu den fränkischen Feinden bestimmt waren. Das gilt auch für ein Beispiel aus Irland, bei dem das Schwert selbst gleichwohl dem 9. Jh. zugerechnet wird [viking]. Insofern ist aus diesen Waffen keine Datierung zu gewinnen, sondern eher der Eindruck, dass „Karolingisches“ nicht unbedingt im Frankenland gefunden werden muss, um für dieses Gebiet und diese Zeit zu bürgen. Im Internet finden sich Hinweise, dass man „Ulfberth“ heute auch als nordische Produktion der Wikinger ansieht. Dabei wird das Schwert vom Typ H, das auch in Dalmatien gefunden worden ist, bis 950 datiert [Petersen]

„Außer einigen Paaren vergoldeter und reich verzierter Sporen befindet sich in der Sammlung des Museums für altkroatische archäologische Denkmäler noch eine große Anzahl von einfach verarbeiteten Sporen vom karolingischen Typus des 9. und 10. Jahrhundert, die auf dem Stammgebiet des altkroatischen Staates gefunden wurde. Ihre Häufigkeit weist auf zwei Vermutungen hin. Erstens, daß die Kroaten eine sehr große Kavallerie hatten, zweitens, daß die Sporen ein Produkt einheimischer Werkstätten sind, weil es höchst unwahrscheinlich ist, daß Sporen in einer so großen Zahl aus West- und Mitteleuropa eingeführt wurden“ [Jelovina 112].

Bei den Ohrringen gewinnt man sicheren Boden. Zum einen verteilen sie sich vom 7. bis zum 14. Jh., sind also schwerlich als eindeutige Zeugnisse für die Phantomzeit auszumachen, zum anderen ließ sich durch misslungene Exemplare nachweisen, dass in Knin Schmuckgegenstände, insbesondere Ohrringe hergestellt worden sind [Jelovina XXI]

So gilt folgender Schluss: Es bestanden Handelsbeziehungen mit den fränkischen Gebieten, aus denen bald Eigenproduktion hervorging. Dabei wurden auch Gegenstände gefertigt, wie sie in Franken gar nicht gefunden worden sind, Stichwort Niello-verzierte Sporen. Diese Beziehungen können ohne weiteres im 10. Jh. angesiedelt werden, als zu Bayern und dann Karantainen die Mark Krain und Istrien gehörten [vgl. Illig/Anwander 34]

Münzen von Konstantin V. Kopronymos

Fama est: 741 gelangte Konstantin V. als Sohn Leons III. zur kaiserlichen Herrschaft. Anfangs musste er einen durch Artabados ausgelösten Bürgerkrieg bestehen, später fügte er den Moslems schwere Niederlagen zu: durch die Vernichtung ihrer Flotte bei Zypern und durch die Rückeroberung von Armenien. Er setzte die unerbittliche Härte Leons gegen die Bilderverhörer durch und knüpfte dynastische Verbindung mit dem Chazaren-Haus. So vereinigt sich in ihm († 775) Größe und Grausamkeit, politische Genialität und

verbissenes Selbstherrschertum mit der Kraft, dem Islam zu widerstehen [Thieß 810].

Interessanterweise sind in dalmatinischen Gräbern gerade von ihm etliche Münzen gefunden worden. So gibt es den Grabschatz aus Trilj bei Sinj. „Für die Datierung des Schmuckes“ – ein goldenes Halsband, drei Paar Ohringe, ein Paar goldener Knöpfe, ein Fingerring mit Edelstein – „war die im Grab gefundene Münze ausschlaggebend“ [Jelovina 106]. Auf der Bildseite der Goldmünze ist der Kopf seines Vaters Leo III., auf der Rückseite die Köpfe von Konstantin V. und seines Sohnes Leo IV. dargestellt [ebd. 66].

Diese Münze ist im Zusammenhang mit diesem Grabfund auch im Katalog von 2000 abgebildet; weitere Münzen desselben Typs noch drei Mal [S-Katalog I.120; II.226, 239, 257, 349]. Insofern liegt genügend Anschauungsmaterial vor: Die Beschriftungen dieses Münztyps sind so rudimentär, dass er m.E. nicht bestimmten Personen zugewiesen werden kann, sondern seine Zuschreibung anderen Kriterien verdankt. Nachdem er immer in Gräbern auftaucht, die dem 9. Jh. zugeschrieben werden, kommt er eigentlich zu spät. Insofern ergibt sich hier eine erste Antwort auf Birken [2002], dem unsere Behandlung gerade der byzantinischen Münzen noch ungenügend erschien.

Resümee für Dalmatien

Markante Zeugnisse des Frühmittelalters sprechen keineswegs für die Phantomzeit, sondern für die Zeit danach oder sind nachträglich verfälscht worden. Das gilt für die Flechtwerksteine in Splits Martinskapelle, für das viel zu früh angesetzte Sv. Donat in Zadar, für die „Kathedrale“ von Nin, für den Turm von Sv. Spas in Cetina, für die im 19. Jh. hinzugefügten Herrschernamen auf Flechtwerksteinen. Dementsprechend sind Kirchen, Flechtwerksteine und Grabbeigaben unzu datieren. Die altkroatischen Befunde rücken aus dem 9. ins 10. Jh., der Nebel des 7. und 8. Jhs. verzieht sich mit der Zeitentfernung rückstandsfrei, Verbindungen zwischen Slaweneinfall (Salona 614) und dem 10. Jh. werden nahtlos geknüpft. Doch weiterhin gehören die altkroatischen Funde zu den ältesten der slawischen Völker.

Die Christianisierung der Gegend bleibt ein Problem. Vor 614 gab es bereits das Bistum von Salona, das 614 seine Metropole verliert und sich – ohne Phantomzeit – konsequent in Split fortsetzt. Demnach wäre die 'römische' Bevölkerung christianisiert geblieben. Dem lässt sich anfügen, dass laut Konstantin VII. die Kroaten bereits unter Heraklius christianisiert wurden [Konstantinos 168; Avenarius 42]. Somit hätte es der späteren Mission nicht mehr bedurft, die von den Franken ab ca. 800 vorgetragen worden sein soll [ebd. 42].

Dazu entstehen auf 100 km Distanz auch noch das Bistum von Šibenik und das Erzbistum von Zadar. Brauchte es da auch noch ein Bistum von Nin,

vertreten durch die „kleinste Kathedrale der Christenheit“ und ein Bistum von Skradin, gleich bei Šibenik [Bauer 30]? Erkennbar ist, dass im Schatten der Bischofskirchen an der Küste eine ganze Reihe von Flechtwerkskirchen gebaut wird, als der Patriarch von Konstantinopel um 923 – wie schon Heraklius im 7. Jh. – auf seine Jurisdiktion über die dalmatinischen Diözesen zugunsten des Papstes verzichtet [Bauer 29].

Die Kroaten hätten in Gestalt des Gregors von Nin den Gebrauch des Kirchenslawisch gefordert, was aber 925 auf der Synode von Split verboten worden ist. Diese Parallele zum Wirken der phantomzeitlichen Kyrill und Method könnte auch Erfindung sein,

„weil ihr Wortlaut mit einem ähnlichen Verbot aus dem Jahre 1060 buchstäblich identisch ist. Erst diese Stelle kann man als die erste glaubwürdige Nachricht über die slawische Liturgie in Kroatien betrachten“ [Avenarius 148].

Dann wäre Gregors Durchsetzung des Kirchenslawischen von 928, ebenfalls in Split, nur eine Mystifikation, umgekehrt proportional zu seinem riesigen Denkmal in Nin.

Der Vergleich mit Kyrill und Method fördert aber ein theologisches Problem zu Tage. Die beiden hätten sich mit der filioque-Thematik gequält, wonach der Hl. Geist vom Vater *und* vom Sohne gleichermaßen ausgegangen sei [ebd. 90]. Bei diesem 589 in Toledo aufgeworfenen Problem geht es ein weiteres Mal um die Stellung von Jesus zu Gott Vater (und Hl. Geist), wie beim Arianismus. Während die Ostkirche den Hl. Geist nur vom Vater ausgehen lässt, ist die westliche Seite, gerade auch die fränkische Seite überzeugt, dass der Hl. Geist von Vater und Sohn gleichermaßen ausgegangen sei. Möglicherweise spielte auch diese Variante einer Hierarchisierung innerhalb der Dreifaltigkeit eine Rolle bei den vielen Flechtwerksdarstellungen, die wir [Illig/Anwander 250-256] mit dem Arianismus in Verbindung gebracht haben.

Literatur

- Alberi, Dario (1997): Istria. Storia, Arte, Cultura; Trieste
Avenarius, Alexander (2000): Die byzantinische Kultur und die Slawen. Zum Problem der Rezeption und Transformation (6. bis 12. Jahrhundert); Wien · München
Bauer, Ernest (1973): Drei Leopardenköpfe in Gold. Österreich in Dalmatien; Wien
Bego, Frane (1986): Kathedrale des Hl. Domnius. Split; Zagreb
Birken, Andreas (2002): „Byzantinische Phantomzeit und Islam“; in: *ZeitenSprünge* 14 (3) 488-511
Braun, Andreas (1997): Istrien · Dalmatinische Küste. Baedeker Reiseführer; Ostfildern
Heinsohn, Gunnar (2002): „Karl als Kartograph?“; in: *ZeitenSprünge* 14 (2) 278-306
- (2003): „Die Streichung der polnischen ‘Karolinger’“; in: *ZeitenSprünge* 15 (1) 137-149

- Höfler, Janez (1989): Die Kunst Dalmatiens vom Mittelalter bis zur Renaissance (800-1520); Graz
- Illig, Heribert (2002): „Korrekturen, Konsequenzen. Antwort auf Andreas Birken“; in *Zeitensprünge* 14 (3) 512-519
- (1999): Wer hat an der Uhr gedreht?; München
- (1996): Das erfundene Mittelalter; Düsseldorf (gleiche Seitenzahlen wie Taschenbuchausgabe ab 1998)
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): Bayern und die Phantomzeit. Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters. Eine systematische Studie in zwei Teilen; Gräfelfing
- Jelovina, Dušan (1986): Mačevi i ostruge. Karolinškog obilježja u muzeju hrvatskih arheoloških spomenika / Schwerter und Sporen. Karolingische Formgebung in [sic] Museum kroatischer archäologischer Denkmäler; Split
- Jelovina, Dušan u. a. (1976): Altkroatisches Erbe; Zagreb
- Konstantinos VII. (1995): Die Byzantiner und ihre Nachbarn. Die *De administrando imperio* genannte Lehrschrift des Kaisers Konstantinos Porphyrogennetos für seinen Sohn Romanos. Übersetzt, eingeleitet und erklärt von Klaus Belke und Peter Soustal; Wien
- Lexikon des Mittelalters (1980-1998); Stuttgart
- Marasović, Tomislav (1982): Le Palais de Dioclétien. Le patrimoine architectural et urbanistique de Split; Belgrad
- Marasović, Gordana / Marasović, Tomislav (o.J.): Split. Illustrierter Führer; Belgrad
- Matz, Klaus-Jürgen (?2001): Wer regierte wann?; München
- Mehling, Franz N. (1984): Jugoslawien. Kulturführer in Farbe; München
- Petersen, Jan (1999): The Norwegian Viking Swords; s.
www.vikingsword.com/petersen/pts089h.html
- Rother, Frank (1976): Jugoslawien. Kunst · Geschichte · Landschaft. DuMont Kunst-Reiseführer; Köln
- S-Katalog = Hrvati i Karolinzi; Ausstellung in Split (2000/01) Katalog in 2 Bänden; hier mit einer Ausnahme nur Bd. 2 („Katalog“) zitiert (Bd. 1 Rasprave i vrela/ Disput und Quellen); Split
- Stanić, Michael (1984): Dalmatien. Die adriatische Küste von Istrien bis Montenegro; Zürich · München (Artemis-Cicerone)
- Vajda, Stephan (o.J.): Zadar oder Maraskino und Könige; in *MERIAN-Heft Dalmatien*, S. 58
- viking = The Viking Age Ireland Exhibition at the National Museum, Dublin; s.
<http://www.ncte.ie/viking/exhib.htm>
- Weissgerber, Klaus (2002): „Zur frührussischen (Kiewer) Phantomzeit II“; in *Zeitensprünge* 14 (1) 104-125
- Weithmann, Michael W. (1995): Balkan-Chronik. 2000 Jahre zwischen Orient und Okzident; Regensburg · Graz
- Z-Katalog = Od Nina do Knina. Iz hrvatske spomeničke baštine od 9. do 11. stoljeća / From Nin to Knin / De Nin à Knin (1992). Ausstellung in Zagreb; Zagreb

Was steht wirklich im Koran? Wie steht er zum Christentum? Die Thesen des Islamgelehrten Luxenberg

Gerd Kögel

In der Nacht zum Samstag, dem 8. 2. 03, brachte das ZDF in „Aspekte“ den Beitrag „*Morddrohungen gegen Islam-Gelehrte*“ von Rainer Fromm, Ahmet Senyurt und Jana Gührer. Betroffen davon sind der ägyptische Wissenschaftler Abu Zaid, der seit sechs Jahren im Exil in Europa lebt, und der in Deutschland lebende Wissenschaftler Christoph Luxenberg, aufgrund seiner textkritischen Untersuchungen des Koran.

Was in der alt- und neutestamentlichen Wissenschaft eine Selbstverständlichkeit ist,

„genau dieser, eher säkulare, wissenschaftliche Ansatz wird von islamischen Fanatikern nicht selten mit Mord oder Morddrohung bestraft. Auch bei in Europa lebenden muslimischen Intellektuellen geht die Angst um. Die Schärfe und Brutalität, mit der die angeblich einzig wahre ‘Exegese’, die Interpretation vertreten wird, hängt nicht zuletzt auch damit zusammen, dass die Auslegung des Koran benutzt wird, um politische Macht zu erlangen oder zu legitimieren.“ [AIS]

Luxenberg schreibt aus Angst vor Terroranschlägen islamischer Fundamentalisten unter Pseudonym. Er behauptet in seinem Werk *Die syro-aramäische Lesart des Koran* (Untertitel *Ein Beitrag zur Entschlüsselung der Koransprache*), der Koran sei in der islamischen Exegese missverstanden und missinterpretiert worden, und „kommt zu dem Schluss, dass sich der Koran ursprünglich als Beitrag zum Christentum verstanden hat“ [AIS]. Eine Position, wie sie ähnlich bereits seit Jahren Günther Lüling vertreten hat. Lüling leitet den ursprünglichen Islam von der abtrünnigen christlichen Sekte der Ebioniten ab, deren Spuren sich gegen 400 verlieren. Für Lüling hat Mohammed wesentliche Züge des ebionitischen Glaubens übernommen [Illig 27].

Was dieser Beitrag will

Der vorliegende Beitrag will die Hauptthesen Luxenbergs Thesen darstellen, durch ausgewählte Beispiele verdeutlichen, wobei die Forschungen Lülings miteinbezogen werden, die in unserer Zeitschrift vor allem von Illig im Zusammenhang mit seiner Zeitkürzungsthese 1992 schon referiert worden sind.

Zunächst wird auf die Besonderheit der Koranschrift und der arabischen Sprache eingegangen, deren Verständnis erst erhellt, warum es zu einer kontroversen Diskussion und zu Missverständnissen über die Bedeutung des Korantextes überhaupt hat kommen können. Daraus ergibt sich Luxenbergs Methode, die zu einer Neulesung und damit Neuinterpretation des Korantextes führt, was exemplarisch im vorliegenden Beitrag illustriert wird an den Begriffen „Koran“ und „Paradiesjungfrauen“ und an einem Beispiel christlicher Briefliteratur im Koran.

Das Problem der Koranschrift und ihrer Lesung

Auf die Koranschrift muss deshalb eingegangen werden, weil sich aus ihrer Besonderheit großteils erklärt, warum es zu Verlesungen und Missdeutungen überhaupt hat kommen können. Die frühe arabische Schrift war eine Art Kurzschrift [Lb 18], sie hat geradezu stenographischen Charakter, man nennt sie deswegen auch Defektivschrift [Lb 15].

„Das eigentliche Problem lag [...] bei den Konsonanten, von denen nur sechs durch ihre Form eindeutig sind, während die übrigen zweiundzwanzig auf Grund ihrer Gleichförmigkeit [...] voneinander nur durch den Kontext zu erschließen waren“ [Lb 16].

Erst die nach und nach „eingefügten diakritischen Punkte [legten] die konsonantische Grundschrift fest“; dabei wurde „der Korantext an zahllosen Stellen verlesen und entstellt“ [Lb 305]. „Daß diese Punkte nicht authentisch sind, davon zeugen die heute noch unpunktiert erhaltenen frühen Koranhandschriften“ [Lb 226]. Dieses Problem machte auch Lüling zum Ausgangspunkt seiner Überlegungen:

„Es gibt neben der arabischen Schrift keine andere auf Erden, die infolge der Ambivalenz vieler ihrer Konsonanten-Schriftzeichen so sehr für absichtliche oder unabsichtliche Missdeutung anfällig war und tatsächlich in reichstem Maße zu dogmatisch bedingten Umdeutungen ausgenutzt worden ist“ [Lg 245].

Auch Lüling betont, dass der Ursinn umgedeutet worden sei, durch Lesung anderer als der ursprünglich gemeinten Konsonanten [ebd., 245]. Lüling und Luxenberg stimmen beide überein, dass die Konsonantenschrift des Korantextes zu Verlesungen und Missdeutungen führen kann und auch geführt hat.

Andererseits ist gerade die auf Konsonanten reduzierte Koranschrift Ansatzpunkt zur Erforschung der ursprünglichen Textbedeutung, denn im „Gegensatz zu den hebräischen und griechischen Urkunden dieser beiden Religionen [des Judentums und Christentums] macht allein das Arabische [...] auf Grund seiner Schrift es möglich, die ursprünglichen Texte, soweit sie umgedeutet auf uns gekommen sind, wiederherzustellen“ [Lg 247].

Lüling interpretiert

„die Ambivalenz der arabischen Schrift bereits um das 6. Jahrhundert CE schon an sich [als] ein Zeichen für die Existenz einer unvorstellbar reichen aber dann im wesentlichen vernichteten Schriftkultur in vorislamischer Zeit, denn solche Ambivalenz der Schrift ist sicher nicht dem anfängerhaften Unvermögen, sondern nur einer in Jahrhunderten abgeschliffenen ursprünglichen Distinguiertheit zu verdanken“ [Lg 245]

Luxenberg kommt, wie wir sehen werden, zu einem anderen Ergebnis.

Das Problem der Koransprache und die Frage nach dem Urkoran

Die Sprache, die der Koran erstmals Arabisch nennt, unterscheidet sich von der späteren klassisch-arabischen Sprache wesentlich [Lb299].

„Ungeachtet nun der im Koran selbst bezeugten Aussage, der Prophet verkünde die koranische Botschaft in 'deutlicher arabischer Sprache' [...], haben alle arabischen wie nichtarabischen Korankommentatoren seit jeher über die Deutung dieser Sprache gerätselt“ [Lb 83].

„Nicht wenige Worte und Sätze im Koran sind dunkel und mehrdeutig. Die zahlreichen Anspielungen im Koran sind schwer zu deuten, ihre Erklärung in der arabischen Tradition ist widersprüchlich und unzulänglich, so dass hier nur innere Kriterien weiterhelfen“ [Lb50 f.].

„Trotz aller Bemühungen wird man von der Wahrheit nicht weit entfernt sein, wenn man den heute noch als ungeklärt geltenden Anteil des Koran-Textes auf etwa ein Viertel schätzt. Der effektive Umfang dürfte aber deutlich höher liegen, sofern sich zeigen wird, dass eine beträchtliche Anzahl von Textstellen, die als gesichert galten, in Wirklichkeit missverstanden worden sind, von der unpräzisen Wiedergabe zahlreicher koranischer Ausdrücke ganz zu schweigen“ [Lb83].

Die spätere arabische Exegese und Philologie gingen fälschlicherweise von einem Sprachverständnis des erst ab etwa Mitte des 8. Jhs. normierten Schriftarabisch aus [Lb 303].

„Diese beruft sich in erster Linie auf den Perser Sibawayh [gest. um 796] als den Begründer der Grammatik der arabischen Schriftsprache, die bis heute für das moderne Hocharabisch ihre Gültigkeit hat“ [Lb304].

Aber:

„Der Koran hat [...] seine Sprache nicht für jene Araber bestimmt, die sich rund anderthalb Jahrhunderte danach eine andere arabische Sprache zugelegt haben“ [Lb 302].

Doch auch dem Urkoran liege nicht ein ursprünglich in Mekka gesprochener arabischer Dialekt zugrunde, sondern eher „eine aramäisch-arabische Mischsprache“, will man die Verbindung mit Mekka aufrecht erhalten. Dann aber

müsste, nebenbei, Mekka ursprünglich eine aramäische Ansiedlung gewesen sein. Der Name Mekka (Makka) selbst unterstützt eine solche Annahme; etymologisch kann er vom Arabischen her nicht erklärt werden, doch vom Syro-Aramäischen her [Lb 299 f.]; da bedeutet das syro-aramäische Adjektiv *makka* „niederer, niedere“, was topographisch zu der Tallage zu Mekka ja auch passt [Lb 300]. Für Lüling geht die heutige Koranform nicht auf Mohammed zurück. Er vermutet eine Zensur des Urkorans.

Warum der Koran unverändert überliefert worden sein soll

Sowohl für die nachträgliche Punktierung wie auch für die Lesung des Textes wird in der orthodoxen Islamforschung die These von der Zuverlässigkeit der mündlichen Überlieferung geltend gemacht (*eine These, die uns aus der alttestamentlichen Exegese wohlbekannt ist und die in dieser Zeitschrift wohl widerlegt worden ist*). Man ist „von dem geradezu phänomenalen Gedächtnis der Araber [ausgegangen], die eine eindrucksvolle Masse poetischer Werke mündlich bewahrt haben sollen“, und hat dies selbstverständlich für den Koran angenommen [Lb 305]. Aufgrund der – unten noch ausgeführten – Verlesung zahlreicher Koranstellen lässt sich die These von der Authentizität der bisher behaupteten mündlichen arabischen Tradition nicht mehr halten: „die bisherige These von einer sicheren mündlichen Überlieferung des Korantextes [entstammt] einer bloßen Legende“ [Lb 306]. Luxenberg [226] nennt sie aufgrund der philologischen Analyse einen historischen Irrtum.

Warum wäre der Koran umgedeutet worden – Frage der Interpretation

Ursprünglich sind mehrere, bis zu sieben Lesarten des Koran zugestanden worden, bis

„schließlich durch die schriftliche Fixierung des Koran und zur Wahrung der Glaubenseinheit unter den Muslimen auf Geheiß des Kalifen Utman zugunsten einer Lesart entgültig entschieden worden [sei]“ [Lb 22; nach Tabari].

„Die islamische Tradition ist [...] außerstande, irgendein Datum zur endgültigen Fixierung der Koranlesung durch Einführung der diakritischen Punkte zu nennen, so dass man auf die allgemeine Feststellung angewiesen ist, dass dieser Prozeß sich über etwa drei Jahrhunderte erstreckt hat“ [Lb 19; nach Blachere].

Luxenberg meint dazu: „bei der Erstellung der kanonischen Fassung des Koran [machte] das Fehlen jeglicher diakritischer Punkte und sonstiger Vokalzeichen *eine* Lesart zur Fiktion“ [Lb 23 f.].

Klartext: Bei der Erstellung der kanonischen Fassung waren die diakritischen Punkte noch nicht eingeführt. Von Anfang an ist der sprachliche Ansatz der

arabischen Koranexegese als verfehlt zu bezeichnen. „Diese war letztlich ausschlaggebend dafür, dass die Koraninterpretation in eine Richtung gelenkt wurde, die der Koran gar nicht meinte“ [Lb299].

„Die gesamte altarabische Historiographie ist in der Zeit bis ca. 400 d. H. /1000 n.Chr. unter geschichtsdogmatischen Grundprinzipien völlig *umfriert* worden“ [Lüling 411, Anm. 1; nach Weissgerber 430]

„Die gesamte arabische Tradition ist unmittelbar nach dem Tode des Propheten Muhammad 632 CE zum Zwecke der völligen Umdeutung seiner ursprünglichen Absichten entweder überhaupt verdrängt, d.h. vernichtet worden [...] oder aber diese arabische Tradition wurde sehr tiefgreifend, oft geradezu ins Gegenteil umgedeutet“ [Lg 245]

Lüling sieht in der Ursache des und hinter dem Umdeutungsprozess des Koran die ehemaligen Gegner Mohammads:

„Es war schon immer bekannt, dass es die vormaligen, quraischitischen Gegner des Propheten in Mekka waren, die nach dem Tode des Propheten wieder in ihre althergebrachte Vormachtsstellung gelangten, nun nominell unter dem Islam“ [Lg 246]

„Weil die islamische Orthodoxie nach dem Tode des Propheten die tatsächlichen Intentionen seines Wirkens als Prophet völlig umgedeutet und in wesentlichen Hinsichten ins Gegenteil verkehrt hat und dies entweder durch Vernichtung oder aber durch Umdeutung und Redaktion aller Überlieferungen verschleiert werden mußte“ [Lg 247].

Was Lülings Annahme der vollständigen Vernichtung einer zeitgenössischen oder auch vorkoranischen Schriftliteratur durch die islamische Orthodoxie angeht, so halte ich sie für unmöglich und unwahrscheinlich.

Zur Methode Lülings

„Der orthodoxe Islam entstand mit der Zensur des Urkorans und der dogmatischen Festlegung des Koran im 9. und 10. Jh.“ [Lüling, nach Illig 28]. Lüling geht davon aus, daß bei der Umdeutung des Korantextes durch Lesung anderer als der ursprünglich gemeinten Konsonanten Spuren zurückgeblieben sind, und zwar Fehler hinsichtlich der Grammatik und Lexikographie.

„Sehr auffällig macht sich dies oft dadurch bemerkbar, dass überlieferte Texte ältester Tradenten in einer syntaktisch und semantisch so ungewöhnlichen, um nicht zu sagen abstrusen Form des Arabischen überliefert sind, dass sie dann später nur weitertradiert werden in einer nach Wortwahl und Syntax völlig anderen, aber nun in einer den zuvor abstrus ausgedrückten Sinn ganz neu, elegant und sprachlich korrekt wiedergebenden Form. Es leuchtet wohl jedem ein, dass die sprachlich ältest-überlieferte,

abstruse Form des Textes daher rührt, dass dieser Text die vergewaltigte Form eines früheren Textes mit völlig anderer, oft entgegengesetzter Aussage ist.“

Lüling meint, über die Anwendung der Regeln der arabischen Syntax und Semasiologie den ursprünglichen Sinn des Textes wiederherstellen zu können [Lg 245 f.].

Zur Methode Luxenbergs

Luxenberg will in seiner Arbeit erstmals den Versuch sehen, den Korantext in seinen historischen Kontext zu versetzen und unter einem neuen philologischen Aspekt zu analysieren mit dem Ziel, zu einem schlüssigeren Verständnis des koranischen Textes zu gelangen [Lb9]. Er will den Korantext

„anders lesen, als es die arabischen Korankommentatoren teils nach dem Verständnis des Arabischen in ihrer Zeit, teils unter Rückgriff auf die alt-arabische Poesie getan haben. Erst am Ergebnis mag man urteilen, ob diese Sprachanalyse auch tatsächlich zu einem besseren Verständnis des koranischen Textes führt“ [Lb 54].

Immer wieder stellte sich heraus, „dass die von den arabischen Korankommentatoren angenommene Bedeutung gar nicht zum Kontext passte“, selbst bei echt arabischen Ausdrücken [Lb 8]. Im Gegensatz zu Lüling erweist sich manchmal für Luxenberg

„die klassisch-arabische Grammatik zum richtigen Verständnis bestimmter Koranstellen eher als hinderlich, während die Beachtung der syro-aramäischen Grammatik unter Umständen zur Erkenntnis bisher ungeahnter Aspekte der Koransprache verhilft“ [Lb 118].

Luxenberg analysiert zunächst einzelne Proben der Koransprache, um zu verdeutlichen, „dass der Korantext von den arabischen Philologen und Exegeten schon beim normalen Sprachgebrauch teilweise so verlesen und missdeutet wurde“ und dass „in der islamischen Tradition inzwischen tief verankerte Vorstellungen, ja Glaubensinhalte, teilweise auf einem ebenso missverstandenen Korantext beruhen“ [Lb 221]. Bei seiner Arbeitsmethode prüft er u. a.

„ob es im Syro-Aramäischen eine homonyme Wurzel gibt, deren Bedeutung sich von der der arabischen unterscheidet und unter Berücksichtigung objektiver Kriterien eindeutig besser zum Kontext passt. [...] Es wird] versucht, den arabischen Schriftzug unter Abänderung der ursprünglich fehlenden und nachträglich eventuell irrtümlich gesetzten diakritischen Punkte anders als die Kairiner Koranfassung zu lesen [...] dann wird versucht, unter dem arabischen Schriftzug und unter Abänderung der diakritischen Punkte eine aramäische Wurzel herauszulesen. [...] dann wird ein letzter Versuch unternommen, die eigentliche Bedeutung des scheinbar echt ara-

bischen Ausdrucks durch Rückübersetzen ins Aramäische über die Semantik des syro-aramäischen Ausdrucks zu erschließen“ [Lb 11 f.].

Warum ist die syro-aramäische Lesart als Methode nützlich?

„Das Aramäische war über ein Jahrtausend die Lingua franca im gesamten vorderasiatischen Raum, bevor es vom Arabischen ab dem VII. Jahrhundert nach und nach verdrängt wurde. [...] Mit Syro-Aramäisch (eigentlich Syrisch) ist ursprünglich der in Edessa und dem umliegenden Gebiet im nordwestlichen Mesopotamien gesprochene und seit der Christianisierung bis zur Entstehung des Koran als Schriftsprache vorherrschende Zweig des Aramäischen im Vorderen Orient gemeint“ [Lb VII].

Als Schriftsprache erlangte das Syro-Aramäische insbesondere aufgrund der Bibelübersetzung einen Einfluss bis nach Persien [Lb VIII].

„Da aber die arabische Sprache zur Entstehungszeit des Koran noch keine normierte Schriftsprache besaß, sondern aus gesprochenen Dialekten bestand, war es für die islamische Tradition selbstverständlich, dass die Sprache des Koran mit dem Dialekt des Propheten bzw. seiner Sippe, der Qurays in Mekka, identisch ist“ [Lb 52].

Dies ergibt sich auch laut Tabari aus Sure 14:4: „Wir haben keinen Gesandten je entsandt, es sei denn in der Sprache seines Volkes, damit er ihnen [die Botschaft] erkläre.“ Merkwürdigerweise soll „der Prophet – wie bei Tabari berichtet – nicht imstande gewesen sein, diese Sprache seinen Zeitgenossen zu erläutern“ [Lb 52].

„Die Tatsache, dass es auch nach dem Propheten keinem Menschen gelungen ist, das letzte Geheimnis dieser Sprache zu durchdringen, seit es den Koran gibt, hat in der islamischen Tradition zu dem Glauben geführt, die Koransprache sei himmlischen Ursprungs und daher für den Menschen letztlich nicht zu ergründen“ [Lb 53].

Während Lüling glaubt, Unklarheiten der Koransprache grundsätzlich über die arabische Sprache selbst klären zu können, will Luxenberg diese mit Hilfe der syro-aramäischen Lesart des Koran aufhellen.

„Die Tatsache nämlich, dass das Syro-Aramäische die bedeutendste Schrift- und Kultursprache des Raumes war, in dessen unmittelbarer Nähe der Koran zu einer Zeit entstanden ist, da das Arabische noch keine Schriftsprache war und die gebildeten Araber sich seinerzeit des Aramäischen als Schriftsprache bedienten [da es noch keine arabische Schriftsprache gab; m. E.; vgl. Nöldeke; nach: Lb VIII, Fn. 3], legt den Gedanken nahe, dass die Initiatoren der arabischen Schriftsprache ihre Vorbildung im syro-aramäischen Kulturraum erlangt hatten. Bedenkt man zudem, dass diese Araber zumeist christianisiert waren und zu einem großen Teil an der christ-

lich-syrischen Liturgie teilnahmen, dann liegt nichts näher, als dass diese naturgemäß Elemente ihrer syro-aramäischen Kult- und Kultursprache ins Arabische eingebracht haben. Aufzuzeigen, in welchem Umfang dies im Koran der Fall ist, hat sich diese Studie zur Aufgabe gemacht“ [LbVIII f.]. Der Koran hat eine „Vermittlerrolle zwischen einer mehr als tausendjährigen aramäischen und der durch ihn eingeleiteten arabischen Kultur“ gehabt [Lb 299].

Der Koran eine Ergänzung zur Bibel?

Lülings Thesen finden teilweise Bestätigung, teilweise Widerlegung durch die Forschungen Luxenbergs. Dieser meint, die Berücksichtigung des Bezuges zur Schrift, d. h. zur Bibel, hätte

„sachlich eher zum Verständnis und zur Klärung der Koransprache beitragen können als die systematische Berufung auf die sog. altarabische Poesie, die vielfach zu einer weiteren Entfremdung geführt hat“ [Lb303].

Die Notwendigkeit dieses Bezugs wird hier am Beispiel des Terminus Koran aufgezeigt.

„Die vorliegende Studie geht von der elementaren Erkenntnis aus, dass der Terminus Koran [...] den Schlüssel zum Verständnis der Koransprache in sich birgt.“ Entgegen der Meinung arabischer Philologen kann der Terminus nicht arabischer Herkunft sein [Lb 54]. Theodor Nöldeke vermutet in „Koran“ einen ursprünglich syro-aramäischen Terminus, mit der Doppelbedeutung „Lesen, Vorlesen“ und „Lesung, Lektüre“ [Lb55].

„Der Koran ist entsprechend der etymologischen Bedeutung des Wortes ursprünglich und eigentlich ein zu kultischem Vortrag bestimmter und im privaten wie öffentlichen Gottesdienst auch tatsächlich verwendeter liturgischer Text. Daher liegt es nahe, dass die Liturgie bzw. liturgische Dichtung, und zwar die christliche, die die jüdische mit einschließt, Mohammed maßgeblich angeregt und beeinflusst hat“ [Erwin Gräf; nach Lb55 f.].

„Als kirchlicher Terminus *technicus* entspricht also der Koran ursprünglich dem im abendländischen Christentum heute noch also liturgisches Buch dienende Lectionarium (Lektionar), das Auszüge aus der Schrift zum Vortrag im Gottesdienst enthält“ [Lb56].

Die syro-aramäische Lesart des Terminus Koran findet auch Unterstützung in der nach islamischer Tradition syro-aramäischen Aussprache Mohammeds des Wortes *quran* als *qeryan*, das e als Murmelvokal gesprochen [Lb 5].

„Bedeutet Koran aber eigentlich Lektionar, so darf man annehmen, dass der Koran sich zunächst als nichts anderes als ein liturgisches Buch mit ausgewählten Texten aus der Schrift (dem Alten und Neuen Testament) und keineswegs als Ersatz für die Schrift selbst, d. h. als eigenständige

Schrift verstanden wissen wollte. Daher die zahlreichen Anspielungen auf die Schrift, ohne deren Kenntnis der Koran dem Leser häufig als ein Buch mit sieben Siegeln erscheinen mag. Der Bezug auf die Schrift ist aber nicht nur aus den jeweiligen Anspielungen ersichtlich, vielmehr verweist der Koran an mehr als einer Stelle ausdrücklich auf die Schrift, wovon er sich als Teil versteht“ [Lb 79].

„Mit dem Syro-Aramäismus [...] (umm al-kitab) ('Mutter der Schrift' = Haupt-, Urschrift) bezeichnet der Koran die Schrift in Sure 3:7, 13:39, 43:4 als seine eigentliche Quelle“ [Lb 81].

„Nur wenn man jeden Begriff nach dem entsprechenden syro-aramäischen semantischen Inhalt hinterfragt, wird man dem eigentlichen Sinn dieses Verses [d. i. Sure 3:7] gerecht“ [Lb 82].

In der arabischen Koranexegese fehlt der Bezug zur Bibel [Lb 302]. Aus dem oben Ausgeführten ergibt sich, dass der Koran nur vor dem Hintergrund der Bibel zu verstehen ist.

„Wenn nun der Koran an zehn Stellen betont, in arabischer Sprache gefasst zu sein, so will er damit das Besondere hervorheben, das ihn von der in einer Fremdsprache verfassten Urschrift des Alten und Neuen Testaments unterscheidet“ [Lb 84].

Mehrmals hat Gott den Text dem Propheten nicht etwa „eigens in seiner Sprache eingegeben“, sondern der Terminus technicus dafür, *yassara*, besagt vielmehr eindeutig, dass dies mittelbar über eine *Übertragung* aus der *Schrift* geschehen ist [Lb 100].

Lüling bestätigt Luxenbergs Hypothese: „Der Koran erweist sich [...] als ein in seinen ältesten Teilen aus judenchristlich-arabischer schriftlicher Tradition vorgegebener Text, der vom Propheten [...] neu interpretiert und kommentiert wurde“ [Lüling; nach Illig 28]

Lüling sieht in der „Abkoppelung des Islams vom Christentum [...] eine totale Entstellung der Entstehungsgeschichte des Islams“ [Lüling 389, Anm. 3]

Die Paradiesjungfrauen im Koran

Der Korantext ist von den arabischen Philologen und Exegeten schon beim normalen Sprachgebrauch teilweise so verlesen und missdeutet worden, dass es nicht weiter verwundert, „wenn in der islamischen Tradition inzwischen tief verankerte Vorstellungen, ja Glaubensinhalte, teilweise auf einem ebenso mißverstandenen Korantext beruhen“ [Lb 221]. Als Beispiel möge die Vorstellung von den Huris angeführt sein. Luxenberg beschränkt sich bei seiner Analyse „auf die rein philologische Deutung der ausschlaggebenden Koranpassagen zu den sog. *HURIS* oder *Paradiesjungfrauen*“ [Lb 224].

Es geht hier um den Ausdruck *hur'in* in den beiden Surenversen [44:54 und 52:20]. Er wird als „*großäugige*“ *Weiß*e = *Huris* wiedergegeben. Die Stelle, um die es hier geht, lautet in der Übersetzung von Paret: „Und wir geben ihnen *großäugige Huris* als *Gattinnen*“ [Lb 225]. Mit der richtigen oder falschen Deutung des koranischen Doppelausdrucks *hur'in* steht und fällt die Vorstellung von den Paradiesjungfrauen.

Das „Augenweiß“ (*hur'in*) als Schönheitsmerkmal widerspricht nicht nur dem arabischen Sprachgebrauch,

„es sei denn, man ist *blind*. So heißt es auch im Koran von Jakob, seine Augen seien vor lauter Weinen über seinen Sohn Joseph 'weiß' geworden [...] [Sure 12:84], d. h. sie seien *erblindet*“ [Lb 232].

Die Deutung von „Augen“ im Sinne von Frauenaugen ist aus sprachlichen Gründen auszuschließen, womit einer Interpretation von *Huris* als Paradiesjungfrauen der Boden erzogen wird [ebd.]. Damit steht der Koran auch wieder im Einklang mit der Bibel, „wonach im Paradies weder *geheiratet* noch *verheiratet* wird (Mt 22:30; Mk 12:25; Lk 20:35)“ [Lb 233]. Über die christlich-orientalischen Paradiesvorstellungen Ephraems des Syrers, die im 4. Jh. weit verbreitet waren, kommt Luxenberg zu einer Klärung:

„bei den angeblichen *Huris* des Koran (handelt es) [sich] – in Übereinstimmung mit der syro-aramäischen Paradiesbeschreibung Ephraems – auch nur um *Weintrauben*“ [Lb 235].

Eine Bestätigung dafür, daß *hur* im Korantext im Sinne von *weißen (Weintrauben)* zu verstehen ist, zeigt eine arabische Parallele im Lisan al-'arab des Ibn Manzur (1232–1311), dem Hauptlexikon der arabischen Sprache [Lb 7], wo die „*Weiß*e“ eindeutig die „*Weintraube*“ vertritt [Lb 236 f.].

Auch für *'in* weist Luxenberg eine syro-aramäische Herkunft nach, und so wird aus der üblichen Übersetzung der Koranverse mit

„Und wir geben ihnen *großäugige Huris* als *Gattinnen*“

in Luxenbergs Übersetzung in in syro-aramäischer Lesart:

„Wir werden es ihnen *unter weißen, kristall(klaren) (Weintrauben) behaglich machen*“ [Lb 226].

Dann dürften aber alle übrigen Koranstellen, die man bisher auf die Paradiesjungfrauen bezogen hat, in Wirklichkeit weitere Beschreibungen dieser Weintrauben sein [Lb 241]. Und das bedeutet den Verzicht darauf, Paradiesjungfrauen mit folgenden, in den Suren des Koran genannten Attributen zusammenzubringen:

- „gereinigte *Gattinnen*“ [2:23; 3:13; 4:60];
- „die Augen (sittsam) niedergeschlagene, weibliche Wesen, die vor ihnen [d.s. die männlichen Insassen des Paradieses; ...] weder Mensch noch Dschinn *entjungfert* hat“ [55:56];

- (Huris) [...] zu Jungfrauen gemacht, heiß liebend und gleichaltrig“ [56: 34-37];
- „die Gottesfürchtigen (dagegen) haben (großes) Glück zu erwarten [...] gleichaltrige (Huris) mit schwellenden Brüsten“ [78:31-33];
- sie bleiben immer Jungfrauen [vgl. 56:35]

„Der Koran geht vom Axiom aus, dass die ihm vorausgegangene Schrift (Altes und Neues Testament) offenbart ist. Sofern er sich als Bestandteil dieser *Schrift* versteht, leitet er daraus konsequenterweise den Anspruch her, selbst offenbart zu sein. Insofern hebt er in nicht wenigen Passagen immer wieder hervor, dass er die *Schrift* ‘bestätigt’ [...]. Insofern macht er die *Schrift* zum Maßstab, wenn er z. B. zum Beweis für die eigene Authentizität in Sure 4:82 als Argument anführt: »Wäre er (der Koran) nämlich nicht von Gott, würden sie darin (im Vergleich zur *Schrift*) viele Unterschiede (Unstimmigkeiten) finden« [Lb 224 f.].

Mit der Aussage von den angeblichen Huris als „weiße Großäugige“ [Lb 228] würde der Koran im Widerspruch zur *Schrift* stehen und zudem noch sich selbst widersprechen, denn in Sure 36:56 und 43:70 verspricht er den Frommen, dass sie im Paradies mit ihren irdischen Gattinnen zusammengebracht werden [Lb 229]; diese Verse schließen die Existenz von etwaigen „Nebenbuhlerinnen“ aus.

Als Ergebnis lässt sich sagen: Die koranische Aussage ist klar: „Mehr als Essen und Trinken gibt es im Paradies nicht“ [Lb 247].

„[...] nicht etwa der Prophet [hat] christliche Abbildungen des Paradieses mißverstanden, sondern eher die spätere islamische Exegese (hat) die koranische Umschreibung christlich-syrischer Hymnen, die analoge Beschreibungen des Paradieses zum Inhalt haben, unter dem Einfluß persischer Vorstellungen von den mythologischen *Paradiesjungfrauen* missdeutet“ [Lb 224].

Unter Missachtung des koranischen Kontextes „waren alle Kommentatoren von der Vorstellung der *Huris* so eingenommen, dass für sie nichts anderes in Betracht kommen konnte“ [Lb 247].

„[...] nicht dem Koran ist es anzulasten, wenn Menschen ihn aus Unwissenheit so falsch gelesen und ihre subjektiven, allzu irdischen Träumen hineinprojiziert haben“ [Lb 225].

Christliche Briefliteratur im Koran

Luxenbergs Beispiele sollen zeigen, „dass einzelne verlesene oder missdeutete Ausdrücke das Verständnis nicht nur des jeweiligen Wortes, sondern auch ganzer Sätze und damit zusammenhängender Inhalte betreffen“, doch auch ganze Suren sind von Verlesung nicht ausgenommen. Der Sure 108 etwa

„liegt christlich-syrische Liturgie zugrunde [, ...] eine Reminiszenz an den auch in der Komplet des römischen Stundengebets wohlbekannten Passus aus dem 1. Petrusbrief, Kapitel 5, Verse 8-9 [...] Dieser Text ist zweifellos vorkoranisch. Als solcher gehört er zu jenem *Grundstock, aus dem der Koran als christlich-liturgisches Buch [...] ursprünglich bestand*, und den man in der abendländischen Koranforschung pauschal als *'erste mekkanische Periode'* bezeichnet hat“ [Lb 275 f.].

Sure 73 und 74 „lesen sich mit ihrer Aufforderung zum Nachtgebet, d. h. zu den *Vigilien*, teilweise wie eine *Mönchsregel*“ [Lb 276]. „Die Sure [96] ist insgesamt eine thematisch ausgeführte Aufforderung zum Gottesdienst“ [Lb 281]. Luxenberg übersetzt 96:19 mit syro-aramäischen Termini: „Du sollst gar nicht auf ihn hören, verrichte (vielmehr) (deinen) Gottesdienst und *nimm an der Abendmahlliturgie teil*“ [Lb 296; vgl. 293-298].

Zusammenfassung

Lüling versucht einen Urkoran zu erschließen und findet „christliche, für den gottesdienstlichen Gebrauch bestimmte Strophenlieder, denen redaktionelle Veränderungen einen islamischen Sinngehalt aufoktroziert haben“ [Lüling, nach Illig 29]. Nach Lüling machte Mohammed „eine Bewegung weg von [Judentum und Christentum] und zurück zu den religiösen und moralischen Prinzipien des zentralarabischen paganen Heidentums, in Sonderheit ein Zurück zum Höhenkult“ [ebd., 30].

Die Bedeutung von Luxenbergs Thesen liegt darin, dass zum ersten Mal von Islamwissenschaftlern bestätigt wird, was in der deutschen Islamforschung als Tabu gilt. So kommentiert der Islamwissenschaftler Ralph Ghabdan, was sich bei Luxenberg nicht expressis verbis findet:

„Was hier totgeschwiegen wird, zeigt eigentlich, dass der Islam im Grunde genommen eine jüdisch-christliche Sekte ist, dessen Anliegen an erster Stelle die Übersetzung der Bibel ins Arabische ist, um den Monotheismus unter den Arabern zu verbreiten. D. h. eigentlich, da ist die ganze islamische Religion in Frage gestellt“ [Aspekte]

Und damit auch der religiös begründete islamische Extremismus, Fanatismus und Terrorismus. Auch der Bezug zur Bibel hat Konsequenzen:

„Im Hinblick auf die Herkunft der Koransprache ließen sich auch andere Schlüsse ziehen. Dies auf Grund der vorliegenden Einzelergebnisse zu tun, wäre jedoch verfrüht“ [Lb 303].

Luxenberg sieht im Gegensatz zu Lüling im Koran eine Ergänzung der jüdischen und christlichen Bibel.

Wenn aber der Islam vor der Dogmatisierung seiner Lehre, vor seiner dogmatischen Festlegung im 9. und 10. Jh. eine jüdisch-christliche Sekte war,

dann wird verständlich, dass erst nach seiner ausdrücklichen Trennung vom Christentum um die Jahrtausendwende ein Anlass für die katholischen Kreuzzüge gegeben war.

Literatur

- AIS = Aspekte, Internetseite: www.zdf.de/ZDFde/Inhalt/0,1872,2033020,00.html;
Aspekte (2003): Sendung im ZDF vom 8./9. 2.2003
Illig, Heribert (1992): „Wann lebte Mohammed? Zu Lülings 'judenchristlichem' Propheten, zur Frühzeit des Islam und zur Orthodoxiebildung in Judentum, Christentum und Islam“, in *VFG* 4 (2) 26-41
Lb = Luxenberg, Christoph: Die syro-aramäische Lesart des Koran. Ein Beitrag zur Entschlüsselung de Koransprache; Berlin
Lg = Lüling, G. (2001): „Leserbrief zu Klaus Weissgerber“; in *ZS* 13 (2) 243-249
Lüling, Günter (1981): Die Wiederentdeckung des Propheten Muhammad. Eine Kritik am 'christlichen' Abendland; Erlangen
Weissgerber, Klaus (2000): „Zur islamischen Phantomzeit (Islamica I)“, in: *ZS* 12 (3), 419-448

„Guter Mond, Du gehst (gar nicht) so stille“

Eine Antwort auf Angelika Müller

von Ulrich Becker

Angelika Müller wundert sich [„Yezdegird und Djalali“; 2002] zu Recht über die scheinbar sinnlose Einführung eines ungenauen Mondkalenders zu Lasten eines genauen Sonnenkalenders. Die von ihr dafür gegebenen Erklärungen sind plausibel und rational [359 f.]. Da ich mich im Zusammenhang mit ihrem Aufsatz an eine Reihe von Textpassagen in mittelalterlichen Quellen mit Hinweisen auf seltsame Erscheinungen um, an und auf dem Mond erinnerte, stellte sich mir die Frage, inwieweit die Einführung eines Mondkalenders möglicherweise zunächst auf markante, seinerzeit unbekannte Himmelsphänomene und weniger auf rein religionspolitische Überlegungen zurückzuführen wäre. Der Mond wurde meiner Ansicht nach sozusagen wieder als eine zeitweise verdrängte Gottheit wahrgenommen, die auf sich aufmerksam machte.

Der Halbmond als Symbol des Islam ist allenthalben bekannt. Aber wie viele Zeitgenossen vergegenwärtigen sich des Sternes, der in enger Verbindung mit dem Halbmond auf Flaggen, Wappen u. ä. auftritt? Dieser Stern befindet sich nahe beim Mond, ja sogar – was bei einem normalen Stern natürlich unmöglich ist – im Mond, im geöffneten Teil der Mondsichel! Sollte es sich dabei nur um einen Zufall oder um ein Produkt der künstlerischen Freiheit respektive Phantasie handeln?

Die Leserinnen und Leser mögen sich bei der Durchsicht der folgenden, chronologisch geordneten Passagen ein eigenes Bild machen. Die beschriebenen Phänomene ähneln sich teilweise, so dass eine Verdoppelung nicht ausgeschlossen werden kann. Die beiden ersten Exzerpte stammen aus der Frankengeschichte des Gregor von Tours (538/39–594), die bis 591 reicht.

1. 6. Jh., *Geschichte der Franken*:

„Zu Zeiten dieses Königs [Theudebalds, König 548–555; ...]. Damals sah man auch, daß ein Stern in die Scheibe des Mondes in der fünften Nacht nach Neumond von entgegengerichteter Richtung hineintrat“ [Gregor von Tours; bei Dahn 91].

2. 6. Jh., *Geschichte der Franken*:

„Hiernach erschien in der Nacht des 11. November, als wir gerade die Vigilien des heiligen Martinus feierten, ein großes Wunder: denn mitten im Monde sah man einen hellen Stern strahlen, und über und unter dem Monde erschienen in der Nähe andere Sterne. Auch jener ‘Hof’ (Kreis), der heißt

Regen anzeigt, wurde ringsum sichtbar. Was dies habe bedeuten sollen, wissen wir nicht, (denn natürlich mußte es doch etwas "bedeuten"). Denn wir sahen auch oft in diesem Jahre den Mond in schwarzer Färbung verwandelt“ [Gregor von Tours; bei Dahn 154].

3. Das Jahr 860, *Annalen von St. Bertin*:

„In der Nacht vom 4. zum 5. April, als schon der neue Mond aufgegangen, zeigte sich, wie berichtet wird, ein dunkler, sichelförmiger Streif, von derselben Gestalt, wie der Mond selbst, mitten durch diesen gelegt, so daß auf beiden Seiten der Mond hell leuchtete, in der Mitte aber verdunkelt war. Ebenso heißt es, daß man am 6. April nach Sonnenaufgang in der Mitte der Sonne einen dunkeln Fleck sah und als dieser sich bis an den untersten Rand herabgezogen hatte, erschien alsbald ein anderer am obersten Rand, und durchlief wie der erste die ganze Scheibe wieder bis unten. Dies geschah am zehnten Tage nach Neumond.“ [Wattenbach/Dümmler 85]

4. Das Jahr 1116, *Annalen von Hildesheim*:

„Die Witterung war sehr ungleich. Um Weihnachten, als der Mond klar schien, entstand im Westen ein zweiter. Nachdem dieser lange mit dem natürlichen Monde gekämpft, bald anspringend, bald gleich jenem sich auf die Flucht machend, wurden sie zuletzt von einer dunkeln Wolke bedeckt, und als diese wich, leuchtete allein der natürliche Mond. Ein ähnliches Kämpfen zeigte sich auch bei den Sternen.“ [FMA]

5. Das Jahr 1128, *Böhmenchronik des Cosmas von Prag* samt ihrer Fortsetzung: *Der Kanonikus von Wysshrad*:

„Am 9. November wurde der Mond blutroth; beifügen will ich noch, daß Einige auch bemerkten, wie der noch frei geblieben Theil hin und her fuhr, bis er verschwand; viele Sterne umgaben ihn, deren einer den Mond umkreiste, ein anderer aber sich gegen Norden stürzte.“ [Wattenbach/Dümmler, 7]

6. Das Jahr 1172, *Annalen von Magdeburg*:

„Bei einer Mondfinsterniß, welche acht Tage nach Epiphaniën zur Vollmondszeit in der Nacht geschah, erschien der Mond in nie gesehener Weise fast vier Stunden lang nicht.“ [Wattenbach/Dümmler, 102 f.]

7. Der 25. 6. 1178, Gervase in Canterbury:

Bei Beobachtung des hellen, zunehmenden Mondes: „Plötzlich spaltete sich die obere Spitze in zwei Teile. Aus der Mitte der Teilung erhob sich eine flammende Fackel und spuckte über eine beträchtliche Entfernung Feuer, heiße Kohlen und Funken. Der darunter liegende Mondkörper wand sich, als ob er in Angst wäre, [...] der Mond schlug um sich wie eine verwundete Schlange. Etwas später nahm er wieder seine vertraute Form an. Dies Zeichen wiederholte sich ein dutzendmal oder mehr, die Flamme nahm verschiedene

gebogene Formen an und verschwand darauf wieder. Nach diesen Veränderungen nahm der Mond von Spitze zu Spitze über seine gesamte Länge ein schwärzliches Erscheinungsbild an.“ [FMA]

Der Meteoritenexperte Jack Hartung vermutet, dass sich die Beobachtung auf die Entstehung des Kraters „Giordano Bruno“ bezieht. Dieser Krater soll sehr jung sein [Lewis 72].

8. Das Jahr 1287, *Annalen von Colmar*:

„Am 16. April erschien die Sonne rothfarbig, und, wie die Weiber erzählen, der Mond gespalten.“ [Wattenbach/Dümmeler 70]

Es gehört nicht allzu viele Phantasie dazu, hierin generell Beschreibungen kosmischer Impakte auf dem Mond – wie Hartung für den Gervasebericht mutmaßt – mit nachfolgenden Mondbeben zu sehen.

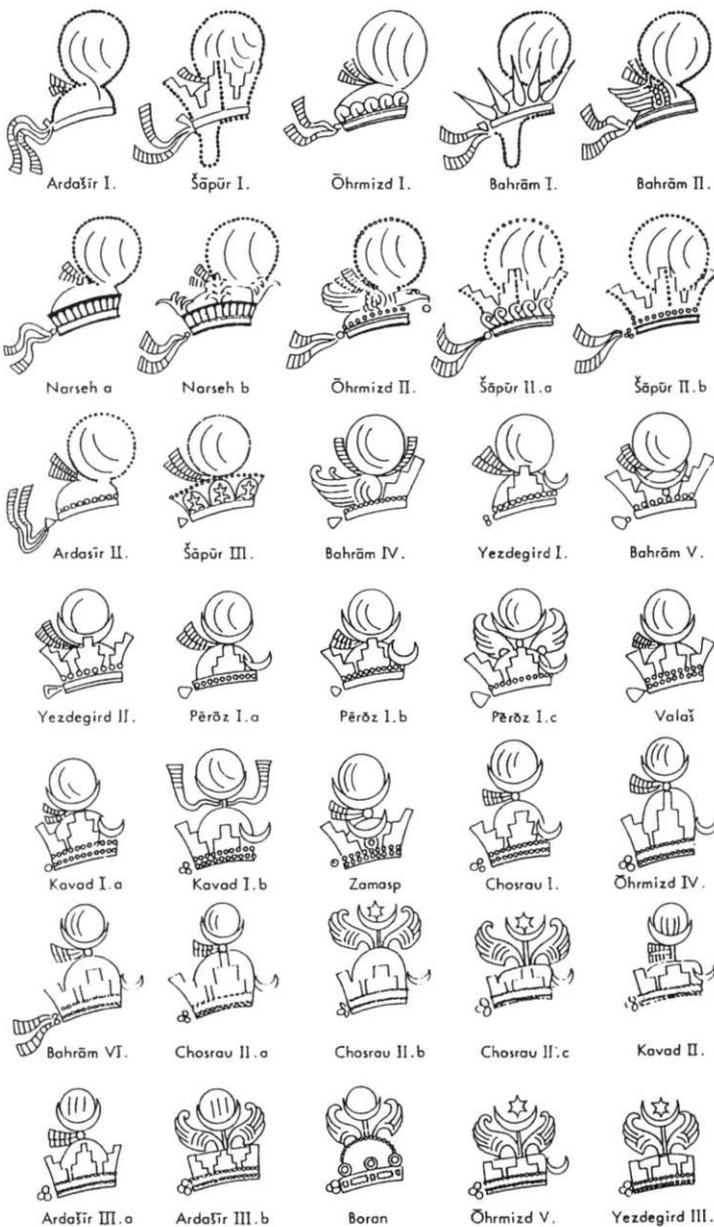
Die Kronen der Sassaniden

Angelika Müller spricht auch von einer Gestirnsichel in der Sassanidenkrone, die zum „Halbmond“ umgedeutet wurde. Diese Aussage ist unvollständig. Korrekt müsste sie lauten: „keine oder mindestens eine Gestirnsichel“, wie wir einer Abbildung der 35 Sassanidenkronen (inkl. Varianten) entnehmen können [Millar VIII.269]

Die erste Krone, von König Yezdegirds I. (399–421), und die der beiden folgenden Potentaten tragen je eine Sichel. Die von Peroz I. (459–484) ist mit zwei Sicheln geschmückt, die seines Nachfolgers wieder nur mit einer. Die nächsten acht Kronen tragen erneut zwei Sichel, dann folgen nochmals zwei Kronen mit einer, die nächste mit zweien und die letzte wieder mit einer (Yezdegird III., 632–651).

Ab Yezdegird II. (439–457) ist die resp. eine Sichel ganz oben auf der Krone platziert, wobei die Sichelöffnung nach oben weist und – bis auf drei Ausnahmen – eine Kugel, Scheibe o. ä. trägt. Die drei Ausnahmen bilden die Kronen von Chosrau II., Ohrmizd V. (beide zusammen als „630–632?“ datiert) und von Yezdegird III. Diese drei letztgenannten haben einen sechszackigen Stern in der obersten Gestirnsichel.

Ich habe in dieser Publikationsreihe [2002] darüber Überlegungen angestellt, das Bezugsdatums der muslimischen Zeitrechnung (= H.) zu verfrühen und – basierend auf Überlegungen Illigs und Toppers – das Jahr des Konzils von Nizäa (325) dafür vorgeschlagen. Ob hier ein Zusammenhang besteht, ob z. B. eine iranisch-sassanidische Gestirnsichel ihren Platz in der islamischen Symbolik fand (A. Müllers These vom Iran als ersten Staat mit muslimischer Staatsreligion) oder ob eine bedeutsame Stellung des Mondes (oder vielleicht auch der Venus als al-Ussa/Ishtar, türk. Ayşee, Verehrung derselben in Alt-



Sassanidische Königskronen (224–651) [Millar VIII.269]

arabien) bzw. des Mondkalenders dem Islam sein bekanntestes Symbol gab, vermag ich noch nicht zu beurteilen.

Meine Hypothese zugrunde gelegt, hätte der erste „Sichelträger“ Yezdegird I. (konv. 399–421) etwa von 68/69 bis etwa 90/91 H. regiert. Einer unserer Autoren [Zeller 1993] hat die späten Sassaniden mit den muslimischen, jedoch iranisch-nationalistisch eingestellten Früh-Abbasiden gleichgesetzt.

Zwischen Yezdegird I. und den Ereignissen aus den *Annalen von Colmar/ Die größeren Jahrbücher von Kolmar* liegen nun, selbst unter Abzug der Illig'schen Phantomzeit, immer noch rund 590 Jahre. Entweder sind hier Beobachtungen verdoppelt und vervielfacht wiedergegeben worden – was ich persönlich für unwahrscheinlich halte, oder der Mond (und die Erde auch? Ich denke auch an den von Christoph Marx postulierten „Großen Ruck“) hat in der nachchristlichen Ära möglicherweise eine sehr unruhige Phase durch- und überlebt.

Derartige Ereignisse könnten für die Auswahl eines kosmischen Zeitgebers (in erster Linie natürlich Sonne und Mond) für die zeitgenössischen Kalenderrechner maßgeblich gewesen sein; das könnte die Einführung objektiv rückschrittlicher Kalendersysteme erklären.

Auffällig ist in jedem Fall der mehrfach auftretende Konnex zwischen Gestirns- bzw. Mondsichel und einem Stern, sowohl bei angeblichen Beobachtungen am Himmel über Nordwesteuropa als auch in Teilen des kulturhistorischen Nachlasses des Mittleren Ostens.

Literatur

- Becker, Ulrich (2002): „Hidzhra und Hunnen“; in *ZS* 14 (2) 325-340
Dahn, Felix (1996): *Die Franken* (Bearb., ungek. Neuausg. der 1899, Berlin, erschienenen, 4 Bände umfassenden Urgeschichte der german. und roman. Völker); Essen
Gregor von Tours (o.J.): „Die Geschichte der Franken“; in *FMA*
Lewis, John S. (1997): *Bomben aus dem All. Die kosmische Bedrohung*; Basel · Boston · Berlin
Millar, Fergus (Hg., 1998): *Weltbild Weltgeschichte*. Bd. 8; Augsburg
Müller, Angelika (2002): „Yezdegird und Djalali“; in *ZS* 14 (2) 341-364
FMA = Quellensammlung zur mittelalterlichen Geschichte (*Fontes medii aevi*); Berlin, CD-Rom
Wattenbach, Wilhelm / Dümmler, Ernst (1892): *Quellensammlung zur mittelalterlichen Geschichte*, nebst Fortsetzung; Berlin
Zeller, Manfred (1993): „Der Iran in frühislamischer Zeit (bis 10. Jh.)“; in *ZS* 5 (3) 87 -110

Gerbert von Aurillac † 12. Mai 1003

Hans-Erdmann Korth

„Staune nicht, dass die Trägheit des törichten Pöbels, die nie sich an die Wahrheit gekehrt, als Zauberer mich verschrien, weil ich des Archimed's Kunst und die Lehre der Weisheit betrieben. Damals, als man nichts wissen zum Ruhme gezählt, galt ich den Rohen als Zauberer, doch es verkündet mein Grabmal, dass ich im frommen Sinn, treu und in Ehren gelebt.“

Abraham Bzovius (1565–1635) Epitaph auf Gerbert v. Aurillac

Der Naturwissenschaftler und Philosoph auf dem Papstthron war nicht nur der Ausbilder einer ganzen Generation von Gelehrten, sowie der Verbreiter vielfältiger neuer Techniken; er war vermutlich auch die Schlüsselfigur der mittelalterlichen Chronologierevision.

Im Lateranpalast ging vor nunmehr einem Jahrtausend das Leben von Papst Silvester II. zu Ende, der als Gerbert von Aurillac zum wohl größten Gelehrten des 10. Jahrhunderts geworden war.¹

Sein genaues Geburtsjahr ist unbekannt. Es heißt, dass er um das Jahr 940 n. Chr. als Kind einfacher Leute in der Auvergne nahe Aurillac geboren wurde. Nach dem frühen Tod seiner Eltern nahmen sich die Benediktinermönche des Klosters von Aurillac seiner an. Der überaus gescheite Knabe wurde zum Stolz des Abtes Geraud und seines Lehrers Raimond. Mit beiden blieb er zeitlebens freundschaftlich verbunden.

Als junger Mann gelangte Gerbert zu weiteren Studien an den Hof Borells, des Herzogs von Katalonien. Vermutlich weckte der gelehrte Mönch Joseph im Kloster Ripoll seine Neugierde auf Mathematik, Astronomie und die Welt des Islam.²

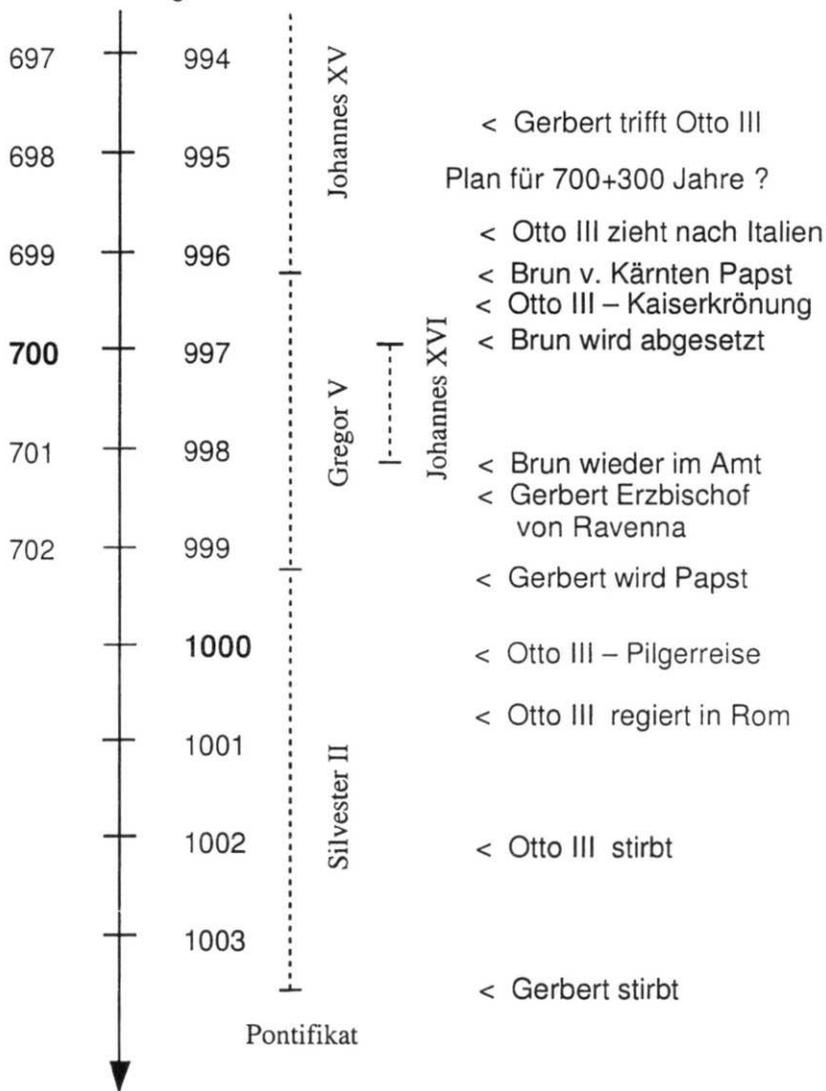
Seine Kenntnisse auf dem Gebiet der Mathematik und der Zahlen (die Propagierung der 9 [!] indisch/arabischen Ziffern, die das Rechnen ungemein erleichtern, sowie des Abacus wird ihm zugeschrieben) fasste er in diesen Jahren in einer eindrucksvollen Schrift zusammen, die ausgehend von den Maßeinheiten, Rechenkunst, Geometrie und Trigonometrie verband.

Im Jahre 962 ergab sich für Gerbert die Gelegenheit, seine Förderer Borell und Bischof Hatto nach Rom zu begleiten. Bei dieser Gelegenheit lernte er nicht nur den Papst Johannes XIII. und viele andere bedeutende Persönlichkeiten kennen, sondern auch Kaiser Otto I., dessen Gemahlin Adelheid sowie deren Sohn, den späteren Otto II. Die Kenntnisse des jungen Mannes auf vielen Gebieten der Wissenschaften erweckten allseits Erstaunen.

Abb. 1

Zeittafel

Jahr n. Chr.
kurze Chronologie lange Chronologie



Durch Vermittlung von Geranus, dem Erzdiakon von Reims übernahm Gerbert die dortige Gelehrtenschule und führte sie in kurzer Zeit zu höchstem Ruhm. Sein Wissen, seine scharfsichtige Logik, seine Begeisterungsfähigkeit und nicht zuletzt seine Menschlichkeit werden als Gründe dafür genannt. Die Ausbildung basierte auf den Werken des Aristoteles und seiner Interpreten und umfasste zunächst Grammatik, Logik und Rhetorik, um darauf mit Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik aufzubauen. Für diese Studienordnung bürgerten sich später die Begriffe *Trivium* und *Quadrivium* ein.

Die Rivalität der Schulen von Magdeburg und Reims hatte schließlich eine Herausforderung Gerberts durch den Magdeburger Domscholastiker Otrich zur Folge. In Ravenna fand in Anwesenheit des Kaisers ein philosophischer Disput statt, der den ganzen Tag über währte und schließlich vom Kaiser zugunsten Gerberts abgebrochen wurde.

Bald darauf erreichte Gerbert die Ernennung zum Abt und Lehensherrn von Bobbio im nördlichen Appenin. Diese Abtei besaß weite Ländereien, befand sich aber aufgrund der Unfähigkeit und Korruption der Amtsvorgänger, die große Teile der Einkünfte bereits verpfändet hatten, in einem desolaten Zustand. Bei seiner Ankunft fand Gerbert die Wohnung des Abtes leer geräumt vor, da das Mobiliar vorgeblich als Almosen an Bedürftige gegeben worden war.

Gerberts Versuche, die Klosterdisziplin wiederherzustellen und den wirtschaftlichen Ruin abzuwenden stießen auf erbitterten Widerstand. Nach kaum einem Jahr musste er aufgeben.³ Mit wenigen Getreuen floh er nach Reims, wo er seine Lehrtätigkeit wieder aufnahm. Daneben diente er auch dem Erzbischof Adalbert, der ein enger Freund geworden war, als Helfer und Berater und wurde schließlich von diesem als Nachfolger auf dem Bischofsstuhl nominiert. Nach dem Tode Adalberts wurde dieser Wunsch jedoch von den Bischöfen ignoriert, und so wurde der junge Arnulf, ein Sohn König Lothars, durch Protektion des Königs Hugo Capet neuer Amtsinhaber. Gerbert war diesem zunächst bei den Amtsgeschäften behilflich. Wenig später wurde durch Verrat von Arnulfs Vertrautem Adalger die Stadt Reims durch Karl von Lothringen eingenommen und verwüstet. Gerbert verlor all seine Habe und entging mit knapper Not dem Tode. Das Verhältnis zu Arnulf verschlechterte sich so sehr, dass Gerbert diesem schließlich die Lehenstreue aufkündigte, Reims verließ und sich an den französischen Königshof begab.

Zu Beginn des Jahres 991 wurde Arnulf wegen seiner Verfehlungen auf der Synode von St. Basles angeklagt und nach langem Verfahren seines Amtes enthoben und eingekerkert. Gerbert, der das Prozessprotokoll geführt hatte, wurde zum neuen Erzbischof ernannt. Anlässlich seiner Konsekrierung verlas Gerbert sein persönliches Glaubensbekenntnis:

„Ich Gerbert, durch Gottes zuvorkommende Gnade bald Erzbischof von Reims, bekunde vor Allen meinen Glauben in einfachen Worten, das heißt, ich bekenne den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist als einen Gott, und dass die ganze Gottheit in der Dreieinigkeit gleich an Wesen, Substanz, Ewigkeit und Macht. [...] Ich glaube, dass ein Urheber, Herr und Gott des alten und neuen Bundes; dass der Teufel nicht von Natur, sondern aus freiem Entschluss böse geworden. [...] Die Ehe verbiete, die zweiten Heiraten verdamme, den Gebrauch des Fleisches untersage ich nicht. Dass man mit den der Kirche versöhnten Büssern Gemeinschaft pflegen müsse; dass in der Taufe alle Sünden, sowohl die am Anbeginn zugezogenen, als alle freiwillig begangenen, erlassen werden; dass außerhalb der katholischen Kirche niemand gerettet werden können, glaube und bekenne ich. Die vier heiligen Konzilien, welche die allgemeine Mutter, die Kirche bestätigt, bestätige auch ich.“⁴

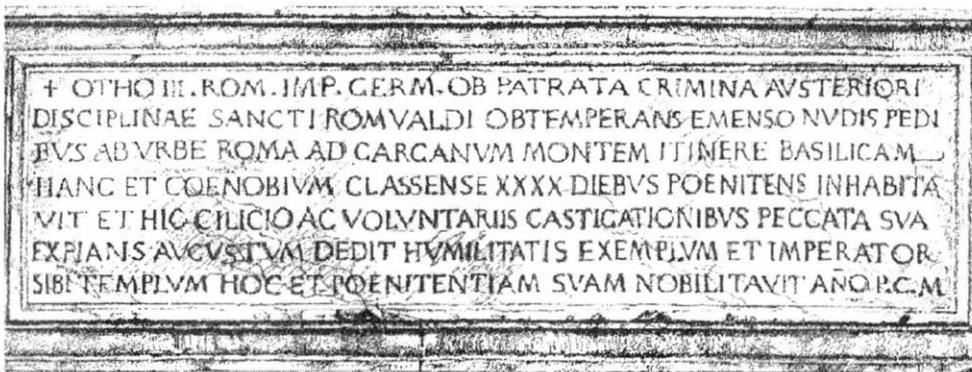
Wenig später wird die Ernennung Gerberts vom Papst und mehreren Bischöfen angefochten. Auf der Synode von Mouzon kann sich Gerbert gegen alle Vorwürfe verteidigen. Trotzdem soll ihm die Teilnahme an den Sakramenten verwehrt werden. Die Anfeindungen setzen sich fort.

Seine angegriffene Gesundheit beklagt Gerbert wenig später in einem Brief an die Kaiserin Adelheid:

„Meine Tage sind vorüber, oh süße und glorreiche Herrin, das Alter droht mir mit dem Ende. Ein Bruststechen nimmt die Seiten in Anspruch, es sausen die Ohren, rinnen die Augen, mein ganzer Leib ist immer während wie von Stacheln zerstoichen, das ganze Jahr habe ich das Bett gehütet, und nun, da ich kaum aufgestanden, peinigt mich ein zweitägiges Wechselieber.“

Wie gerufen kommt ihm die Einladung des 14-jährigen Ottos III., als sein Lehrer und Berater (auch in Fragen der Politik) nach Magdeburg zu kommen. Auch hier rufen Gerberts umfassenden Kenntnisse Erstaunen hervor: Mit Hilfe eines seiner selbst gebauten Astrolabien gelingt ihm die präzise Justierung einer Sonnenuhr. Er begleitet seinen Schüler Otto auf dessen Feldzug gegen die Slawen. Wenn Zeit bleibt, werden philosophische Fragen diskutiert und Pläne für die voraussichtlich lange Regentschaft Ottos geschmiedet.^{5,6,7} Im Frühherbst 995⁸ bricht Otto III. mit großem Gefolge zu seiner Krönung als Kaiser nach Italien auf. Gerbert verfasst auf diesem Zug eine philosophische Schrift *Über die Vernunft und den Gebrauch der Vernunft*, die er seinem Schüler widmet. Darin geht es um die Frage, ob dem Speziellen oder dem Allgemeinen die höhere Bedeutung zukommt.

In Ravenna erhält Otto III. die Nachricht vom Tode des Papstes. Als Nachfolger schlägt er dem Bischofskollegium mit einigem Nachdruck seinen



Otto III. Kirchenbuße im Jahre 1000 betreffend.

Inschrift in S. Apollinare in Classe bei Ravenna.

† Otto III. Rom. Imp. Germ. Ob Patrata Crimina Austeriori
 Disziplinæ Sancti Romualdi Obtemperans Emenso Nudis Pedit
 Reges des heiligen Romualdus gehorsam mit nackten Füßen
 Bus Ab Urbe Roma Ad Garganum Montem Itinere Basilicam
 von der Stadt Rom bis zum Berge Garganus den Weg zurückgelegt, diese Basilika
 Hanc Et Coenobium Classense XXXX Diebus Poenitens Inhabita
 und Kloster zu Classe 40 Tage sitzend bekehrt
 Vit Et Hic Cilicio Ac Voluntariis Castigationibus Peccata Sua
 und hier durch ein Begehren (schilfenes Teppich) und freiwillige Kasteiungen seine Sünden
 Expans Augustum Dedit Humilitatis Exemplum Et Imperator
 führend ein hebræs Beispiel der Enner gegeben und als ein Kaiser
 Sibi Templum Hoc Et Poenitentiam Svam Nobilitavit Anno P. C. M.
 sich einen Tempel und seine Buße berühmt gemacht. Am Jahr 1000 nach Chr.

Quelle: Jäger, Geschichte des MA, Leipzig 1887

Abb. 2: Eine Tafel im Kloster San Apollinare in Ravenna erinnert an die Bußwallfahrt von Otto III. Sie ist mit „Anno P.C. M“ datiert, was glaubwürdig erscheint, da weder für Gegner noch für Freunde Ottos bzw. des deutschen Kaisertums ein Nutzen in einer nachträglichen Fälschung zu erkennen wäre. Der Kaiser selbst wird hier begangener Verbrechen bezüglich, aber andererseits als reuiger Büsser von ihnen losgesprochen. Darüber hinaus wäre die Verfertigung einer gefälschten Gedenktafel sehr aufwendig. Beachtenswert ist auch die Platzaufteilung der letzten Zeile: Das zusammengedrückte Wort sibi schafft Platz für das Datum. Wäre es nachträglich hinzugefügt, so wäre die Zeile unausgewogen, ob mit oder ohne Datum.

Vetter Brun von Kärnten vor, der dann auch als Gregor V. gewählt wird und seinerseits wenige Wochen später Otto III. zum Kaiser krönt.

Nach der Abreise steht Gerbert dem jungen Papst noch einige Zeit zur Seite, bevor auch er Rom verlässt. Wenig später wird dieser durch die römischen Faktionen unter Führung des Crescentius vertrieben und durch Johannes XVI. als Gegenpapst ersetzt. Brun ruft Otto III. zu Hilfe, der allerdings erst im folgenden Jahr eintrifft. Trotz der Fürbitte seiner Berater und des greisen Nilus von Rossano läßt Brun seinen Gegner der Zunge und aller Sinne berauben und ihn rückwärts auf einen Esel gebunden zur Absetzung durch Rom treiben.⁹ Otto III. lässt die römische Führung in der Engelsburg belagern und hinrichten.

Zu dieser Zeit tritt Gerbert sein neues Amt als Erzbischof von Ravenna an. Hier engagiert er sich für die Disziplin der Geistlichkeit und verfasst eine Schrift gegen die Simonie, den korrumpierenden Ämterkauf.

Ein Jahr darauf stirbt der kaum 30-jährige Papst Brun plötzlich – zur Zufriedenheit seiner Feinde. Nun (am 2. April 999) wird Gerbert zum neuen Papst erhoben und nimmt den Namen Silvester II. an (womit er sich auf Silvester I., den Freund und Vertrauten des großen Konstantin bezieht). Im folgenden Jahr hat das neue Jahrtausend begonnen (Abb. 1). Überraschenderweise haben sich anscheinend weder Gerbert noch die Bischöfe zur Jahrtausendwende geäußert. Statt dessen lässt Gerbert (wie Hock unter Bezug auf die Papstgeschichte des Abraham Bzovius berichtet) erstmals ein Säkularfest feiern. Durch diese Maßnahme hält er die Chronologiefrage offen.¹⁰ Gleichzeitig verschafft er dadurch der Kirche die Kontrolle über die Jahreszählung, da sich der Termin des nächsten Säkularfestes nur durch vorausschauende Zählung bestimmen lässt. Den Überlegungen seiner Schrift zum Vernunftgebrauch folgend macht er (als erklärter Nominalist) damit die Jahreszahl vom Attribut zur chronologischen Einordnung zum eigenständigen Subjekt.¹¹

Auf Anregung des Odilo von Cluny nimmt er das Allerseelenfest in den kirchlichen Festkalender auf. Anders als bei allen anderen Festen steht hier nicht die kirchliche Lehre im Vordergrund. Dieses Fest bezeugt das Mitgefühl mit dem einzelnen Menschen in seiner persönlichen Trauer über die dahingegangenen Angehörigen.

Nach Abschluss seines Zuges, der den nun 20-jährigen Otto III. nach einer Bußwallfahrt (Abb. 2) bis nach Gnesen, an das Grab seines Mentors Adalbert führt, kehrt Otto nach Rom zurück. Er will die Stadt zum Zentrum des erneuerten römischen Reiches ausbauen. Zunehmend zeigt er einen imperialen Habitus. Mit der Witwe des von ihm hingerichteten Crescentius beginnt er ein Verhältnis. Ein Aufstand der Römer zwingt Otto und seinen Schützling Gerbert zur Flucht aus Rom. Otto erkrankt an einem Fieber und stirbt wenige

Tage darauf in Paterno.¹² In einer Nacht-und-Nebelaktion wird der Leichnam Ottos über die Alpen gebracht. Dort fängt sein Vetter Heinrich den Zug ab und erklärt sich zum Nachfolger.

Gerbert kann nach Rom zurückkehren, wo er sein letztes Lebensjahr verbringt. Resigniert vertieft er sich in die Amtsgeschäfte (darunter die Einbeziehung Polens und Ungarns in die Kirche) und in seine Bücher. Als er am 12. Mai 1003 stirbt, ist er ein von seinen Mitarbeitern verehrter, vom Volk respektierter Repräsentant der Kirche. Seine Nachfolge tritt Sicco, eine Marionette des Johannes Crescentius an.

Es ist nicht leicht, die Auswirkungen von Gerberts Wirken in ihrem ganzen Umfang zu bewerten. Kaum ein anderer hat auf derart vielen Gebieten zum Fortschritt beigetragen.

„Sein ungeheures Wissen enthob den Papst allen Zeitgenossen, so dass sich die Legende seiner bemächtigte, ihn zum Urbild des Faust und [...] zum großen Magier erklärte [Kühner, 1990].

Auch wenn sich die Pläne Gerberts und Ottos zu einem neuen Weltreich zerschlugen, so war doch eine Wende geschafft.¹³ Die Menschen schienen aus ihrer Lethargie erwacht; neue, produktivere Techniken verbreiteten sich. Überall entstanden die Kirchen der Romanik als Symbole einer erneuerten Welt. Der Vormarsch des Islam wurde gestoppt. Für mehr als ein Jahrhundert waren die Weichen gestellt.¹⁴

Endnoten

1 BIOGRAPHIE: Diese Zusammenfassung basiert überwiegend auf den Gerbert-Biographien von Hock [1837] und Lausser [1866], die sich ihrerseits auf Gerberts Briefwechsel mit mehr als 200 erhaltenen Briefen, sowie auf Biographien der Renaissancezeit und Chronistenberichte stützen. Durch die Vielzahl der glaubwürdigen Dokumente (einige der Gerbert zugeschriebene Werke stammen sicher nicht aus seiner Feder) wissen wir heute mehr über das Leben und die Persönlichkeit Gerberts als über irgendeinen seiner Zeitgenossen.

2 CORDOBA: Es bleibt umstritten, ob Gerbert selbst bis nach Andalusien gereist ist, wo zu jener Zeit unter den Kalifen die Wissenschaften erblühten. Während viele Erzählungen über den angeblich der Zauberei mächtigen Gerbert dies unterstellen, weisen mehrere Biographen darauf hin, dass es keinen Hinweis aus der Feder Gerberts auf einen Aufenthalt im Süden Spaniens gibt. Es wäre allerdings auch verständlich, wenn der von so vielen Seiten angefeindete Gerbert sich hier zurückgehalten hätte.

3 KIRCHENORGELN: Ungeachtet aller Bedrängnisse ließ Gerbert in Bobbio eine kleine Orgel zur Verwendung im Gottesdienst bauen, die später nach Aurillac

Abb. 3a

Liste der Päpste 500 – 1000 n. Chr.

Quelle: www.vatican.va

Lando Sabinianus



Ref.

Papstname	n. E. d. W.
Hormisdas	5714 -5723
Johannes I.	5723 -5726
Felix IV.	5726 -5730
Bonifatius II.	5730 -5732
Dioskur	5730 -5730
Johannes II.	5733 -5735
Agapet I.	5735 -5736
Silverius	5736 -5737
Vigilius	5737 -5755
Pelagius I.	5756 -5761
Johannes III.	5761 -5774
Benedikt I.	5775 -5779
Pelagius II.	5779 -5790
Gregor I.	5790 -5804
Sabinian v. Volterra	5804 -5806
Johannes X	6114 -6128
Leo VI.	6128 -6128
Stephan VII.	6128 -6131
Johannes XI.	6131 -6135
Leo VII.	6136 -6139
Stephan VIII.	6139 -6142
Marinus II.	6142 -6146
Agapet II.	6146 -6155
Johannes XII.	6155 -6163
Leo VIII.	6163 -6165
Benedikt V.	6164 -6166
Johannes XIII.	6165 -6172
Benedikt VI.	6173 -6174
Bonifatius VII.*	6174 -6174
Benedikt VII.	6174 -6183
Johannes XIV.	6183 -6184
Johannes XV.	6185 -6196
Gregor V.	6196 -6199
Johannes XVI.*	6197 -6198
Silvester II.	6199 -6203

ca 1000 n. Chr.:
Namensfolge mit Datierungsattribut
(Basis spekulativ).

Aufgabe:

Anpassung an externe Vorgaben durch
Sprung 614/911 und neue Basis 1 n. Chr.

- Die innere Logik bleibt gewahrt, wenn alle Referenzen aufgelöst werden können.
- Lücken erklären sich aus verloren gegangenen Dokumenten.

*) Gegenpapst

Jahre	Attribut	Jahre	Attribut	Jahre	Attribut
n. Chr.	Pontifikat	604 -606	Sabinian v. V.	767 -768	Konstantin II.
514 -523	Hormisdas	607 -607	Bonifatius III.	768 -772	Stephan III.
523 -526	Johannes I.	608 -615	Bonifatius IV.	768 -768	Philipp
526 -530	Felix IV.	615 -618	Adeodatus I.	772 -795	Hadrian I.
530 -532	Bonifatius II.	619 -625	Bonifatius V.	795 -816	Leo III.
530 -530	Dioskur	625 -638	Honorius I.	816 -817	Stephan IV.
533 -535	Johannes II.	640 -640	Severin	817 -824	Paschalis I.
535 -536	Agapet I.	640 -642	Johannes IV.	824 -827	Eugen II.
536 -537	Silverius	642 -649	Theodor I.	827 -827	Valentin
537 -555	Vigilius	649 -655	Martin I.	827 -844	Gregor IV.
556 -561	Pelagius I.	654 -657	Eugen I.	844 -847	Sergius II.
561 -574	Johannes III.	657 -672	Vitalianus	847 -855	Leo IV.
575 -579	Benedikt I.	672 -676	Adeodatus II.	855 -858	Johannes
579 -590	Pelagius II.	676 -678	Donus	855 -858	Benedikt III.
590 -604	Gregor I.	678 -681	Agatho	855 -855	Anastasius
604 -606	Sabinian v. V.	682 -683	Leo II.	858 -867	Nikolaus I.
???	Bonifazius III+IV	684 -685	Benedikt II.	867 -872	Hadrian II.
???	Lando v. Sab.?	685 -686	Johannes V.	872 -882	Johannes VIII
914 -928	Johannes X	686 -687	Konon	882 -884	Marinus I.
928 -928	Leo VI.	687 -701	Sergius I.	884 -885	Hadrian III.
928 -931	Stephan VII.	687 -687	Theodor	885 -891	Stephan V.
931 -935	Johannes XI.	687 -687	Paschalis	891 -896	Formosus
936 -939	Leo VII.	701 -705	Johannes VI.	896 -896	Bonifatius VI.
939 -942	Stephan VIII.	705 -707	Johannes VII.	896 -897	Stephan VI.
942 -946	Marinus II.	708 -708	Sisinnius	897 -897	Romanus
946 -955	Agapet II.	708 -715	Konstantin I.	897 -897	Theodor II.
955 -963	Johannes XII.	715 -731	Gregor II.	898 -900	Johannes IX.
963 -965	Leo VIII.	731 -741	Gregor III.	900 -903	Benedikt IV.
964 -966	Benedikt V.	741 -752	Zacharias	903 -903	Leo V.
965 -972	Johannes XIII.	752 -757	Stephan II.	903 -904	Christophorus
973 -974	Benedikt VI.	757 -767	Paul I.	904 -911	Sergius III.
974 -974	Bonifatius VII.*			911 -913	Anastasius III.
974 -983	Benedikt VII.			913 -914	Lando v. Sab.
983 -984	Johannes XIV.				
985 -996	Johannes XV.				
996 -999	Gregor V.				
997 -998	Johannes XVI.*				
999 -1003	Silvester II.				

12. Jahrhundert:

Christliche Zeitskala mit Namensattribut

Die christliche Zeitrechnung ist inzwischen akzeptierte alltägliche Realität.

- Die Heilsgeschichte ist durch einen leeren Zeitraum kompromittiert
- Eine Lücke in der Kirchengeschichte kann nicht mehr akzeptiert werden.

Abb. 3b

H.-E. K. 22.2.03

transportiert wurde (mehrere seiner Briefe dokumentieren dies). Auch in Reims entstand unter seiner Anleitung eine Orgel, angeblich sogar mit Dampf betrieben (?).

4 Credo von St. Basiles: Neben seiner liberalen Haltung zu Ehe und Sexualität fällt auf, dass sich dieses Bekenntnis (welches dem Anlass entsprechend äußerst präzise formuliert war) in einiger Ausführlichkeit mit Glaubensinhalten der frühchristlichen Jahrhunderte beschäftigt. Es bezieht sich ausdrücklich auf die vier heiligen Konzilien (Nicea, Konstantinopel, Ephesos, Chalkedon). Er erwähnt den Teufel, der sich willentlich von Gott abgewandt habe, wie es das Konzil von Braga (561) erkannt hatte. Wir haben hier in den Schriften Gerberts ein *argumentum ex nihilo*: Die Theologie der Phantomzeit findet nirgends Erwähnung: Abendmahlstreit, Bilderkult, Zölibat, Heiligen-, Marien- und Engelskult sind Gerbert unbekannt oder nicht der Erwähnung wert gewesen.

5 Die Reichsidee: Der Zentralpunkt des frühen Christentums war die Erwartung des ewigen (1000-jährigen) Reiches Gottes auf Erden. Augustinus hatte Reich und Kirche gleichgesetzt (und damit die vorrangige Bitte des Vaterunser für erledigt erklärt). Die Wiederbelebung der Reichsidee, die aktive Schaffung einer besseren diesseitigen Welt wurde das Ziel fast aller Reformatoren [Nigg, 1952]. Für Gerbert und Otto lag es nahe, hier anzusetzen, um eine Aufbruchsstimmung zu erzeugen, die schließlich den Vormarsch des Islam stoppte (der 985 unter Almansor Gerberts Studienorte in Katalonien und Leon überrollt hatte) und aus dem in Demut zu ertragenden Niedergang einen aktiven Neubeginn zu machen.

6 Konstantin VII.: Spätestens zu dieser Zeit dürfte Gerbert von der Chronologieverlängerung durch den Kaiser Porphyrogenetos (einen Verwandten von Ottos Mutter Theophanu) erfahren haben. Auch dieser war ein hochgebildeter Wissenschaftler, der wie so viele andere an Hand der Isagoge des Porphyrios in die Erkenntniswelt des Aristoteles eingeführt worden war. Sein Beinamen scheint eher hierauf zurückzuführen und weniger auf seine Zeugung/Geburt im purpurgeschmückten Palast [Die Bedeutungen des Wortes *gen(n)etos* waren übrigens schon auf dem Konzil von Nicea diskutiert worden].

7 Antichrist: Ein Motiv Konstantins (905-959) für die Chronologierevision, das bislang nicht betrachtet wurde findet sich in Offenb. 13,18: Wie wohl jeder Leser der biblischen Schriften wird auch Konstantin der Aufforderung gefolgt sein, die Zahl DCLXVI (= 666 = Zeichensatz der römischen Ziffern; nur das M fehlt, das das Unendliche/Christus symbolisiert) einem Menschen zuzuordnen. Sein Ergebnis: Der mächtigste Herrscher der Welt, der 666 Jahre nach der Geburt Christi (dem wohl nächstliegenden Bezugsdatum) regiert, das wäre er selbst! Er wäre dann 58 Jahre alt. Sein Sturz wäre vorhergesagt,

für die Nachwelt wäre er *Die Bestie*. Das war absolut inakzeptabel! Vielleicht erinnerte er sich bei der Suche nach einer Lösung an die Siebenschläferlegende, nach der zu Zeiten Kaiser Dezius fromme Jünglinge in eine 300 Jahre entfernte Zukunft gerettet wurden.

8 ITALIENZUG 995: Gerbert erwähnt die geplante Reise in einem Brief. Ein Aufbruch im Frühjahr 996, wie in den Geschichtsbüchern zu lesen, ist wenig wahrscheinlich. Wenn, wie berichtet, das Osterfest (am 9. April, nach den bei [Gossler] angegebenen Formeln) in Pavia gefeiert wurde, so hätte der Weg des kaiserlichen Trosses unter Lebensgefahr über den schneebedeckten Brennerpass führen müssen. Auf dem Weg nach Ravenna und Rom hätte der Umweg über Pavia außerdem etliche zusätzliche Tagesmärsche bedeutet.

9 DER PLAN: Sollte Brun 996/699 das Papstamt mit dem Ziel angetreten haben, durch einen Kalendersprung von 300 Jahren selbst als der Jahrtausendpapst in die Geschichte einzugehen? Die Absetzung hätte dann seinen Lebenstraum zerstört. Als er wieder ins Amt kam, war es zu spät. Ihn erwartete nur noch ein Leben als ungeliebter Verwalter der Kirche im feindseligen Rom. Dies könnte seine sonst unverständliche bestialische Rachsucht erklären.

10 POLITIK: Vermutlich hatte Gerbert inzwischen erkannt, dass ein Schisma unvermeidlich wäre, falls er sich hier festlegen würde (noch dazu auf 297 anstelle von 300 übersprungenen Jahren). Der Aufstand gegen Brun hatte ihn gewarnt. Da seine eigene Person innerhalb der Kirche immer wieder umstritten war, hatte er keine Chance ein Machtwort zu sprechen. Andererseits konnte er sich überlegen, dass auf lange Sicht bei zwei konkurrierenden Chronologien die kürzere keine Chance hätte. Der Briefwechsel zwischen Gerbert und Otto aus dieser Zeit zeigt einen verärgerten Kaiser.

11 PAPSTLISTE: Einem Gerbert wäre die logische Richtigstellung der Papstliste zuzutrauen gewesen. Damit sich keine Referenzen über die Phantomzeit hinweg ergaben, wurde der letzte realzeitliche Papst Sabinian aus Volterra als Lando der Sabinier gespiegelt [Ital.: Terra ~ Landa = Heide(-land)]. Hierzu (vergl. Abb. 3) war es ausreichend, vor eine einzige (!) Referenz auf Sabinianus das eine (!) Wort Lando zu setzen. Dadurch war die Folge für jeden Interessierten schlüssig: Bei der Verifizierung der langen Chronologie wurde nun ein Papst Lando gefunden (von dem natürlich keinerlei Dokumente überliefert sind). Im Bewusstsein der kurzen Chronologie konnte man die Anfügung auch als Laude (Lob!) deuten und ignorieren.

12 MORD? Auch wenn sich der Vergleich mit der Geschichte von Judith und Holofernes aufdrängt, so verneinen die Quellen einen gewaltsamen Tod von Otto III.

142

post millenarij plentai
 carcione | annus tredecim & in ydine
 o mife. ac ebdomada ticia anno
 erimo. die dominica. ac. vi. kt

Abb. 4: Faximile: Anfang des 7. Buches der Merseburger Chronik - Die Kaiserkrönung Heinrich II [fol. 142R], geschrieben um 1017 [Jäger 133].

Dies ist die erste vollständige A.D.-Datierung Thietmars, wenn man davon ausgeht, dass er zunächst die Ereignisse aus seiner Amtszeit niedergeschrieben hat. Es existieren nur zwei weitere vollständige Datierungen nach der Jahrtausendwende, die aber anders formuliert sind. Eine davon ist durch ein Loch im Pergament unlesbar. Die Datierungen davor enden im Jahr 992.

Die verschiedenen Stadien der Niederschrift sind leicht erkennbar:

Ursprünglich: decursis a dominica incar(nat)ione annus tredecim & in subsequentus anni...

Verbessert: decursis a dominica incar(nat)ione annus **post mille** tredecim & in subsequentus anni...

Schließlich: decursis a dominica incar(nat)ione **post millenarii plentai(tu)-dine numeri** annus tredecim & in subsequentus anni...

Wie lässt sich diese Abfolge erklären?

1. Der erfahrene Geschichtsschreiber Thietmar vergaß das Wort mille in der ersten Zeile seines neuen Werkes (war ihm bei der neuen Jahreszählung unwohl?).
2. Er fügt das vergessene Wort ein. Nun stand dort aber eine Unwahrheit, die Bezug auf seine heiligsten Werte nahm.
3. Nach reiflicher Überlegung gelang ihm eine weitere Korrektur, die das schon Geschriebene ergänzte und dabei den Satz so umbaute, dass er akzeptabel erschien.

13 ANNO-DOMINI-DATIERUNG: Nach der Jahrtausendwende setzte sich diese Datierung rasch durch, auch bei Vertretern der Kirche. Wie Abb. 4 zeigt, verwendete sie auch der Bischof und Geschichtsschreiber Thietmar von Merseburg – offensichtlich unter inneren Konflikten.

14 WAHRHAFTIGKEIT: Für Gerbert nicht vorhersehbar war das zwangsläufige, tragische Dilemma, in das die Kirche mehr als ein Jahrhundert später durch die Chronologiereform gestürzt wurde: Gerade weil durch Gerbert die aktive Jahreszählung, die ein Abbild der Heilsgeschichte lieferte, zur Selbstverständlichkeit werden konnte, wurde nun die Lücke in dieser offenbar. War für Gerbert die logische Stimmigkeit hinreichend gewesen, so war nun die Heilsgeschichte das Subjekt, dem sich die geschichtlichen Ereignisse unterzuordnen hatten. Die 300-jährige Lücke in der Chronologie konnte nicht akzeptiert werden, ohne die Glaubwürdigkeit der Kirche zu beschädigen, die sich als Bewahrer einer überkommenen Wahrheit sah, die von jedem gutwilligen Menschen nachvollzogen werden konnte. Nun erst sah sich die Kirche gezwungen, die Lücke in der Heilsgeschichte zu schließen und damit zugleich ihre Wahrhaftigkeit aufzugeben. Aus einer autoritären wurde eine totalitäre Kirche. Ketzerei wurde neu definiert, als Abweichung von den Glaubenssätzen der Kirche. Eine Religionspolizei (Inquisition) sorgte für Gehorsam.

Literatur

- Gossler, M. (1980), -, in *Astronomische Nachrichten*, 301, 191-194
Hock, C.F. (1837), *Gerbert oder Papst Silvester II. und sein Jahrhundert*, Wien
Illig, H. (1996), *Das erfundene Mittelalter*, München
- (1999), *Wer hat an der Uhr gedreht?*, München
Jäger, O. (1887), *Geschichte des Mittelalters*, Leipzig
Korth, H.-E. (2002): „Anomalie der 14C-Kalibrierkurve beweist Kalendersprung“, in *ZS 14 (2) 49-67*
Kühner, H. (1990), *Lexikon der Päpste*, Wiesbaden
Lausser, A. (1866), *Gerbert - Étude historique sur le dixième siècle*, Aurillac
Nigg, W. (1955), *Das Ewige Reich*, Zürich
Ranke, L. v. (1887), *Weltgeschichte*, Band 9, Hamburg
Simony, K. (2001), *Kulturgeschichte der Physik*, Frankfurt

Hans-E. Korth, 70184 Stuttgart, Sandbergerstr. 34
korth@t-online.de

Karls-Miszellen

Schweigen ums Frühmittelalter und seine Blüten Heribert Illig

Seit seiner Emeritierung im Jahre 1993 kann man sich vor seinen Büchern und Filmen kaum mehr retten: Friedrich Prinz leistet ein atemberaubendes Pensum (s. Literaturliste). So hat er gerade [2003] *Deutschlands Frühgeschichte* beschrieben und dafür ein schönes Lob geerntet:

„Für die oft als dunkel bezeichnete Zeit des frühesten Mittelalters ist charakteristisch, dass nur wenige schriftliche Quellen überliefert sind und man vielfach **auf archäologische Zeugnisse zurückgreifen** muss. Prinz bedient sich beider mit dem souveränen Zugriff des erfahrenen Kenners [...] Es wird bei Prinz **nichts beschönigt** und vor allem **keine Unsicherheit** der historischen Überlieferung durch **suggestive Bilder verdeckt**. Mit Besonnenheit umkreist er die **Lücken in unserem Wissen** und wägt Kontinuitäten und **Brüche in der Geschichte** des Übergangs von der Antike zum Mittelalter ab“ [Jostmann 2003, 26; Hvhg. H.I.].

Seit einigen Wochen läuft im Bayerischen Fernsehen eine zwölfteilige Dokumentations-Reihe über *Die Geschichte Bayerns. Liebe, Hass und Macht*, drei menschliche Grundzüge, die eigentlich nur den Bayern charakterisieren. Für die zwölf Stunden zeichnen Henric L. Wuermeling und Friedrich Prinz verantwortlich.

Aufregend war bereits der Auftakt, als die Geburt Bayerns aus der Katastrophe gezeigt wurde: Ein Meteoriteneinschlag stanzt das Nördlinger Reis und das Steinheimer Becken in die Alb. Seitdem leben hier Menschen, ab dem frühen Mittelalter dann Bayern. So schnell ging das in der ersten Sendung, die vom Steinzeitmenschen über Kelten und Römer bis zur Stammesgenese der Bajuwaren vordrang.

Der wirren Zeit von 550 bis 911 war Teil 2 am 18. Januar gewidmet. Selten war ich so gespannt, welche Bilder Prinz auswählen würde, um die Fundarmut in keiner Weise zu beschönigen. Schließlich erinnere ich mich gut an die Rundfunkdiskussion von Januar 1996, als F. Prinz und Rudolf Schieffer die Diskussion beendeten, weil ich die Rede auf die Diskrepanz zwischen Funden und Schriften lenkte:

„Ich werde mich da zurückhalten. Ich bin kein Kunsthistoriker und werde mich zu den baugeschichtlichen Dingen nicht äußern“;

so zog sich Schieffer aus der Schlinge, und Prinz pflichtete prompt bei:

„Ich möchte mich auch nicht en détail in diese architektonisch-architekturgeschichtlichen Fragen einlassen“ [vgl. Illig 1996, 115 f.].

Jetzt könnte Prinz alles nachholen, hätte sieben Jahre Zeit gehabt, alle Beweismittel bereit zu stellen, den Köcher mit den besten Argumenten zu bestücken, um allen Zuschauern sektiererisch gesäete Zweifel auszutreiben oder aber die Unsicherheiten der Überlieferung schonungslos aufzudecken.

Und schon ging es Schlag auf Schlag: Donauwellen und Ufergestrüpp, wieder Donauwellen, aufsteigende Wabernebel, Nebel an Berghängen, Panoramascwenks von Alpengipfeln, Flugbilder von Freising, Passau und Regensburg. Damit war das bayerische Frühmittelalter dermaßen präsent, dass es kaum noch weiterer Belege bedurfte. Doch es wurde in keiner Weise an ihnen gespart: Schon wurde die Aachener Pfalzkapelle präsentiert, allerdings ohne den Hinweis, seit wann sie nicht mehr in bayerischen Händen ist. Darauf weitere eindruckliche Beweise: aus dem oberösterreichischen Kremsmünster Tassilos Kelch und Leuchter, aus dem Südtiroler Mals das Fresko eines Bayern, aus Salzburg das Rupertikreuz und dann sogar zwei Trouvaillen aus Altbayern selbst – Wessobrunns Tassilolinde und die Fossa Carolina.

Oder mit den Worten des einleitenden Zitats: Es gab einige *suggestive Bilder* von Bayerisch-Nifelheim, jede *Unsicherheit* in der geschichtlichen Überlieferung wurde *souverän* überspielt, *archäologische Zeugnisse* auch nicht ansatzweise gezeigt, Zweifel weiträumig *umkreist*, sprich umgangen. Der erfahrene Kenner hatte alles getan, um die alte Geschichte alte Geschichte sein zu lassen. Die Wiederholung dieser Sendung dauerte nur 45 Minuten, doch die Cutterin rettete mühelos den Gehalt in die Kurzfassung.

Während kritische Geister noch wehklagten, kam binnen 24 Stunden unverhoffter Zuspruch. Am Folgeabend brachte *Arte* einen 90-Minuten-Film über die größte Kaiserzeit: *Ich, Karl der Große / Moi, Charlemagne*. Diesmal stand mit Jacques Le Goff einer der ganz Großen der Zunft in der Verantwortung. Und siehe da: Er präsentierte eine grelle Karikatur allen universitären Wissens. In ihrem Mittelpunkt saß ein Karl der Große, der wie Lech Walesa im Bärenfell aussah und manchmal jammervolle Schreibübungen absolvierte, vor allem aber von einem Mönch im damals noch unbekanntem Franziskanerhabit erzählt bekam, wie es in wirklichen Kulturländern aussieht. Dafür gab es schöne Bilder aus China – etwa eine Trampeltierkolonne beim Verlassen der Karawanserei –, aus Syrien und von Dromedaren in der arabischen Wüste, vor allem aber vielfältige Bilder von islamischen Szenerien. Charles zeigte sich stark beeindruckt, erfand prompt die Minuskel, ließ sich schon einmal das erst viel später importierte Papier zeigen, während er Bilder aus seiner Heimat strikt ablehnte: kein Aachen, keine seiner sonstigen Pfalzen, Kirchen und Klöster, kaum Menschen. Sein eigenes Konterfei im Spiegel der französischen Mediävistik, wie es seit Henri Pirenne konsequent gezeichnet wird, ermüdete unseren Charlemagne. Und so strich er sich den Bart und rollte ins Bett...

Prinz müssen die Haare zu Berge gestanden sein, wie hier seine makellose Bayernschau als perfekt gemalte Kulisse entlarvt wurde. Immerhin war klar gestellt, dass ein Barbarenland keine kulturelle Revolution bewerkstelligen konnte, weshalb auch keine Funde aus der karolingischen Renaissance vorzuweisen sind. Mediävistische Reaktionen sind nicht bekannt geworden.

Dafür gibt es ein kurzes, aber aussagekräftiges Statement zu dem Bayern-Buch von G. Anwander und mir. Die *Süddeutsche Zeitung* berichtete darüber, insbesondere von ihrem Dilemma zwischen Hoffen und Bangen um eine in Misskredit geratene Zeit, weshalb Rezensent Hermann Unterstöger von Prof. Schieffer eine Äußerung wollte. Der

„schildert das Dilemma so: Wenn man gegen Illig sei, fühle dieser sich als Mittelpunkt der wissenschaftlichen Diskussion, und wenn man schweige, sage er, dass der Wissenschaft halt nichts Vernünftiges einfallt. Er, Schieffer, werde dennoch den Mund halten.“

Eine erstaunliche Antwort, bringt sie doch eine seltsame Alternative. Der Schluss, dass einen nicht argumentierenden Wissenschaftler die Vernunft verlassen hat, ist nahe liegend. Aber warum die Angst, ich würde mich irgendwie fühlen? Riskiert Schieffer ganz uneigennützig seine wissenschaftliche Reputation, um meiner Psyche mögliche Schäden, wie Ausbrüche von Größenwahn, Fachkenntnis oder illusionäres Denken, zu ersparen? Ist er längst mein arg strapazierter Psychiater?

Dem ist natürlich nicht der Fall, sondern Schieffer treibt Schadensbegrenzung in eigener Sache. Korrekterweise müsste er wie 1996 feststellen, dass er sich zu „baugeschichtlichen Dingen“ gar nicht äußern kann und deshalb diesem Buch hilflos gegenübersteht. Weil sich aber eine Wiederholung seines mediävistischen Offenbarungseides nicht gut machen würde, sorgt er sich lieber darum, dass meine Seele nicht Schaden nehme.

Auch das ist ein mediävistischer Offenbarungseid, stellvertretend für seine Kollegen geleistet. Denn ganz offensichtlich ist kein einschlägiger Spezialist mehr bereit, sich wegen der Phantomzeitthese öffentlich zu blamieren. Das ist verständlich, aber gleichwohl eine Tragödie. Denn damit bleibt diese Zunft auf einem Forschungsstand, der schlechter ist als zu ihrem Anbeginn, anno 1817. Gunnar Heinsohn zitiert in diesem Heft (S. 142 ff.) den Historiker und Publizisten August Ludwig von Schlözer (*1735, Gaggstedt, Hohenlohe, † 1809, Göttingen), der eine umfassendere Bildung besaß als manch heutiger Historiker, schrieb er doch eine Geschichte Russlands, eine nordische Geschichte, eine allgemeine Geschichte des Handels und der Schifffahrt, Vorbereitungen zu einer Weltgeschichte für Kinder und eine richtige Weltgeschichte, gab die *Nestorchronik* heraus und nacheinander drei Zeitschriften (33 gesammelte Bände), bis ihm die Herausgabe 1795 verboten wurde. Er gilt

als einflussreichster Publizist der deutschen Aufklärung. Als solcher erklärte er einen polnischen König zum Hirngespinnst und fügte hinzu:

„Es kommt hier weder auf die Menge noch auf das Ansehen derer an, die an den [König] Lech glauben oder nicht, die Gesellschaft fordert innere Beweise und kritische Gründe“ (s. S. 144).

Leider ist die deutsche Mediävistik bis heute nicht in der Lage, diese Forderung aufzunehmen. Sie wird weiterhin behaupten, so sie von der Öffentlichkeit zu eine Äußerung gezwungen wird, dass die Phantomzeitthese einfach „absurd“ sei, wird sie lächerlich machen oder auf eine Ächtung derartigen Gedankengutes drängen und sich anschließend wieder sanft betten. Allenfalls wird sie überlegen, ob man solchen wie Schlözer nicht früher das Handwerk hätte legen sollen, bevor seine Tochter Dorothea als erste Frau zum Doktor der Philosophie in Deutschland (1787) promoviert worden war.

arte (2003): Ich, Karl der Große / Moi, Charlemagne; Sendung am 19. 1. 2003, beratender Mediävist Prof. Jacques Le Goff

Illig, Heribert (1996): „Streit ums zu lange Frühmittelalter. Mediävisten stolpern über hohe Ansprüche und leere Zeiten“; in *Zeitensprünge* 8 (1) 107-119

Jostmann, Christian (2003): „Aus der Sippenküche. Friedrich Prinz schmeckt den frühen Deutschen nach“; in der Beilage „Literatur“ der *Süddeutschen Zeitung*, München, vom 17. 3. 2003, S. 26

Prinz, Friedrich (2003): Deutschlands Frühgeschichte. Römer, Kelten und Germanen; Stuttgart

- (2003): Das wahre Leben der Heiligen. Zwölf historische Porträts von Kaiserin Helena bis Franz von Assisi; München

- (2000): Die Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in Bayern; Augsburg

- (2000): Von Konstantin zu Karl dem Großen. Entfaltung und Wandel Europas; Düsseldorf

- (1997): Die Geschichte Bayerns; München

- (1995): Szenenwechsel. Eine Jugend in Böhmen und Bayern; München

Unterstöger, Hermann (2003): „Willkommen im Jahr 1706! Ein streitbarer Gelehrter aus Gräfelfing will beweisen, dass die Menschheit um 297 Jahre betrogen wurde“; in *Süddeutsche Zeitung*, München, vom 7. 2. 2003

Wuermeling, Henric / Prinz, Friedrich (2003): Die Geschichte Bayerns. Liebe, Hass und Macht; 12-teilige TV-Sendung auf BR3, jeweils am Samstag, 20.15; 1. Sendung am 11. 1. 2003, die 12. und letzte am 29.3. 2003

So nimmt es nicht Wunder, dass der Bocksgesang diesmal (und wohl auch zukünftig) weit größeren Umfang annimmt als die Tragödie stagnierender Wissenschaft. Zunächst zwei einschlägige Nachrichten.

*

Die Mediävistik profitiert durchaus von der Phantomzeit. So erschien nun, von der Gerda Henkel-Stiftung in Düsseldorf gesponsert, die Dissertation von Kerstin Springsfeld: „*Alcuins Einfluß auf die Komputistik zur Zeit Karls des*

Großen“, Stuttgart, als Beiheft 48 zu Sudhoffs Archiv. Springsfeld schreibt im ersten Absatz ihrer Einleitung:

„Die bei Historikern nicht sehr beliebten Fragen zur Kalenderberechnung fanden in den vergangenen zwei Jahrzehnten in Fachkreisen wieder erhöhte Aufmerksamkeit. Der Jahrtausendwechsel machte die Geschichte des christlichen Kalenders auch für Laien interessant. Selbst der Spiegel berichtete über den ‘Zeitbrei der Menschen des Mittelalters’ und ‘jene dunkle Zeitspanne zwischen 400 und 1000’, in der sich ‘die Phantomzeit-Anhänger um den Münchener Kulturhistoriker Heribert Illig eingenistet haben’.“

So erfahren wir immerhin, wie die Springquellen der Finanzierung geöffnet werden können, auch wenn die Brunnengräber im Weiteren ignoriert werden.

*

Der Kunsthistoriker Prof. Dr. Christian Beutler (1923–2003) ist uns des öfteren im frühen Mittelalter begegnet. Seinem Nachruf von Christa Lichtenstern [FAZ, 7. 3. 2003] entnehmen wir: Er war

„davon überzeugt, daß sich die ‘renovatio’ auch auf das Gebiet der Großplastik erstreckte. Für die Anerkennung ihrer Existenz und für das Fortwirken antiker Repräsentationsbedürfnisse inmitten der Glaubensprobleme zwischen Heidentum und Christentum hat er in zahlreichen Büchern und Aufsätzen gestritten, etwa in seiner Habilitationsschrift ‘Bildwerke zwischen Antike und Mittelalter’ (1964) und in ‘Statua. Die Entstehung der nachantiken Statue und der europäische Individualismus’ (1982). Angesichts einer heute vermehrt anzutreffenden positiven Beurteilung seiner Thesen durch junge Mediävisten bleibt zu hoffen, daß Christian Beutler tatsächlich einmal als Entdecker karolingischer Großplastik in die Kunstwissenschaft eingehen wird.“

Ob das der Weisheit letzter Schluss wäre, den Nachwuchs auf dieses Magerrasenfeld zu pferchen, bleibe dahingestellt.

*

Die F.A.Z. brachte zu dem Schnapszahl-Datum 3. 3. 3 einen schönen Artikel im Wirtschaftsteil, der vielleicht dem Rosenmontag seine Referenz erwies.

„Zechen wie Karl der Große

Wein nach dem Reinheitsgebot des Kaisers kommt auf den deutschen Markt Web. INGELHEIM, 2. März. Bei einem Glas Wein werden gerne Geschichten erzählt. Manche, die Kenner zum besten geben, handeln von alten Zeiten. Die Trinker damals, so heißt es mitfühlend, müssen bedauernswerte Leute und hart im Nehmen gewesen sein. Denn ohne die Segnungen der modernen Wis-

senschaft und deren kellertechnische Tricks könne aus hierzulande angebauten Reben nur eine trübe Brühe mit entsetzlichem Geschmack werden. Wein sei das jedenfalls nicht. Den Beweis des Gegenteils kann man in Ingelheim finden. Dort wird seit einigen Jahren eine kleine Menge Spätburgunder nach den strengen Bedingungen angebaut, die einst Karl der Große für seine Weingüter erlassen hat. Der erste Jahrgang 1997 war als Kunststück der experimentellen Archäologie gedacht und sollte die Feier zum Geburtstag des Kaisers vor 1250 Jahren in Ingelheim abrunden. 300 Kilogramm Trauben wurden mit fränkischen Traubenschneidern geschnitten, mit Bastkörben transportiert, mit Holzstampfern zerdrückt und in hölzerne Scheffelfässer abgefüllt, die nach altem Muster eigens für diesen Zweck hergestellt worden waren. Es gab keine Maschinen, keine Pumpen und keine Zusätze. Experten hatten abgewinkt, erzählt Professor Heinz Eschnauer vom Institut für Önologie in Ingelheim, der geistige Vater des Projekts. Da könne man gleich Essig herstellen. Ohne den Zusatz von Schwefel werde sich der Wein nicht halten.

Daß der Spätburgunder jetzt nach fünf Jahren noch nicht verloren hat, überrascht. Zwar zeigen sich im Glas ein paar Schwebstoffe, weil auf die heute übliche Filtrierung verzichtet werden mußte. „Bei einer amtlichen Prüfung würde der Wein deswegen wohl durchfallen“, erklärt Winzer Joachim Bettenheimer. Der Geschmack jedenfalls ist einwandfrei, obgleich der Rotwein – ein wenig ungewohnt – etwas auf der Zunge perlt. Doch mit dem zweiten Glas kann er gegenüber seinen modern ausgebauten Jahrgangskollegen mehr als bestehen.

Weil auch die folgenden Jahrgänge erfreulich geworden sind, sollen jetzt größere Mengen unter der Bezeichnung „Vinum Caroli Magni“ hergestellt und zum Preis von 14 Euro für den halben Liter angeboten werden. Die Ingelheimer setzten nicht nur auf Nostalgiker, sondern auch auf Gesundheitsbewußte, denn ihr neokarolingischer Tropfen besteht nur aus Wein. Allergiker und solche, die schon nach dem Genuß mittlerer Mengen zu Ansätzen von Kopfschmerz neigen, werden ihre Freude daran haben. Dazu passend gibt es Repliken tönerner Trinkbecher aus dem achten Jahrhundert, die im Auftrag der Stiftung Ingelheimer Kulturbesitz hergestellt werden.

Wein war zur Zeit Karls des Großen nicht nur Genußmittel, sondern konservierte das Trinkwasser und war als einziges bekanntes Antiseptikum zur Wundbehandlung militärisch wichtig. Kaiser Karl, der nicht nur ein großer Feldherr, sondern auch ein großer Trinker gewesen sein soll, hat ihm deswegen in seiner Verordnung über die Krongüter und Reichshöfe (Capitulare de villis et curtis imperialibus) reichlich Raum gewidmet. Das Capitulare gilt damit als erstes europäisches Weingesetz. Reinheit war oberstes Gebot – schon rund 700 Jahre vor dem bayerischen Reinheitsgebot für Bier. Karl verlangte die Verwendung von Holzfässern und penible Sauberkeit in jeder

Arbeitsphase: „Die Amtmänner haben darauf zu achten, daß sich niemand untersteht, unsere Trauben mit den Füßen zu keltern, sondern daß alles sauber und reinlich zugeht“, heißt es im Capitulare. Da der Große Karl nicht dafür bekannt war, bei Verstößen gegen seine Anordnungen Spaß zu verstehen, war sein Wein wohl auch damals schon ein Qualitätsprodukt und jahrelang haltbar.“

*

Der *Große Brockhaus* [1976; Abkürzungen ausgeschrieben] demonstriert, so er sich keinen *Steinlaus*-Scherz der gehobenen Art erlaubt hat, wie ein Mythos entsteht, lebt und lebt und immerdar bestehen wird:

„Gambrinus, angeblicher flandrischer König und Zeitgenosse KARLS DES GROSSEN, gilt als Schutzpatron der Brauer. TACITUS erwähnt in seiner ›Germania‹ unter den germanischen Stämmen die ›Gambrivii‹ und ›Marsi‹. In Anlehnung an diese Namen erfand der italienische Humanist H. ANNIUS [gemeint ist Anniius von Viterbo = Giovanni Nanni, um 1435-1506; H.I.] bei der Herausgabe des von ihm gefälschten Textes des Berosus, der damals neben Tacitus bekanntesten Quelle über das germanische Altertum, für seine erdichtete Genealogie der germanischen Herrscher unter anderem die Namen ›Gambriuius‹ und ›Marsus‹ (Vater des Gambrinus). Auf dem Umweg über Aventins Annalen und die Form ›Gambruius‹ in den Versen des Burkard Waldis taucht der Name ›Gambrinus‹ erstmalig 1574 bei MARCUS VAN VAERNEWIJCK in den Niederlanden auf, nachdem eine Ausgabe des Pseudo-Berosus von 1552 den Druckfehler ›Gambrinius‹ im Register verzeichnet hatte. Die neue Namensform beruht also nicht auf einer volksetymologischen Umdeutung von Jan Primus (Herzog Johann I. von Brabant, † 1294), wie vielfach behauptet wurde, sondern auf einem einfachen Druck- oder Lesefehler. Waldis war es auch, der Gambrinus, völlig willkürlich, mit dem Bierbrauen in Verbindung brachte. Auf diese Weise wurde die frühere Überlieferung, König Marsus habe die Kunst des Brauens von Isis und Osiris gelernt, auf dessen Sohn Gambrinus übertragen. Gambrinus wurde zum Erfinder des Brauens, zum Gründer der Hansestadt Hamburg (›Gambrinus Burg‹) mit ihrem blühenden Brauereigewerbe.“

Verständlich, dass eine Web-site zum Bayerischen Bier [bierundwir, aus Wolnzach] ernüchert feststellt:

„Die Brauwirtschaft muß damit leben, daß sie nicht weiß, ob ihr Schutzpatron eine Persönlichkeit der Geschichte oder ein bloßer Schreibfehler ist.“

Da ließe sich nur noch Prost sagen. Doch das nicht der einzige Anspruch auf das Patronat der Brauergilde. Franz Siepe [2002, 557] hat uns ganz trocken mitgeteilt, dass auch *Arnulf von Metz* als Patron der Brauwirtschaft gelte. Mit ihm kommen wir zu einem dieser Mischwesen mit Real- und Imaginärteil.

Denn Arnulf soll laut *Kirchenlexikon* [1990; auch Internet] um 582 von Eltern geboren worden sein, die unbekannt geblieben sind. In der Realzeit war er ordentlich verheiratet und wurde so Vater von Chlodulf und Ansegisel sowie unter Theudebert II. austrasischer Palastaufseher. Just an der Zeitgrenze – 611, 612, oder 614 laut *Lexikon des Mittelalters* – wechselte er in den geistlichen Stand und wurde Bischof von Metz. In dieser Funktion übernahm er gemeinsam mit Hausmeier Pippin dem Älteren die Vormundschaft für den austrasischen Unterkönig Dagobert I., gehörte also zur obersten Führungsschicht der Franken. Doch 629 zog er sich als Einsiedler in die Vogesen zurück, um sich der Krankenpflege zu widmen. Dort soll er am 18. 7. 640 gestorben sein.

Damit nicht genug: Sein Sohn Chlodulf wurde ebenfalls Bischof von Metz (660–697), so dass wir hier den seltenen Fall einer Bischofsdynastie vorliegen hätten. Und sein zweiter Sohn Ansegisel heiratete Begga, die Tochter Pippins. Aus dieser Ehe ging Pippin d. M. hervor, von dem Karl Martell, Pippin d. J. und schließlich Karl der Große abstammten. So durften die Karolinger auf einen veritablen Bischof und Heiligen als Ahnherrn verweisen, nach dem sie auch Arnulfinger genannt wurden. Da Karl der Große ebenfalls Hamburg gegründet haben soll [vgl. aber Illig 399], wäre Gambrinus einfach eines seiner Pseudonyme gewesen. So ist Karl nicht nur der große Baumeister, sondern auch der große Braumeister, dessen Fähigkeiten in diesem speziellen Fall auf seinen Stammvater übertragen worden wären...

Erstaunlicherweise ist das Thema auch damit noch nicht ausgeschöpft. Denn als einschlägige Patroninnen und Patrone werden außerdem folgende Heilige genannt: 6.2. Dorothea, 4.5. Florian, 5.6. Bonifaz, 8.6. Medardus, 15.6. Vitus, 15.8. Bischof Arnulf von Soissons (1040-1087, der wie der andere Arnulf vorzeitig abgedankt hat), 28.8. Augustinus, 8.9. Hadrianus, 6.12. Nikolaus von Myra [Bierkreis]. Zusammen mit Arnulf von Metz (18.7.) und den unheiligen Marsus und Gambrinus steht für jedes Monat ein eigener Heiliger bereit, die Zecher zu beschützen. So lässt sich zur Starkbierzeit unbeschwert sagen: Oans, zwoa, gsuffa...

Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon www.bauz.de/bbkl/

Bierkreis = <http://home.arcor.de/bierkreis/patron.htm>

bierundwir = www.bierundwir.de/geschichte/gambrinus.htm (Michael Beer, Wolnzach-Hallertau)

Brockhaus Enzyklopädie in zwanzig Bänden (¹⁷1973); Wiesbaden

Illig, Heribert (2002): „Zwischen Hamburg und der Jahreslänge. Bericht zur Phantomzeitdebatte“; in *Zeitensprünge* 14 (2) 393-400

Siepe, Franz (2002): „Die finstere Seite des Menschen. Georg Scheibelreiter entdeckt die Mentalität der nachantiken Gesellschaft“; in *Zeitensprünge* 14 (3) 555-557

*

Wir bleiben in Bayern und gelangen so zur Hl. Irmengard [Illig/Anwander (2002): Bayern und die Phantomzeit; Gräfelting, 280 f.]:

Auf Frauenchiemsee soll mit Irmengard die Tochter von Ludwig dem Deutschen und damit eine Urenkelin von Karl d. Gr. begraben liegen. Das in einem Sarkophag aufgefundene Skelett war bislang kopflos. Im benachbarten Kloster Seon wird hingegen ein Schädel verwahrt, der nach der Legende bei Auffindung der Leiche durch Abt Gerhard abgezweigt worden war. Auf Wunsch von Friedrich Kardinal Wetter hat nun moderne Labortechnik ihr Votum abgegeben. Laut dem Chef-Pathologen einer Münchner Klinik, Prof. Andreas Nerlich, gehören Rippen und Schädel zusammen, denn die DNA-Proben stimmen überein. Deshalb wird das komplette Skelett zukünftig auf Frauenchiemsee verwahrt werden.

Bemerkenswert ist der Einsatz der analytischen Instrumente. Die DNA-Analyse sei „besonders schwierig“ gewesen,

„es habe sich nämlich aus den ‘postkranialen Knochen’ nur ein sehr dünner Faden mit Erbsubstanz gewinnen lassen, der dazu tendierte, in Bruchstücke zu zerfallen. Man habe ein aufwendiges Verfahren entwickeln müssen, um die Teile zu verbinden“ [Schostack].

So zeigt sich auch hier, dass DNA-Analysen enge Grenzen gesetzt sind. Als Datierung wurde „eine Zeit zwischen 781 und 999“ angegeben, demnach ein C14-Wert von 890 ± 109 ermittelt. Er bestätigt zum einen die schlechte Trennschärfe von C14-Analysen im frühen Mittelalter, zum anderen lässt er die Interpretation von Anwander und mir zu. Durch ein Bleitäfelchen mit dem Namen eines Abtes belegt ist die Graböffnung zwischen 1000 und 1020. Wenn damals – ähnlich der Graböffnung Ottos III. – das Begräbnis einer Seligen aus dem Kaiserhaus simuliert worden ist, hätte man wohl auf ein erhaltenes Skelett zurückgegriffen, nicht zuletzt, um die Abtrennung des Schädels zu vereinfachen. Insofern deckt die C14-Datierung den herkömmlichen Tod der Seligen am 16. 7. 866 genauso wie einen Tod vor 1000.

Effern, Heiner (2003): „Die Selige Irmengard bekommt ihr Haupt zurück. DNS-Analyse belegt, dass die Reliquie tatsächlich zu den Knochen auf der Insel Frauenchiemsee gehört“; in *Süddeutsche Zeitung*, vom 21. 1. 2003

kna (2003): „Haupt und Gebeine vereint. Reliquien der seligen Irmengard wieder vollständig“; in *Münchner Merkur*, vom 21. 1. 2003

Schostack, Renate (2003): „Gebeine, Genome, Gebete. Wie und warum man die selige Irmengard einer wissenschaftlichen Analyse unterzog“; in *F.A.Z.*, vom 29. 1.

*

„Nun gibt es für den nächsten Aachener Karlspreis nur noch einen Kandidaten: Donald Rumsfeld. Seit Menschengedenken hat niemand in so kurzer Zeit so viel für Europa getan wie der amerikanische Verteidigungsminister. Was allen europäischen Großdenkern mit ihren Visionen ver-

wehrt blieb, was allen Politikern mit ihren Ruck-Reden nicht gelang, das schaffte er mit wenigen, launig hingeworfenen Worten: Es ging ein Rums durch Europa. Die Alte Welt stand auf, fast wie ein Mann. Man brauchte kein Prophet zu sein, um diese Wirkung vorauszusagen, und da Donald Rumsfeld nicht nur ein willensstarker, sondern auch ein kluger Mann ist, wird er den Effekt seiner Worte vorausgesehen haben. Also bleibt nur der Schluss: Rumsfeld wollte den Europäern heimleuchten. Das Erbe des größten Karolingers antreten. Den alten, zerstrittenen Kontinent einen. Und dafür gebührt ihm der Karlspreis."

Ulrich Raulff: „Der Rums in Europa. Lächerlich: Der Neue Triumphalismus in der Alten Welt.“; in: *Süddeutsche Zeitung*, vom 25.1.2003

*

Die *Süddeutsche Zeitung* hat die Lösung für ein drängendes Problem gesucht und im Falle eines Regensburger Immobilie schlussendlich folgende Formulierung gefunden: „Die Dompost mitsamt den Resten des ehemaligen Herzogshofes auf den Grundmauern einer karolingischen Kaiserpfalz aus dem 10. Jahrhundert.“ So blieben die Karolinger ihren Fans erhalten, wechselten aber in reale Zeiten. Ob Prinz und Schieffer damit zurecht kämen?

Wiedemann, Christ. (2003): „Alter Herzogshof in neuen Händen“; in *SZ*, vom 28.3.

Nachträge zur Phantomzeitdebatte seit Heft 3/2002:

★ SS 2002, Uni Bern – Prof. Volker Hoffmann: Hauptseminar: Das Aachener Münster (mit Prüfung der provokanten These H.I.s) ★ 10.11. 2002 *Vasárnapi Blikk* – CS.G.: Hiányzik 300 év középkelektől, S. 22 ★ 13.11. *Magyar Hirlap* – Gábor Tölgyesi: A „nagy időhamisítás“ krimije, S. 24 ★ 14.11. *Magyar Demokrata*, Budapest – István Kádár: Az eltűnt 300 év nyomában, S. 40-43 ★ 28.11. *Nordbayerischer Kurier*, Bayreuth – Fragen der Marienverehrung ★ 31.12. *Nők lapja*, Budapest – György Vig: Kitalált Korok. Már az időt is Hamisítják, S. 16 f. ★ 11.1. 2003 *hvg Gazdasági, Politikai Hírmagazin*, Budapest – Ferenc Gerlóczy: 300 Gyanús Év. Megáll az idő?, S. 63-65 ★ 30.1. *Wolnzacher Anzeiger*, Wolnzach – ted: Dr. Illig beweist Phantomzeit in Bayern. Zweibändiges Werk untersucht Funde aus den umstrittenen drei Jahrhunderten ★ 7.2. *Süddeutsche Zeitung*, München – Hermann Unterstöger: Buchautor Heribert Illig und das verschwundene Mittelalter. Willkommen im Jahr 1706! ★ 16.2. TV *rll/dctp*, 23.30-0.20 – Alexander Kluge im Gespräch mit HI: Karl der Große, Fehlanzeige! Eine Phantomzeit im frühen Mittelalter ★ Februar, *Chronology & Catastrophism SIS Review* 2002:2 – Forum (S. 33-41): Benny Peiser: Did Jews Fabricate Their History Between 500 and 1099 AD? / Gunnar Heinsohn: The Gaonic Period in Israel/Palestine / Birgit Liesching: Dark Ages, Illig, Niemitz and Palmer ★ 14.3. *Oberhessische Presse* – Uwe Badouin: Auf Sturz der alten Göttinnen folgt der Aufstieg von Maria. Marburger Franz Siepe schreibt Buch über „Fragen der Marienverehrung“ ★ 16.3. TV *bayern alpha*, 14.40 – Klaus Simmering: 300 Jahre erstunken und erlogen (Wiederhol.) ★

Nachruf auf Ivan Illich

Dieser Versuch einer Würdigung (H.I.) ist ein Verschnitt aus drei Nachrufen: Paquot, Thierry (Januar 2003): „Vagabundierendes Denken. Zum Abschied von I. I.“; *Le Monde diplomatique / die tageszeitung / WoZ*

Ritter, Henning (4. 12. 2002): „Chorherr des Wissens. Überall war er zu Hause: Zum Tod von I. I.“; in *F.A.Z.*, Frankfurt/M.

Urban, Martin (5. 12. 2002): „Letzte Fragen. Zum Tod des Kulturkritikers und Menschenfreundes I. I.“; in *S.Z.*, München

Ivan Illich wurde am 4. 9. 1926 in Wien geboren. Sein Vater, ein Gutsbesitzer und Zivilingenieur, war katholischer Kroat, seine Mutter eine evangelisch getaufte jüdische Deutsche mit spanischen und amerikanischen Vorfahren. Er hatte nicht eine Muttersprache, sondern mehrere – Französisch, Italienisch und Deutsch –, bevor er mit acht Jahren Serbokroatisch dazulernte, die Sprache seiner Großeltern. Später kamen Griechisch und Latein dazu, Spanisch, Portugiesisch, Hindi und so weiter (insgesamt mehr als ein Dutzend). Er machte 1942 in Florenz Abitur, wo er Kurse für Kristallographie belegte. In Rom studierte er Philosophie und Theologie, mittelalterliche Geschichte in Salzburg, wo er 1951 mit einer Arbeit über Toynbee promoviert wurde. In diesem Jahr wurde er zum Priester geweiht und ging nach New York, gab sein Habilitationsvorhaben an der *University of Princeton* auf, um dort als Armenpriester in einer puerto-ricanischen Gemeinde zu arbeiten. Er wurde 1956 Vizerektor der katholischen Universität von Santa Maria auf Puerto Rico, stellte mehr und mehr das Lehrsystem und die reaktionären Positionen des Klerus in Frage, gründete parallele Seminare und diverse Arbeitsgruppen.

Er wandte sich gegen das nordamerikanische Entwicklungskonzept, ließ sich in Cuernavaca, Mexico, nieder und eröffnete dort das *Centro intercultural de documentation (Cidoc)*. Der Weg nach Cuernavaca wurde für die radikale Linke zum obligatorischen Umweg. Das Zentrum arbeitet von 1966 bis 1976. 1967 brach er mit Rom, wo er wegen eines CIA-Berichts 85 Fragen der Inquisition beantworten sollte. Er publizierte die streng geheimen Fragen und gab sein Priesteramt auf, nicht aber Breviergebet und Zölibat, wurde Universitätsdozent in New York, Kassel, Berkeley, Marburg, Bremen und schließlich 1986 Professor an der Pennsylvania State University.

Mit den Büchern *Entschulung der Gesellschaft* [1971] und *Selbstbegrenzung* [1973] war der Ruf des knapp fünfzigjährigen Ivan Illich gefestigt; seine Ideen wurden weltweit diskutiert. In diesen ersten Werken untersuchte er, wie „Werkzeuge“ (darunter verstanden die „Institutionen“ und andere große „Gesellschaftsmaschinen“ wie Kirche, Schule, Krankenhaus, Transportwesen

usw.), wenn sie einmal ein bestimmtes Stadium überschritten haben, kontraproduktiv werden. Je weiter sich ein technisches System entwickelt, so seine These, desto größer wird die Heteronomie des Individuums und desto geringer dessen Autonomie, so dass es immer abhängiger wird von dem, was es nicht beherrschen kann: Nuklearenergie, Autobahn, Chemotherapie, Genmanipulation usw. Dahinter steckte eine bemerkenswerte Kritik des so genannten Fortschritts und dessen, was ihn legitimiert, nämlich die Befriedigung angeblicher Bedürfnisse. Dabei lehnte er den Ansatz des *Club of Rome* ab und glaubte in keiner Weise an einen „Schutz der Natur“.

Die Frage, wie standardisierte und allgemein gültige Bedürfnisse erzeugt werden, beschäftigte Illich jahrelang und führte dazu, dass er weitere begriffliche Genealogien aufstellte wie „Mensch“, „Leben“, „Genus“, „Person“ oder „Gesundheit“, mit deren Hilfe er die abendländische Geschichte neu betrachtete. Zu welchem Zeitpunkt, unter welchen Umständen und mit welchen Folgen wird beispielsweise die Arbeit zum entscheidenden Faktor der individuellen und kollektiven Existenz? In *Shadow-Work* [1981] und *Genus - Zu einer historischen Kritik der Gleichheit* [1982] ergänzte und erläuterte er seine früheren Essays. Seine letzten Forschungen zum Thema Mündlichkeit, Schrift und Bild schließlich blieben unbeachtet. In den *Zeitensprüngen* ist diese Forschungsarbeit *Im Weinberg des Textes. Als das Schriftbild der Moderne entstand. Ein Kommentar zu Hugos 'Didascalicon'* [engl. 1990; deutsch 1991] im Heft 3/1997 [330-343] vorgestellt worden, als eine Widerlegung der karolingischen Existenz im frühen Mittelalters, wie sie etwa Arno Borst vertritt.

Die jetzt aufgeflamnte Diskussion über die Sozialsysteme hatte Illich bereits 1975 vorausgeahnt: Der Fähigkeit zur Selbstbestimmung stehen die von uns selbst geschaffenen Institutionen und die immer größer werdende Schar von Spezialisten und Experten im Wege, die den Menschen entmündigen. Wie es aussieht, werden die Institutionen sich diese Macht nicht nehmen lassen. „In Schulen und Universitäten werden die meisten Mittel darauf verwendet, die Zeit und die Motivation einer begrenzten Zahl von Leuten zu kaufen, um sie vorab festgelegt Probleme in einem rituell bestimmten Rahmen aufgreifen zu lassen. Menschen, die auf das richtige Maß heruntergeschult worden sind, gehen unkalkulierbaren Erlebnissen aus dem Weg. Für sie wird, was sich nicht messen lässt, zweitrangig und bedrohlich. Sie brauchen ihrer schöpferischen Kraft nicht mehr beraubt zu werden.“

Ivan Illich starb am 2. 12. 2002 in Bremen.

Weitere Werke: *Die Nemesis der Medizin* [1977]; *Die Lähmung der Gesellschaft* [1978]; *Fortschrittsmythen* [1978]; *Die sogenannte Energiekrise* [1979]; *Schulen helfen nicht. Über das mythenbildende Ritual der Industriegesellschaft* [1984]; *Entmündigung durch Experten* [1979]. Gesamtverzeichnis: <http://homepage.mac.com/tinapple/illich>

Leserbriefe und Diverses

Die islamische Expansion betreffend möchte ich darauf hinweisen, dass der historische Ablauf meines Erachtens in einem nicht unerheblichen Aspekt anders verlief, als in H. Illigs Büchern (und in seinem letzten, interessanten Fernsehbeitrag) dargelegt:

Persien machte nicht erst während der Eroberung Syriens, Palästinas und Ägyptens Bekanntschaft mit den monophysitischen und judenchristlich-ebionitischen Ideen; dieser Zeitraum dürfte für eine derartig massive Rückwirkung auf die persischen Eroberer auch zu kurz gewesen sein.

Es ist bekannt, dass im sassanidischen Herrschaftsgebiet (Mesopotamien z. B.) eine starke christliche Minderheit lebte und über die vorwiegend in Mesopotamien ansässige monophysitische Gemeinde der Jakobiten es bereits weit früher als um 611 zum Austausch christlich-monophysitischen Ideenguts kommen konnte. Sassanidenkönig Jesdegerd I. (399–420) begünstigte beispielsweise das Christentum; als Reaktion darauf kam es zu Christenverfolgungen, möglicherweise emigrierten damals bereits viele persische Christen nach Arabien.

Die Araber waren nicht unbedingt schwach und unbedeutend. So kam der Sassanidenkönig Bahram V. (420–439) mit Hilfe der Araber zur Herrschaft. Der arabische Klientelstaat der Lachmiden, gewiss kulturell von Persien beeinflusst, dehnte sich südlich von Euphrat und Golf vielleicht bis in die Region von Riad aus (analog existierte östlich von Palästina und Syrien der monophysitische, von Byzanz abhängige Vasallenstaat der Ghassaniden, dessen Oberhoheit sich möglicherweise bis nach Yathrib erstreckte und der wohl auch den Ebioniten eine Zuflucht bot).

Im Kontrast zu diesen relativ bevölkerungsarmen Gebieten lag im äußersten Südosten das bekannt reiche Arabia felix, etwa das Gebiet des heutigen Jemen umfassend, vergleichsweise dicht besiedelt mit einer das restliche Arabien zahlenmäßig übertreffenden Bevölkerung. Auch hier war Persien traditionell politisch präsent (und es ist interessant, dass die Berberburgen des Maghreb in vielen Details den Bauten des Jemen ähneln). Nachdem Äthiopien um ca. 335 dieses Land eroberte und das (monophysitische) Christentum verbreitete, unterstützte Persien die jüdische Religionsgemeinschaft im Lande, was zur Einsetzung wechselnder jüdischer und christlicher Herrscher führte. Schließlich blieb aber Persien nach seiner ab 550 erfolgenden Offensive erfolgreich und eroberte vermutlich die gesamte arabische Halbinsel. Ab 598 wurde Saba von persischen Satrapen regiert. Der 'letzte' dieser Satrapen trat 628 (nach traditioneller Datierung) zum Islam über!

Es könnte also demnach so gewesen sein, dass aufgrund eines mehrere Generationen währenden Kontakts und infolge des bereits im persischen Kernland jahrhundertlang stattgefundenen engen kulturellen und religiösen Austauschs eine verhältnismäßig breite Bereitschaft der Perser zur Übernahme der neuen islamischen (tatsächlich im Ursprung monophysitisch-judenchristlichen) Religion bestand.

Die Dynamik der islamischen (durch Persien getragenen) Expansion, insbesondere ihr scheinbar so unvermitteltes Auftreten ließe sich in diesem Kontext plausibel erklären.

Es ergeben sich in diesem Zusammenhang auch neue Aspekte hinsichtlich des Zeitraums des Wirkens des Propheten Mohammed – falls er denn tatsächlich real existierte. Bekanntlich sollen neben Mohammed zu seiner Zeit auch andere Propheten, z.B. Musalaima (Maslama) in Jamama (Zentralarabien) verkündet haben. Allah („der Gott“) war schon vor Mohammed ein weit verbreiteter Gott im arabischen Raum, mit dem monotheistisches Gedankengut verbunden wurde und dem auch bereits vor Mohammed u. a. das altarabische Heiligtum der Ka'aba in Mekka geweiht war!

Diese Gottheit wurde vermutlich in Auseinandersetzung mit ebionitisch-monophysitischen und nestorianischen Glaubensinhalten zum späteren charakteristischen Gott der islamischen Religion umgeformt. Soweit dies den Propheten betrifft, könnte er seine Lehren also eventuell im direkten Einflussbereich der persischen Großmacht oder abhängiger arabischer Stadtstaaten verbreitet haben, oder der Zeitraum seiner Tätigkeit müsste bereits vor der persischen Expansion vermutete werden. Hier besteht noch ein erheblicher Bedarf an historischer Aufklärung.

Dr. Dietmar Neukum, Edenkoben

*

Zum Hinweis auf Christoph Luxenberg [ZS 4/2002, 742]:

In seinem kurzen Hinweis kündigt Illig eine Nachprüfung an; diese dürfte ihm schwer fallen, da die Thesen des Autors sich auf seine Kenntnis des alten Syro-Aramäisch stützen, das selbst in der Fachwelt nur noch wenige beherrschen. Viele Islamwissenschaftler, Orientalisten, Arabisten, die Vieles über den Koran veröffentlicht haben, ärgern sich, da sie Luxenbergs Thesen nicht widerlegen oder überprüfen können. Mangelnde Aramäisch-Kenntnis ist auch ein Grund, warum die Zunft sich so wenig für die ältesten Koranfragmente aus dem Jemen interessiert [vgl. ZS 3-02, 486 Lit.].

Inzwischen gibt es weltweit viel Wirbel um Luxenbergs Thesen, darunter ebenso viel Zustimmung (von Theologen mit Aramäisch-Kenntnissen) wie wütende Verrisse. So, wie man einst Lüling intrigant aus dem Lehrgebäude herauskatapultiert hat, lässt sich das mit Luxenberg nicht machen, denn ihn

tangiert weder die persönliche Betroffenheit mancher Koranforscher, noch die theologische, noch die politische Seite der Debatte – er macht seine Philologie und kümmert sich nicht um den Rest. Allenfalls amüsiert ihn die ganze 'wissenschaftliche Erregung' als Folge jahrzehntelangen Tiefschlafes.

Sein Pseudonym gilt weniger der abendländischen Wissenschaft, die sich gegenüber der mittelalterlichen Kirche nach Jahrhunderten immerhin freie Meinungsäußerung erkämpft hat, sondern der Haltung eines Teils der muslimischen Welt, die keine Tradition in kritischer Textexegese hat und reagiert, als könne diese ihre Religion kaputtmachen.

Sie könnte in Lülings Texten den wissenschaftlich-intellektuellen Hintergrund finden, den sie selbst nicht mehr glaubhaft machen kann: Dass ihre Religion nämlich weit mehr positive Substanz zeigen könnte als eine Seifenblase, wenn man sie nur von zu viel überflüssiger und abgestandener Luft befreien würde.

Lüling hatte bereits gezeigt, dass die Quraisch syro-aramäische Christen waren, so dass eine aramäische Lesart des Koran durchaus sinnvoll scheint; dass Luxenbergs Lesart das letzte Wort in der Sache ist, kann m. E. nur der glauben, den es beispielsweise zufrieden stellt, im Paret-übersetzten Koran statt „Paradiesjungfrauen“ nun „Weintrauben“ zu lesen.

Gemeinsam ist beiden Autoren der Nachweis der christlichen Herkunft des Propheten und zahlreicher Koransuren; sie schließen sich also nicht gegenseitig aus.

Die Unterschiede sind kurz folgende: Lüling betreibt einen kontextbezogenen theologischen Ansatz, wie er in Deutschland bis 1910 üblich war (die heutige theologische Forschung liegt wieder weit hinter diesem Ansatz zurück.) und sieht die Entstehung des Islam in der Abwendung des Propheten vom syrisch-trinitarischen Christentum und der Einbeziehung des anikonischen Kultes des arabischen Nomadentums. Luxenberg betreibt mit syro-aramäischen Sprachkenntnissen reinste deutsche Philologie und sieht den Islam erst durch Abdal Malik ibn Marwan 'entstehen'.

Man muss es durchaus bedauern, dass beide Autoren ihre Kräfte nicht zusammenführen und die Kraft der wesentlichen Aussage bündeln, aber das ist aus verschiedenen Gründen wohl nicht machbar. Einerseits mag Lüling aus theologischer Sicht von den „Weintrauben“ u.ä. wenig halten, andererseits – und das scheint mir gravierend – schreibt Luxenberg am Ende seines Buches, er sei der Erste, der die diakritischen Punkte als Fehlerquelle heranzieht. Eben das hat aber Lüling längst vor ihm getan, was Luxenberg mit einem einzigen Blick auf das Titelbild von Lülings Urkoran hätte sehen können. Dass er, der das Buch besaß, es nicht nur nicht gelesen, sondern nie daraufgeschaut hat, ist schwer vorstellbar – daraus erklärt sich aber, dass er es nicht unter sei-

ner Literatur anführt. Wie ich hörte, will er dieses bedauerliche Versäumnis in seinem nächsten Buch nachbessern. Man darf gespannt sein.

Dass aber in der Wissenschaftswelt solche weltfremden 'Versäumnisse' immer irgendwem 'Wasser auf die Mühlen' gießen, berichtete mir Dr. Lülिंग: Seine seit 30 Jahren im 'Stillen' gegen ihn arbeitenden Gegner frohlocken inzwischen, dass Luxemburg den Lülिंग in Verruf bringe. Man macht Wirbel um Luxemburg und ist froh, sich Lülिंग nicht stellen zu müssen.

Und noch etwas muss kritisch angemerkt werden: Diejenigen, die in der Fachwelt Lülings Standpunkt teilen, tun dies ebenfalls sehr 'still' und unternehmen nichts, um den Thesen zur Anerkennung zu verhelfen oder sie in die Diskussion zu bringen.

Deshalb muss es freuen, zu hören, dass die englische Übersetzung und Neubearbeitung von Lülings „UrQur'an" demnächst erscheint, womit dieser auch der muslimischen Welt zugänglich wäre. Denn dort gibt es mehr Diskussion über die Entstehungsgeschichte des Koran und des Islam, als hierzulande bekannt ist.

Z.-A. Müller, Berlin

Anmerkung der Redaktion: In realistischer Einschätzung meiner syro-aramäischen Kenntnisse hatte ich geschrieben: „Bei Luxemburgs Übersetzung werden zum Beispiel aus den großäugigen Huris perlengleiche Weintrauben, die den Gläubigen im Paradies erwarten. Wir werden das dereinst nachprüfen" – Ausdruck zarter Hoffnung, dass wir uns dereinst alle im Paradies wiedersehen und das dortige Ambiente in Augenschein nehmen werden.

Müller missversteht auch den Unterschied zwischen Jungfrauen und Weintrauben. Beim Lesen im Koran war ich von der dort geschilderten Paradiesgestaltung enttäuscht: immer wieder Gärten mit Strömen von Wasser und Paradiesjungfrauen [Sure2,26], manchmal um schwellende Pfühle, Wein und Jünglinge bereichert [etwa in Sure 56]. Diese vielfach wiederholte Schilderung wirkte auf mich ähnlich wie das Paradies in Dantes *Göttlicher Komödie*: weniger interessant als Hölle und Fegefeuer.

In der neuen Übersetzung wird die Verbindung zwischen dem verlorenen und dem zukünftigen Paradies deutlicher. Nun kann ich das reichliche Wasser als Metapher der vier Paradiesflüssen sehen; nun ließe sich aus den Weintrauben der Hinweis auf Früchte gewinnen, die einst verboten waren (die Genesis spricht nicht von Apfel) und nunmehr verzehrt werden dürfen, also auch die Früchte vom Baum der Erkenntnis und vom Baum des ewigen Lebens (in Sure 7 werden die beiden Bäume auf einen komprimiert, während die Genesis [3,3 und 3,22] von zwei verschiedenen Bäumen spricht, aber nur einen mit Verbot belegt). So ergibt sich nun eine erhabene, leichter verständliche Verbindung von Schöpfungsbeginn und Schöpfungsende.

*

„Man unterschätzt Saddam Hussein, den irakischen Staatspräsidenten, als ‚Revolverhelden‘ natürlich gewaltig; man verzerrt ihn grotesk durch den Vergleich mit einem ‚Frankensteinschen Monster‘, klassifiziert ihn als ‚Mörder‘, ‚Totschläger‘ wohl richtig, und überdimensioniert ihn enorm durch Vergleiche vieler Ahnungsloser und Opportunisten mit Hitler und Stalin (Bulloch/Morris). (Wäre er letzteres, warum ließ man ihn leben, nach so viel Aufwand? Die Antwort liegt nahe, um ihn ein zweitesmal bekriegen zu können).“

Karlheinz Deschner (1992): *Der Moloch*; Stuttgart · Wien, S. 368

*

Gleisharfen [ZS 2/2002, 234-246]:

Als erstes wiesen Angelika Müller und James Patterson, jeweils Berlin, auf eine verblüffende Ähnlichkeit hin: Es gibt entlang oberbayerischer Flüsse so genannte Hochäcker, die im Bild ganz ähnlich aussehen wie die von Johann Auer beschriebenen Gleisharfen in Niederbayern. Diese Hochäcker sind von Otto Förster, Gernot Spielvogel und Gerhard Nägele mit dem Goldabbau der Kelten in Verbindung gebracht worden: Diese Strukturen sind für sie keine frühmittelalterlichen Feldformen, sondern Überreste des Tagebergbaus der Kelten entlang der eiszeitlichen Flussufer.

Die Ähnlichkeit ist gut beobachtet, aber gleichwohl nicht zutreffend. Zum einen sind die „Hochäcker“ deutlich breiter als die Gleisspuren: 4 bis 6 oder auch 8 m gegenüber der Spurweite von gut 1 m (s. a. S. 95). Zum anderen liegen diese Bergbauspuren ziemlich flach, während Auers Gleisharfen immer an Steigungen liegen, die nur ganz gelegentlich als Uferböschungen angesehen werden können.

H.I.

Förster, Otto / Spielvogel Gernot / Nägele, Gerhard (1997): Auf der Suche nach dem Gold der Kelten - ein historisches Abenteuer; Stuttgart

*

Zu Gunnar Heinsohn „Karl als Kartograph?“ [ZS 2/2002, 278-306]

In dieser hochinteressanten Studie bietet Heinsohn einen Einblick in die Entwicklung der Kartographie, und er setzt die viel gezeigte „römische“ Straßenkarte, die Peutingerische Tafel, an den richtigen Platz: Es handelt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um eine humanistische Fälschung. Der Verdacht fällt auf Conrad Celtis, dem die Auffindung dieses über Jahrhunderte verschollenen Werkes zugeschrieben wird, und Konrad Peutinger, der 1536 mit diesem außerordentlichen „Fund“ an die Öffentlichkeit trat. Nun wird Peutinger in der Literatur für ehrlich gehalten, vor allem, weil er sich von Johannes Trithemius distanziert hat. Peutingers Kritik an den Fälschungen seines Freundes muss aber richtig interpretiert werden. Trithemius war zu dreist vorgegangen. Peutinger konnte es sich als Angehöriger des Augsburger Stadtpa-

triziats nicht leisten, als Kumpan eines Fälschers hingestellt zu werden. Und seine Angst war nicht ganz unbegründet. Conrad Celtis hatte außer der Hrotsvitha ein lateinisches Epos auf Friedrich Barbarossa entdeckt, den „Ligurinus“. Peutinger ließ dieses von Celtis gefälschte Epos 1506 drucken. Es wäre verwunderlich, wenn er nicht vom wahren Sachverhalt gewusst hätte.

Die andere Sache wird neuerdings etwas heruntergespielt. Peutinger schrieb unter dem Namen seiner Ehefrau Margarete Welser eine lateinische Abhandlung über römische Kaisermünzen und schickte das Werk an befreudete Humanisten zur Begutachtung. Er wollte unter Beweis stellen, dass Margarete humanistisch gebildet war wie Caritas Pirckheimer oder die Tochter des Thomas Morus. Die nordischen Frauen sollten mit ihrer Gelehrsamkeit die gebildeten Italienerinnen in den Schatten stellen. Heute wissen wir, dass Peutinger geschwindelt hat. Er könnte also, wie Heinsohn vermutet, durchaus an der Erstellung der „römischen“ Straßenkarte beteiligt gewesen sein. Die Geographie des Ptolemäus war ihm jedenfalls wohlbekannt. Das Werk wurde von seinem Freund Willibald Pirckheimer ins Lateinische übersetzt und mit 50 Karten im Jahr 1525 veröffentlicht. [Paul Joachimson (1903): Gefälschter Ruhm. Margaretha Peutinger und ihre lateinische Dissertation; in: Gesammelte Aufsätze. Beiträge zu Renaissance, Humanismus und Reformation. Ausgew. und eingeleitet von Notker Hammerstein. Bd. 2 Aalen 1983, S. 571-575; Ursula Hess: Lateinischer Dialog und gelehrte Partnerschaft; in: Deutsche Lit. von Frauen. Hg. v. G. Brinker-Gabler, Bd 1, S. 127-137]

Alfred Tamerl, A-6491 Schönwies, Dorfstr. 3

*

Es ist bald 1 Dekade her, dass auch in dieser Umgebung **unwiderruflich** nachgewiesen wurde, inwiefern die GKR dem LGR geschuldet & dass somit Tatsache ist: **unabänderliche**, durch **nichts** hinwegzuleugnende oder wegzudiskutierende, **eisen feststehende** Tatsache - schlichtweg **Tatsache** also -, dass sich **keine** astronomische Beobachtung, **kein** astronomisch bestimmtes Ereignis zeitlich **vor** die Mitte des Trecento (das "1"4. AD-Jh somit) verorten lässt. Da die XK-Zeitskala mit ihrer astronomisch retrokalkulierten Epoche & all ihren in einer Spanne von >1000 Jahren chronologisch verorteten vor-LGR-Datumsangaben ebenso dieser Tatsache unterliegt, fällt natürlich auch die gesamte darin gefasste "Geschichte" dahin, ausgenommen eindeutig zwar relativ miteinander verkettete, aber gleichwohl Xkalendarisch isolierte Perioden.

Die bizarre Sturheit, mit welcher sich sowohl die Leehrmeiner als auch die Chronologiekritiker & Zeitensprüngher an ihre XK-Fiktionen - mit oder ohne Phantomjahre - klammern hat ihren Grund offensichtlich hintergründig in ihrer Angst vor & deshalb im Willen zur Verdrängung der mit dem LGR endenden Wahnzeit-Katastrophenserie, vordergründig natürlich auch vor der Einsicht, jahrelang kaum mehr als Geschichtsklitterungen herumposaunt zu

haben. Ab wann wird wohl auf tatsachenignorierende widersinnige Artikel (beispielhaft in 4/2002:646 über die GKR oder die unausbleibliche redaktionelle Entgegnung auf vorliegenden Leserbrief (sofern überhaupt publiziert)) zugunsten ernsthafter Auseinandersetzung mit den Konsequenzen aus vorgenannter Tatsache verzichtet?

Im übrigen beweisen diese Umstände nur einmal mehr, dass die Wissenschaften ebenso wie die Religionen & Philosophien als KoV-Lieferanten zur Selbstaufklärung vollkommen ebenso ungeeignet wie unfähig sind.

marx@paf.li

RMNG = Rekonstruktion der Menschheits- & Naturgeschichte (vgl. www.paf.li/faqplus.htm)

PRW(-Kombinat) = Gesamtheit der Kollektivdenksysteme der Philosophen, Religionen & [exo- & esoterischen] Wissenschaften (Verdrängungsapparat)

KoV = Kollektive Verdrängung (mit dem Ergebnis irrationalen Verhaltens des Kollektivs in Holocaust, Krieg, Terrorismus & zerstörerische Technologie; Beispiele zum Erregungshintergrund vgl in www.paf.li/kollektive_verdr%C3%A4ngung.htm)

XK = christlicher Kalender

GKR = Gregorianische Kalender-Reform -370/-363 UK (1577/1582 XK)

LGR = Letzter Grosser Ruck (bislang letzter einer Serie von Kataklysmen in der Mitte des Trecento, hervorgerufen durch eine Repositionierung der Erde; vgl www.paf.li/lgr.htm)

Die Redaktion druckt diesen Leserbrief gerne unverändert ab, ist er doch beredtes Zeugnis für den Standpunkt der einstigen ZS-Autoren Eugen Gabowitzsch, Christoph Marx und Uwe Topper, orientiert (auch) an Anatolij Fomenko. Weitere einschlägige Beiträge erübrigen sich dadurch.

*

Zum Runenlesen in Konrad Fischers Leserbrief [ZS 3/2002, 478 f.]:

Die Lesart von K. Fischer erscheint mir in der Tat „kühn“: Nach den mir bekannten Runenalphabeten / „Futharks“ [Földes-Papp, Karoly (1984): Vom Felsbild zum Alphabet; Stuttgart / Faulmann, Carl (Reprint 1985): Das Buch der Schrift; Nördlingen] und aus Anlass von Fischers durchgeführter Internet-Recherche kann ich als akzeptabel nachvollziehen:

1. Buchstabe: H,
- 2.: eher TH (thorn) statt P,
- 3.: K (zwar spiegelverkehrt, aber das soll vorkommen)
- 4.: A (spiegelverkehrt und mit Fragezeichen, da 1 Strich zuviel. Doppel-A?),
- 5.: I,
- 6.: T (mit Fragezeichen, weil Striche zuviel, vielleicht auch TT oder (zwar kopfstehend, aber ähnlicher) ZZ!?),
- 7.: Fraglich; dieses sehr ungewöhnliche Zeichen konnte ich in dieser Form (Doppelsichel?) in keinem ‘Alphabet’ oder ‘Futhark’ entdecken.
- 8.: NG (zwar Rechteck statt Raute, aber das soll vorkommen),
- 9.: U (bei sehr freier oder nachlässiger Strichführung),

Meine eigene „kühne“ Lesart ist daher: H TH K AA I ZZ ?? NG U (statt ZZ vielleicht TT), ohne dass ich eine Ahnung hätte, was das bedeuten könnte.

Der Versuch, die Schrift kopfstehend mit irgendeinem Runenalphabet zu interpretieren, brachte dagegen weit weniger Treffer. Auch führten Versuche, die Zeichen nach der auf S. 480 abgedruckten „ancient Hungarian Runic Script“ in allen topologischen Varianten – links nach rechts, spiegelverkehrt, kopfstehend, kopfstehend spiegelverkehrt – zu identifizieren, nicht weiter.

Die Gegenüberstellung von Zeichen und Lautwerten auf der entsprechenden Website suggeriert, dass sich die Lautwerte insbesondere der modernen ungarischen Vokale seit „ancient“ Zeiten nicht mehr oder nur 1:1 geändert hätten – für jeden Linguisten eine abenteuerliche Vorstellung.

Übrigens: www.hunmagyar.org/hungary ist die „website of the Ottawa Hungarian Folkdance Chamber Group“, also Folklore und keine „Wissenschaft“, wie K. Fischer unterstellt.

Hinzuzufügen wäre noch, dass die Uminterpretation der Runenzeichen mit anderen Lautwerten, um sie in anderen Sprachen (z.B. ungarisch oder alt-türkisch 'lesen' zu können, anscheinend Konjunktur hat; z.B.

www.antalyaonline.net/futhark/index.htm

Karl-Heinz Lewin

*

Baiern in Stonehenge:

Knapp vier Kilometer von Stonehenge entfernt wurden zwei Männerskelette aufgedeckt, die zu ihren besseren Zeiten am Alpennordrand aufgewachsen sind. Das ergab die Sauerstoffisotopenanalyse ihrer Zähne. Einige Briten fürchteten daraufhin, dass ihr 'Druiden-Dome' gar das Werk bierseliger Krauts wäre. Das kann man getrost ausschließen: Der dank reicher Grabfunde schnell zum „König von Stonehenge“ Aufgestiegene hätte in seiner Heimat nichts über Megalithbau lernen können. Er war vielmehr Schmied, wie die Grabbeigaben verraten. Während der SPIEGEL sich wundert, dass der weitgereiste Mann ein steifes Bein hatte, spricht gerade diese Behinderung für sein Handwerk. Seit Hephaistos' Himmelsturz humpelte der Gott der Schmiede auf goldenen Krücken; seitdem wurden Schmiede gelähmt, teils weil sie als Schamanen galten, teils weil sie ihr Geheimwissen nicht verbreiten sollten.

Der Verdacht, dass die so genannte Glockenbecherkultur (2500–2200) kein stes wanderndes Volk repräsentiert, das von Portugal über Spanien, England, Deutschland, Polen, Ungarn und Italien präsent war, sondern Händler und Wanderschmiede, scheint sich zu erhärten. Dann erklärt sich auch die häufige Vergesellschaftung mit Funden aus scheinbar anderen Zeiten. H.I

Kratzer, Hans (19.3.2003): „Der König von Stonehenge- ein Bayer?“, in SZ

Schulz, Matthias (17.2.2003): „Amboss im Grab“, in *Der Spiegel*; Nr. 8, S. 134

Die Post zockt ab

Egidius Mantis

Es lebe der Markt und die Deregulierung: Unter Anteilnahme der gesamten briefschreibenden Öffentlichkeit wurde die gelbe Post zu einer imposanten Kürzung ihres Briefportos gezwungen. In vielen Anzeigen informierte sie alle Welt, dass ein Brief nunmehr statt 0,56 € nur noch 0,55 € kostet – ein unfreiwilliger Verzicht auf immerhin 2 % des Erlöses je Brief.

Nun rechnete sich der gemeine Konsument reich: nach 1.000 Briefen – das wäre für die meisten 'lebenslänglich' – bereits 10,- € gespart! Die wenigsten erfuhren, dass die Deutsche Post zum selben Moment, also ab 1. 1. 2003 Vorsorge getroffen hat, ihre Scheuern gar nicht erst leer werden zu lassen.

Ohne Tamtam erhöhte sie die Tarife für „Presse und Buch international“, früher „Büchersendung“ genannt. Bei den Lesenden fand sie ihre Opfer:

Prozentualsteigerungen bei Bücher, Zeitschriften, Zeitungen

bis 50 gr. 0,77 > 0,90 ≈ 16,8 %	bis 750 gr. 2,30 > 3,10 ≈ 34,7 %
bis 100 gr. 1,02 > 1,20 ≈ 17,6 %	bis 1.000 gr. 2,81 > 4,10 ≈ 45,9 %
bis 250 gr. 1,28 > 1,70 ≈ 32,8 %	bis 1.500 gr. 3,58 > 6,10 ≈ 70,3 %
bis 500 gr. 1,79 > 2,60 ≈ 45,2 % !	bis 2.000 gr. 4,60 > 8,50 ≈ 84,7 % !

Nirgends wurden Proteste laut, dass 32 bis 84 % vielleicht doch ein wenig viel sein könnten (die untersten beiden Gewichtsklassen scheiden ohnehin für den praktischen Gebrauch aus). Ein Heft der *Zeitensprünge* von München bis Kufstein zu expedieren, kosten nunmehr 45 % mehr als früher. So verliert sich zunehmend der Auftrag an die staatliche Post, Kultur billiger zu befördern. Damit nicht genug – 84 % machen sinnlich –, wurden zum 1.3. auch die Paketpreise 'geringfügig' angehoben:

Pakete (mit veränderten Gewichtsklassen)

bis 4 kg 5,90 > bis 5 kg 6,70 ≈ 13,5 %
bis 8 kg 6,80 > bis 10 kg 9,70 ≈ 42,6 % (bei Paketen von 5 bis 8 kg)
bis 12 kg 7,70 > bis 20 kg 13,- ≈ 68,8 % (bei Paketen von 10 bis 12 kg)
bis 20 kg 9,50 > bis 20 kg 13,- ≈ 36,8 %

Auch bei diesen Steigerungen wird man uns weismachen, dass weder Wucher noch eine relevante Teuerungsmarge vorliege. Und so kompensiert die Post mit 1 „internationalen Büchersendung“ 390 verbilligte Briefe. Schön für die Post. Der Mantis Verlag musste sich dafür entscheiden, bei Buchverkäufen an Abonnenten das Porto separat auszuweisen, kosten doch viele Bücher wie auch dieses Heft im Inland 0,77 €, im Ausland aber jetzt 2,60 € Porto.

Mantis Verlag (Preise ohne Porto)

Georg Menting (2002): Die kurze Geschichte des Waldes. Plädoyer für eine drastische Kürzung der nacheiszeitlichen Waldgeschichte
170 S., 34 Abb., Pb.; 14,90 €, für Abonnenten 12,23 €

Heribert Illig · Gerhard Anwander (2002): Bayern in der Phantomzeit.
Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters. Eine systematische Studie in zwei Bänden
958 S., 346 Abb., 2 Pb.; 49,80 €, für Abonnenten 42,44 €

Franz Siepe (2002): Fragen der Marienverehrung. Anfänge, Frühmittelalter, Schwarze Madonnen
240 Seiten, davon 16 Kunstdruckseiten, Pb.; 17,90 €, für Abonnenten 14,23 €

Heribert Illig · Franz Löhner (⁵2001): Der Bau der Cheopspyramide
nach der Rampenzeit
270 S., 127 Abb., Pb., 18,41 €, für Abonnenten 15,23 €

Gunnar Heinsohn · Heribert Illig (⁴2001): Wann lebten die Pharaonen?
Archäologische und technologische Grundlagen für eine Neuschreibung der Geschichte Ägyptens und der übrigen Welt
503 S., 192 Abb., Pb., 27,61 €, für Abonnenten 22,72 €

Gunnar Heinsohn (³2000): Wie alt ist das Menschengeschlecht?
Stratigraphische Grundlegung der Paläoanthropologie und der Vorzeit
158 S., 42 Abb., Paperback, 11,25 €, für Abonnenten 10,23 €

Alfred Tamerl (1999): Hrotsvith von Gandersheim.
Eine Entmystifizierung
327 S., 17 Abb., Pb., 20,40 €, für Abonnenten 17,23 €

Gunnar Heinsohn (³1999): Assyrerkönige gleich Perserherrscher!
Die Assyrienfunde bestätigen das Achämenidenreich
276 S., 85 Abb., Pb., 18,41 €, für Abonnenten 15,23 €

Gunnar Heinsohn (²1997): Wer herrschte im Indus?
Die wiedergefundenen Imperien der Meder und Perser
102 S., 43 Abb., Pb., 10,23 €, für Abonnenten 9,23 €

Heribert Illig (³1996): Hat Karl der Große je gelebt?
405 S., Pb., Vorläufer des ‚Erfundenen Mittelalters‘, für Abonnenten 3,72 €

Reinhard Sonnenschmidt (1994): Mythos, Trauma und Gewalt
in archaischen Gesellschaften
131 S., 25 Abb., Pb., 11,25 €, für Abonnenten 10,23 €

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')
Jahrgang 15, Heft 1, April 2003

- 3 Editorial
- 4 Andreas Birken: Früher oder später: Amerikas
Besiedlung. Eine Buchbesprechung
- 7 Otto Ernst / Jürgen Zimmermann: Chufu-Kartusche wohl
doch gefälscht
- 13 Ralf Radke: Sargon Sanherib und Esarhaddon
- 23 Ralf Radke: Alles reiner Zufall? Replik auf Zeller
- 30 Karl Günther: Wann ist die Bibel entstanden?
Zusammenfassung bisheriger und neuer Überlegungen
- 46 Johannes Neumann: Das Alte Testament - jüdische
Literatur aus der Zeit des Herodes und seiner Nachfolger
- 67 Walter Dubronner: Sommerhälde, Kürnbach
- 70 Peter Amann: Konnten Druiden Längengrade
bestimmen?
- 100 Josef Hölzl: Warum gibt es in der Toskana keine
Dörfer?
- 105 Alfred Tamerl: Antikes und Karolingisches in Tirol
- 137 Gunnar Heinsohn: Die Streichung der polnischen
'Karolinger'
- 150 Klaus Weissgerber: Noch einmal: Aitony und der
Goldschatz von Nagyszentmiklós /Hungarica II)
- 161 Heribert Illig: Split und die Rätsel Altkroatiens
- 191 Gerd Kögel: Was steht wirklich im Koran? Wie steht er
zum Christentum? Die Thesen des Islamgelehrten
Luxenberg
- 204 Ulrich Becker: „Guter Mond, Du gehst (gar nicht) so
stille“
- 209 Hans-E. Korth: Gerbert von Aurillac † 12. Mai 1003
- 222 Heribert Illig: Karls-Miszellen
- 231 Nachträge zur Frühmittelalter-Debatte
- 232 Nachruf auf Ivan Illich
- 234 Leserbriefe und Diverses
- 242 Egidius Mantis: Die Post zockt ab
- 243 Verlagsnachrichten